



Wilhelm Jerichow

**Der Rhein 1:
Von der holländischen
Grenze bis Cöln**

1877

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
2	Von Lobith bis Cöln	8
2.1	Lobith	9
2.2	Wesel	16
2.2.1	Die Schill'schen Offiziere	18
2.3	Die Ufer	19
2.4	Das Städtchen Orsoy	21
2.5	Uerdingen	23
2.6	Gellep	23
2.7	Kaiserswerth	24
2.7.1	Der heilige Suitbertus	25
2.8	Düsseldorf	30
3	Von Düsseldorf nach Cöln mit dem Dampfschiffe	37
4	Von Cöln nach Düsseldorf auf der Cöln-Mindener Eisenbahn	39
4.1	Cöln	39
4.1.1	Der Dom	39
4.1.2	Albertus Magnus	46
4.1.3	Die Jesuiten- oder Maria-Himmelfahrtskirche	47
4.1.4	St. Ursula	47
4.1.5	St. Gereon	47
4.1.6	St. Aposteln	48
4.1.7	St. Peter	49
4.1.8	Maria von Medici	51
4.1.9	St. Maria im Kapitol	51
4.1.10	Groß-Martin	52
4.1.11	Kleine Geschichte von Köln	53
5	Von Cöln bis Düsseldorf	56
5.1	Der Centralbahnhof	56
5.2	Die Eisenbahnbrücke	56
5.3	Deutz	57
5.4	Mülheim am Rhein (Kreis)	59
5.5	Die Stadt Mülheim am Rheine	60
5.6	Ausflüge	61
5.7	Bensberg	63
6	Von Düsseldorf bis Oberhausen	66
6.1	Duisburg	67
7	Von Cöln nach Nymwegen	72
7.1	Neuß	73
7.1.1	Die heilige Hildegunde von Neuß	75
7.1.2	Das Turnier zu Neuß	77
7.1.3	Tile Kolup	78
7.2	Krefeld	80
7.2.1	Die Schlacht bei Krefeld 1758	81
7.3	Kempen	81
7.4	Geldern	84
7.5	Ausflug nach Xanten	85

7.5.1	Castra vetera	85
7.5.2	Xanten und die Gräber in seiner Umgebung	88
7.6	Kevelaer	91
7.7	Station Weeze	91
7.8	Goch	91
7.9	Station Cleve	93
7.10	Ausflug nach Calcar	94
7.10.1	Schloss Moyland	94
7.10.2	Jan von Calcar	95
7.10.3	Friedrich Wilhelm von Seydlitz	95
8	Aufstand der Batavier	98
8.1	Claudius Civilis, auch Claas der Borgen genannt	98
8.2	Die Caninefater stehen auf. Schlacht bei Bonn	99
8.3	Die Römer ziehen von Mainz nach Xanten	100
8.4	Ueberfall von Asciburgium, Kampf zu Gelduba	100
8.5	Erneuerter Angriff auf Xanten und Kämpfe bei Neuß und Gelduba	101
8.6	Civilis giebt die Verstellung auf	101
8.7	Die Tenkterer und die Cölner. Veleda. Ausbreitung des Aufstandes	103
8.8	Kämpfe bei Trier. Abfall der Cölner und ihre undeutsche Gesinnung	103
8.9	Schlacht bei Xanten. Sieg der Römer. Unterwerfung des Civilis	105
	Hilfsmittel	108



1 Einleitung

Man hat die Rheinprovinz häufig eine Perle in der Krone Preußens genannt. Dieses Lob ist kein übertriebenes, denn selten wird ein Land gefunden, wo Natur und Kunst, Handel und Industrie so eng verschwistert sind, wo Wohlstand und gute Sitte so innig Hand in Hand gehen und wo der Charakter des Volkes so fröhlich und angenehm ist. Es giebt allerdings viel schönere, reichere und vom Himmel begünstigtere Länder – am Rheine wachsen weder Datteln, noch Pomeranzen, aber wenn man Alles in Allem betrachtet, Vortheile und Nachtheile gegeneinander abwägt, so bleibt der Rhein immer eine Perle. Das Völkchen, welches denselben bewohnt, paart mit einer unverwüstlichen Fröhlichkeit einen angenehmen Ernst und eine wohlthuende Würde. Offen und aufrichtig kommt es Jedem entgegen, aber Mißbrauch des Vertrauens vergißt es nicht leicht. Wer es einmal gewonnen oder verloren hat, der hat es für immer gewonnen oder verloren.

Nur ein kleiner Theil dieser schönen Provinz, nämlich Cleve, Obergeldern und Mörs, war schon früher und zwar seit zweihundert Jahren mit Preußen verbunden; der bei Weitem überwiegend größere Theil kam erst durch den Wiener Congreß hinzu.

Wenn man bis zum Anfange der historischen Zeit dieses Ländercomplexes hinaufsteigt, so findet man die rechte Seite des herrlichen Stromes von verschiedenen germanischen Völkerstämmen, die linke theils von übergesiedelten Germanen, theils von Galliern bewohnt. Beide aber waren nicht die Urvölker des Landes, sondern nur die Nachfolger des großen Volkes der Kelten. Ob diese die ersten Völker waren, die sich hier häuslich niederließen, oder ob ihnen noch andere vorhergingen, das wird wohl niemals klar gestellt werden, und für unsern Zweck ist es auch ganz gleichgültig.

Die Wohnsitze der einzelnen Stämme waren keine durchaus festen, vielmehr finden wir sie häufig in Bewegung und ihre Niederlassungen ändernd. Sie waren kein Nomadenvolk, also nicht, wie ein solches stets auf der Wanderung, aber es fehlte ihnen doch jene Stabilität, die den Landmann fest an die Scholle klebt. Die Künste des Friedens waren noch nicht weit genug vorgeschritten, um die Ausüber derselben so fest zu halten, wie dieses heute der Fall ist.

Wir lernen sie erst durch die Römer kennen. Mit diesen lagen sie in beständigem Kampfe, wurden derselben aber erst Herr, als sie sich mit den

übrigen Stämmen zu dem allgemeinen Frankenbunde vereinigten. Nachdem die römische Macht zertrümmert war, gründeten sie das große Frankenreich, welches sich über Germanien und Gallien erstreckte und seinen mächtigen Einfluß auch außerhalb seiner Grenzen fühlbar machte.

Aber die Kraft der Franken, die sich gegen den gemeinsamen Feind so herrlich bewährt hatte, erlahmte an innern Zwistigkeiten, und im Laufe der Zeit zersplitterte sich das große Reich in unendlich viele Theile. An allen Enden erhoben kleinere und größere Dynasten ihre Häupter und machten sich zum Schaden des Ganzen selbstständig, nur zusammengehalten durch das lose Band der später eingetretenen kaiserlichen Oberherrschaft.

Auch die Rheinprovinz wurde in den Strudel der Zersplitterung hineingezogen, und in ihren jetzigen Grenzen besteht sie aus ungefähr hundert, einst reichsunmittelbaren Gebieten, deren Wiederzusammensetzung dem hydraköpfigen Ungeheuer von Gesetzen und Verwaltungen nach und nach ein Ende gemacht hat.

Zu den hervorragendsten Bestandtheilen dieses Dynastenconglomerates gehörten zum Theil die Churfürstenthümer Cöln und Trier, sowie die Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg.

Das Erzstift Cöln bestand aus zwei getrennten Theilen, wovon nur der größere, zusammenhängende Theil, der sich zwanzig Meilen lang den Rhein hinab erstreckte und dem linksrheinischen Ripuarierlande entsprach, zur Rheinprovinz gehört. Es zerfiel in das obere Erzstift mit der Residenzstadt Bonn und das untere Erzstift mit der Hauptstadt Neuß.

Die Entstehung des Erzbisthums konnte, wie es in der Natur der Sache liegt, erst mit der Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden ihren Anfang nehmen; es baute sich auf den Trümmern des ripuarischen Frankenreiches auf und erlangte mit seinem geistlichen Ansehen nach und nach auch eine große weltliche Macht. Weit über das Uferland hinaus, in ganz Westphalen, im Utrechter Sprengel und in den nördlich gelegenen Strichen herrschte der cölnische Krummstab und noch weiter reichte der politische Einfluß, dem sich selbst die Kaiser nicht entwinden konnten.

Im Lüneviller Frieden wurden das obere und untere Erzstift zu Frankreich geschlagen und jetzt gehört es mit all' seinen Theilen zu Preußen.

Das Erzstift Trier zerfiel ebenfalls in ein oberes mit der Hauptstadt Trier und ein unteres mit der Hauptstadt Coblenz.

In Trier waren die Römer am mächtigsten, und dort herrschten mehr, als in irgend einer Stadt Germaniens und Galliens, römisches Leben und römische Sitte, wie man es noch an den großen prachtvollen Ruinen der römischen Bäder und an den Ueberresten des Amphitheaters abnehmen kann. Wahrscheinlich war dieser Umstand schuld daran, daß es auch unter allen germanischen Städten zuerst den von Rom ausgehenden christlichen Impulsen folgte und die ersten Bekenner in seinen Mauern zählte. Die Sage will die Anfänge des Christenthums sogar in die Zeiten der Apostel verlegen. Sie erzählt, daß der heilige Petrus selbst die ersten Sendboten des Evangeliums nach Trier gesandt habe.

Die Erzbischöfe und Churfürsten haben ebenfalls nachhaltig in die Gestaltung der politischen Dinge eingegriffen, bis sie 1801 den Franzosen unterlagen und später ihre Ländergebiete an Preußen übergeben wurden.

Die Herzöge von Cleve waren die Nachfolger kleiner Dynasten, deren Ursprung sich in das Gewand der Sage verhüllt. Im Anfange hören wir nur von Grafen, deren Macht und Ansehen aber mit jedem Jahrhundert zunimmt, so daß sie 1417 vom Kaiser Sigismund den Herzogstitel erhalten konnten.

Auch die Grafen von Jülich sind bis zum zehnten Jahrhundert von einem mystischen Dunkel umgeben, aber sie gelangen schon 1356 unter Kaiser Karl IV. zur Herzogswürde.

Die Grafschaft Berg ging von kleinen Anfängen aus, erweiterte sich durch glückliche Kriege, Erbschaften und Käufe, und verlegte nach der siegreichen Schlacht von Worringen ihren Schwerpunkt an den Rhein nach Düsseldorf. Sechzig Jahre später erlosch der männliche Stamm und Berg kam durch Heirath an Jülich, so daß von jener Zeit an nur noch von einem Herzogthume Jülich-Berg die Rede ist. Das Land hatte durch diese Vereinigung schon eine große Macht erlangt, die sich aber noch bedeutend erweiterte, als auch hier der Mannesstamm ausstarb und Maria, die einzige Tochter des letzten Herzogs, sich mit Johann von Cleve vermählte und die drei Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg nebst den zugehörigen Ländern Mark, Ravensberg und Ravenstein einem einzigen Herrscher gehorchten.

Das große schöne Ländergebiet wurde nun eines der mächtigsten und einflußreichsten in ganz Deutschland und der Hof zu Düsseldorf wetteiferte an Glanz und Bedeutung mit den größten Staaten, so daß Frankreich und England um seine Gunst buhlten und sich bestrebten, Heirathsverbindungen mit demselben anzuknüpfen.

Der Keim des Unterganges aber war schon vorhanden und lag zum Theil in den Persönlichkeiten der beiden letzten Herzöge, die einem unheilvollen Blödsinne verfallen waren. Johann Wilhelm, der

letzte Herzog, starb 1609 ohne Erben. Von dieser Stunde an wurde das Herzogthum der Zankapfel mehrerer Prätendenten, die aus verschiedenen Gründen Ansprüche auf die Herrschaft geltend machten. Ein langer, verdrießlicher Erbfolgestreit war die Folge. Fehden und Kriege, Religionsstreitigkeiten und persönliche Rancünen hörten nicht auf. Nachdem alle diese Streitigkeiten geschlichtet waren, fiel das Land verschiedenen Herren anheim und hatte sogar eine Zeitlang eine französische Herrschaft zu ertragen, bis es endlich 1814 ganz an Preußen fiel.

Die Rheinprovinz kann sich nur weniger großer Gütercomplexe rühmen, wie dieses in andern Provinzen der Fall ist. Da sich der Besitz von den Eltern auf die sämmtlichen Kinder vererbt, so ist der Grund und Boden sehr zerstückelt und zertheilt; aber diese kleinen Parzellen, die so vielen Händen angehören, werden gerade deßwegen sehr ausgenutzt, und es liegt nur brach, was der Cultur überhaupt oder doch nur schwer zugänglich ist. Der Boden bringt alle Getreidearten: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz und Buchweizen hervor. In einigen Gegenden wird auch Mais und Hirse gezogen.



Stardensifiel (*Dipsacus fallonum*).

Für den Handel und die Fabrikation werden Reps, Flachs, Hanf, Tabak, Karden, Runkelrüben cultivirt. Für die Viehzucht fehlt es nicht an Wiesen, Rüben, Klee, und die Gärten liefern Gemüse aller Art. Die Provinz ist reich an Obst und Wein, und in den Wäldern wird viel Eichenlohe zum Gerben gewonnen.

Sie hat die meisten größern Städte und Flecken und eine Menge Dörfer, ist überhaupt der bevölkerteste Landstrich von ganz Europa.

Noch wichtiger als der Ackerbau ist die Industrie. Sie übertrifft in dieser Hinsicht alle Provinzen des preußischen Staates und kann sich den industriellsten Ländern der Erde kühn zur Seite stellen. Ein ganzes Heer von Bergleuten beschäftigt sich mit der Gewinnung der mineralischen Bodenschätze: Eisen, Blei, Zink, Kupfer, Stein- und Braunkohlen, Mülhsteine, Traß, Dachschiefer, Kalk, Marmor, Thon etc. In einer unzähligen Menge von Etablissements werden die Erze geschmolzen und zu den mannichfachsten Gegenständen verarbeitet.

Außerdem bestehen eine große Anzahl von Fabriken, in welchen Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs Hanf etc. verarbeitet werden. Papier-, Leder-, Seifen-, Essig-, Oel-, Porzellan- und andere Fabriken sind ebenfalls zahlreich. Eisen- und Stahlwaaren erfreuen sich eines großen Rufes, und die industrielle Thätigkeit nimmt noch mit jedem Jahre sehr erheblich zu.

In Folge dieser rastlosen Industrie haben sich auch die Verkehrsmittel sehr gemehrt, besonders am Rheine, wo sich auf beiden Ufern Eisenbahnen und Landstraßen befinden, während der Strom selbst eine Menge von Schiffen befördert.

Von den Bewohnern kann man im Allgemeinen sagen, daß sie fleißig und betriebsam sind, einen treuen, offenen Charakter und ein fröhliches Temperament haben. Kunst und Wissenschaft hatten von jeher hier eine fruchtbare Stätte und werden auch noch jetzt fleißig gepflegt.

2 Von Lobith bis Cöln

Obschon die Rheinfahrt mit dem Dampfboote für den Reisenden wenig Interesse bietet, so halten wir es der Vollständigkeit wegen doch für nothwendig, zu Lobith, an der äußersten Grenze der Rheinprovinz, das Deck zu besteigen und unsere Fahrt rheinaufwärts bis nach Cöln auszudehnen. Diejenigen Orte, welche wir auf dieser Fahrt nicht berühren, werden uns später durch Eisenbahnen und Landstraßen zugänglich werden.

Schon in meinem Buche über Holland habe ich dargethan, daß der Rhein in alten Zeiten nicht den heutigen Lauf hatte. Da das Meer bis zum Siebengebirge hinaufreichte, so ergoß sich in den Urzeiten der Rhein dort in einem einzigen Strom in den Ocean; als aber das Meer allmählich zurückwich, gelangte er, ehe er die See erreichte, in die große Ebene, welche ihm gestattete, seine, nicht mehr von den begleitenden Gebirgen zusammengehaltenen Wasser je nach der Bodenbeschaffenheit zu zersplittern und in verschiedene Arme zu theilen, die sich an günstigen Punkten wieder vereinigten. Man kann diese verschiedenen Rheinarme, wie sie im Alterthume die Ebene durchflossen, an vielen Stellen noch verfolgen. Sie haben indessen häufig ihren Lauf geändert und es ist eine äußerst schwierige Untersuchung, festzustellen, zu welcher Zeit dieser oder jener Rheinarm entstand, wann er versandete und sich wieder in das alte Bett zurückzog. So viel aber steht fest, daß ein großer Theil der niederrheinischen Ebene mit einem Netze von Wasserfäden, welche dem Rheine angehörten, überzogen war.

Durch Eindämmungen, deren Anfänge wir indessen nicht kennen, wurde es möglich, die Wasser zu sammeln und in einem Hauptstrome zu vereinigen.

In der Gegend, wo wir uns jetzt befinden, war ein Zusammenhalten nicht mehr möglich und es begann die Zersplitterung, die sich fast bis zum Meere fortsetzt.

So weit unsere geschichtlichen Nachrichten reichen, fand die erste Theilung in Rhein und Waal dort statt wo im Jahre 1586 die Schenkenschanz in der Gabel gebaut wurde.

Im Jahre 1701 aber war der rechte Arm, der eigentliche Rhein, schon sehr versandet, das man im Sommer hindurchwaten konnte, und also die Schifffahrt sehr gehemmt wurde. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, gruben die Holländer drei Stunden flußabwärts bei dem Dorfe Panerden einen sieben Fuß tiefen und zwölf Ruthen breiten Kanal von Panerden, welcher der Waal das Wasser entnahm und zum nördlichen Rheinarme

führte. Die Folge war, daß der Rheinarm bei der Schenkenschanz ganz versiegte, in den neuen Kanal aber eine Menge Wasser abfloß, so daß der Rhein wieder schiffbar wurde. Das Stück Rhein zwischen der Schenkenschanz und dem Kanal von Panerden versumpfte gänzlich. Dieser versumpfte, etwa drei Stunden lange Rheinarm heißt der Oude Rhjn. Uebrigens führen viele vertrocknete Rheinarme naturgemäß diesen Namen.

So wenig Interesse hier der Rhein bietet an historischen Ereignissen, so reich seine Vergangenheit, denn die ganze Gegend in weitem Umkreise ist einst mit römischen Ansiedelungen bedeckt gewesen, und wo man jetzt nur Wiesen, Ackerfelder oder Wald sieht, da standen einst die schönsten römischen Kastelle, Befestigungswerke aller Art, prachtvolle Villen mit schönen Gartenanlagen, Tempel, Statuen und Bauten zur Belustigung der Soldaten und des Volkes. Gute Straßen nach römischer Art vermittelten den Verkehr nach allen Richtungen hin. Vielfach sind jetzt noch die Reste der Straßen, Dämme, Bäder, Kastelle, Gräber, Kanäle, Lager etc. vorhanden und mehr oder weniger kenntlich. Wer sich in dieser Hinsicht genauere Belehrung verschaffen will, der nehme die gründliche und gediegene Arbeit des Herrn Dr. Jakob Schneider, „Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung“ zur Hand, und er wird eine reich sprudelnde Quelle des Wissens- und Begehrenswerthen finden.

Der erste römische Feldherr, welcher um das Jahr 50 v. Chr. an den Rhein zog, war Julius Cäsar. Er kam jedoch nicht bis in diese Gegend herab, sondern setzte sich auf dem rechten Ufer des Mittelrheines fest, von wo er zweimal über den Rhein ging und in das Land der Germanen einfiel.

Zum Verdrusse richtete er nicht das Mindeste aus, seine weitläufige und kostspielige Expedition war vergeblich unternommen worden; aber man hatte sich am Tiber einmal den Gedanken geläufig gemacht, Germanien zu unterjochen und zu einer römischen Provinz zu machen. Dieser Vorsatz wurde durch die unruhigen Bewegungen einzelner germanischer Stämme noch befestigt.

Um die Eroberung trotz aller Gegenwehr der Germanen zu bewerkstelligen, übertrug der Kaiser Augustus seinem Stiefsohne Drusus den Oberbefehl über die Rheinarmee und dieser Feldherr war der erste, welcher in der Gegend, wovon wir eben reden, gallischen Boden betrat. Auf der batavischen Insel (zwischen Rhein und Waal), setzte

er sich fest und beherrschte von hier aus die Umgegend. Im Jahre 12 v. Chr. unternahm er den ersten Feldzug gegen die rechtsrheinischen Germanenstämme der Usipeter und Tenkterer. Im folgenden Jahre ging er gegen dieselben Stämme an, aber auch diesmal ohne besondern Erfolg. Die Usipeter wohnten damals an der Lippe, die Tenkterer in den Grenzen des spätern Herzogthums Berg.

Da beide Einfälle von der batavischen Insel aus stattfanden, so war damals aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptmacht der Römer hier versammelt, und da Drusus den zweiten Feldzug zur See machte, so mußte er einen Kanal bauen (Drususkanal), der seine Schiffe aus dem Rheine und der Jssel in den Zaidensee und von dort in die Nordsee trug. Das setzt eine lange Anwesenheit und intimere Beziehungen mit den Bataviern und also auch Niederlassungen etc. voraus. In der That war Drusus' Anwesenheit von Dauer, und die Erinnerung davon lebt noch heute in verschiedenen Sagen fort. Von hier aus gründete Drusus am Ufer des Rheins auf- und abwärts eine Menge Kastelle und Standlager, wovon sich die meisten nach und nach zu größern und kleinern Städten heranbildeten.

Nach seinem Tode ging der Oberbefehl an seinen Bruder Tiberius über, der ebenfalls auf der batavischen Insel seinen Hauptstützpunkt fand und hier seine Einfälle in das Gebiet der Germanen machte. Wir kennen den Verlauf seiner kriegerischen Bemühungen, sowie die Niederlage der Römer unter Varus im Teutoburger Walde.

Germanicus, welcher nach dieser Niederlage den Oberbefehl am Unterrhein erhielt, sammelte nach verschiedenen vergeblichen Anstrengungen seine Flotte abermals am Unterrheine und fuhr durch den Drususkanal im Jahre 16 n. Chr. in den Ocean, um die Germanen mit aller Macht anzugreifen, aber seine Anstrengungen hatten nur den Erfolg, daß sich die dem rechten Ufer zunächst wohnenden Stämme, besonders die Usipeter, weiter in die Wälder zurückzogen. Dadurch wurde am Strome ein Streifen frei, den die Römer ungehindert in Besitz nehmen konnten.

Daß in diesen und überhaupt in den Zeiten der Ruhe die römischen Soldaten zu Dammbauten verwendet wurden, geht aus Tacitus an. XIII. 53 hervor, wo es heißt: „Um jedoch die Soldaten nicht erschlaffen zu lassen, vollendet Jener (Paulinus Pompejus ist gemeint), den vor dreiundsechzig Jahren von Drusus angefangenen Damm zur Einengung des Rheines.“ Und so finden wir hüben und drüben noch jetzt römische Uferbauten.

Es ist natürlich, daß sie den von den Germanen verlassenen Landstrich gegen etwaige Anfälle schützten. Dadurch entstanden auf dem rechten Ufer verschiedene Burgen und Befestigungslinien, auf die wir noch zurückkommen werden. Die-

ser Strich zog sich von Elsen über's Heerenberg bis Mehr und blieb fast zweihundert Jahre unter römischer Botmäßigkeit, so daß sie von hier aus die wichtigsten Angriffe gegen die Germanen unternehmen konnten. Als sich aber gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts am Unterrhein der Frankenbund bildete, wurden sie bald über den Rhein zurückgetrieben. Auf dem linken Ufer, wo sich die Zustände befestigt hatten und wo eine Menge Colonien angelegt waren, erhielten sie sich noch längere Zeit, bis sie endlich von den Franken gänzlich vertrieben wurden. Wir befinden uns nach dem Obigen in einer Gegend, die für ihr die alte Geschichte von der höchsten Wichtigkeit ist. Die römischen Kastelle, Festungsthürme und Landhäuser sind jetzt verschwunden, aber unsere Vorfahren sahen die Lager, die Legionen mit ihren Feldzeichen, den Troß von Männern und Weibern, die Heergeräte, die Niederlassungen, die Grabmäler und Alles, was der langjährige Aufenthalt der Römer im Gefolge hatte.

Wenden wir uns nun den einzelnen Ortschaften zu, so haben wir vor der Hand nicht viel zu verzeichnen, denn die Landschaft ist flach, die Orte sind klein und von geringer Bedeutung.

2.1 Lobith

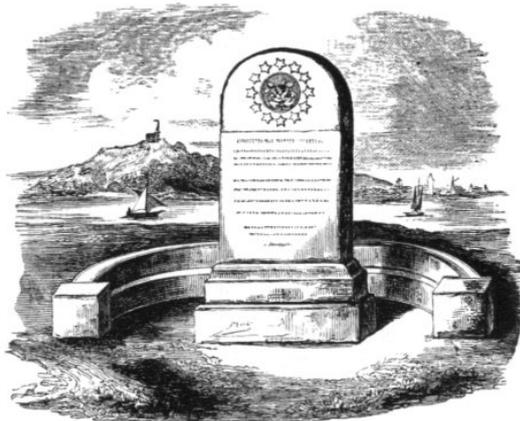
Der Sage nach stand zu Lobith auf dem sogenannten Spyck, jetzt eine Bauerschaft oberhalb des heutigen Lobith, eine Kapelle, die nun verschwunden, von den Fluthen des Rheins weggespült ist. Nach einer noch vorhandenen Urkunde¹ wurde die Kapelle im Jahre 1368 vom Herzoge von Geldern, der sie kurz vorher gebaut hatte, mit einer Jahresrente bedacht. Aus einer andern Urkunde vom Jahre 1433² erfahren wir, daß der Ort, wo die obige Kapelle stand, Aldenlonbeide hieß, welcher Ort wohl gleichzeitig vom Rheine verschlungen wurde.

Kurze Zeit, nachdem man die Schenkenschanz passirt hat, liegt auf dem linken Ufer, etwas vom Rhein entfernt, das Dorf Griethausen.

Ein einfaches Denkmal nahe am Strome erinnert an die Heldenthat der siebzehnjährigen Johanna Sebus aus Brienen, einem in der Nähe am alten Rheine gelegenen Dorfe. Bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 1809 hatten sich auf den kleinen Hügel, der das Denkmal trägt, acht Personen vor dem herantobenden Wasser geflüchtet. Die Fluth stieg immer höher und die acht befanden sich in augenscheinlicher Lebensgefahr; wenn nicht bald Rettung erschien, waren sie verloren. Hunderte hörten ihr Jammergeschrei, sahen ihre Verzweiflung, aber Niemand wagte sich

¹ Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 6. Heft, Seite 33.

² Ebendasselbst.



Denkmal der Johanna Sebus zu Griethausen.

zu dem wasserumtobten Hügel. Da kam Johanna und gewahrte unter den Schreienden ihre eigene Mutter. Ohne einen Augenblick zu zögern, setzte sie ihr Leben ein. Muthvoll und mit Gottvertrauen watete sie durch die Fluth, trug die Mutter auf ihren Schultern auf das Trockne und wollte dann auch die andern Personen retten, aber ehe sie die Unglücksstelle wieder erreichte, ward sie selbst von den Fluthen hinabgezogen.

Göthe wurde von dieser That so begeistert, daß er dem Andenken der Heldin folgendes Gedicht widmete.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraus't,
Die Fluthen spülen, die Fläche saus't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt, wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! – Du gehst davon!“ –
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühl da rettet Euch! Harret derweil;
Gleich keh'r ich zurück, uns Allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch meine Ziege mit.“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraus't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saus't.
Sie setzt die Mutter auf sicheres Land;
Schön Hannchen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist's hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ –
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braus't,
Eine Meereswoge sie schwankt und saus't.
Schön Hannchen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern ist's kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaus't's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;

Das Horn der Ziege faßt das Ein',
So sollen sie alle verloren sein!
Schön Hannchen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Hannchen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schiffein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf;
Da nahmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Hannchens Bild schwebt überall. –
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
Und überall wird schön Hannchen beweint, –
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Diese Geschichte ist häufig abenteuerlich ausgeschmückt und ohne Noth mit allerlei Zuthaten versehen worden. Solche Ausschmückungen sind überflüssig und schädlich. Herr Pfarrer Rabbefeld zu Warbeyen giebt sie in den Annalen d. h. V. mit wenigen Worten, aber so wie er sie selbst aus dem Munde des bei der That zugegen gewesenem Deichgrafen Theodor Reymer gehört hat.

Reymer, der Alles genau mit angesehen, gab dem Pfarerr von Warbeyen auch die Namen der betheiligten Personen an. Als das heldenmüthige Bauernmädchen seine Mutter gerettet und auf's Trockene gebracht hatte, befanden sich auf dem Hügel noch die Frau des Gerhard van Beek, geborne Johanna Knipers, mit ihren Zwillingkindern; auch diese wollte sie retten, und machte sich zur Rückkehr fertig. Da sagte Reymer, der in dem nahen Ryndern wohnte: „Hannchen es ist zu gefährlich!“ „Reymer,“ gab sie zur Antwort, „um Menschenleben zu retten, läßt sich schon Etwas wagen.“ Da brach der Damm unter ihren Füßen zusammen. Sie faltete die Hände, schaute zum Himmel und sank in die Fluthen.

Die Kirche von Brienen wurde bei dieser Ueberschwemmung bis auf den Grund vom Rheine hinwegespült. Die zerstreuten Trümmer ließen römische Herkunft erkennen, woraus zu schließen, daß die Kirche auf dem Fundamente eines römischen Bauwerks gestanden. Sie wurde später wieder aufgebaut.

Griethausen hatte im Jahre 1433, obschon es eine Stadt war, einen Bürgermeister, Scheffen, Rath und einen Richter besaß, noch keine eigene Pfarre, sondern mußte nach Brienen in die Kirche gehen. Wir erfahren dieses aus einer Urkunde des Herzogs Adolph von Cleve, der in diesem Jahre in der jetzt zur Pfarrkirche erhobenen Kapelle eine Frühmesse stiftete.

Anklänge an die Römerzeiten und Rest aus dieser fernen Vergangenheit finden sich hier fast in jedem Dorfe; aber wer sie sehen will, darf nicht

auf dem Dampfschiffe bleiben, sondern muß zu Fuß wandern. So finden wir in dem weiter zurückliegenden, schon erwähnten Dorfe Ryndern, welches an einer Römerstraße lag, die Kirche auf einem Hügel, der früher offenbar römische Bauten trug. Auf dem Kirchhofe hat man nicht allein römische Fundamentmauern gefunden, sondern auch Urnen mit Knochenresten, Ziegel, Baufragmente, Münzen, Thongefäße und einen Stein mit einer Inschrift, aus welcher hervorgeht, daß an dieser Stelle römische Soldaten aus Rheims in der Champagne in Besatzung lagen³ und hier ihrem einheimischen Kriegsgotte einen Tempel errichteten. Der Stein ist jetzt im Schlosse zu Cleve.

Auf dieser Erhöhung und zwar an der Stelle der Kirche standen also ein Marstempel und ein Kastell, an welches sich die römische Ansiedlung Arenacum schloß.

Die Zeit der Erbauung ist unbekannt, doch dürfte sie in die Zeit hinaufreichen, wo die Franken auf dem linken Rheinufer festen Fuß faßten, da sie schon um das Jahr 720 von einem Grafen Ebroin mit Gütern beschenkt wurde.⁴

Emmerich liegt am rechten Ufer des Rheines und nur eine halbe Meile von dem an der holländischen Grenze stehenden Zollhause entfernt. Die Hügelstreifen, welche hier auf beiden Seiten den Rhein begleiten, bilden ein schmales Thal von einhalb Meilen, worin der Rhein Raum genug hatte, sowohl hoch anzuschwellen, als auch in verschiedenen Zeiten seinen Lauf zu verändern. Daß dieses auch in der Nähe von Emmerich geschehen, ist ganz sicher, aber wir können hier nicht näher darauf eingehen; nur soviel sei gesagt, daß durch verschiedene Wasserarme Inselchen gebildet wurden, auf denen sich die ersten Anwohner niederließen, und von hier aus die weiter entfernt liegenden Aecker besorgten. Später, als der Strom eingedämmt und auf einen einzigen Wasserlauf beschränkt wurde, verschwanden die Inseln und wurden zu Hügeln in der wasserfreien Landschaft.

Wann die ersten Bewohner sich auf den Inselchen (Terpen oder Bliethberg) niedergelassen haben, wird nie zu ermitteln sein, aber aus den hier aufgefundenen Messern von Stein läßt sich annehmen, daß die erste Besiedlung in das hohe Alterthum hinaufreicht, in die Steinzeit, wo man noch keine metallenen Instrumente kannte. Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß die ganze Umgegend schon in der Steinperiode bewohnt war.⁵

³ Dr. Jakob Schneider. Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande, erste Folge, Seite 34 und 35.

⁴ Pfarrer Mooren. Ueber einige christliche Denkmäler am Niederrhein. In den Annalen d. hist. V. f. d. Niederrhein. Zweiter Jahrgang, Seite 42.

⁵ Dr. J. Schneider in den Annalen d. h. V. f. den N. 6. Heft in dem Aufsätze: Die älteste Geschichte von Emmerich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die ersten historischen Nachrichten über die Gegend rühren von Julius Cäsar her, welcher sagt, daß im Jahre 55 v. Chr. die Usipeter und Tenkterer über den Rhein gekommen seien, die am Niederrhein wohnenden Menapien vertrieben und sich in das Gebiet der Trever begeben haben, von wo er sie wieder über den Rhein zurücktrieb. Ob die Bewohner von Emmerich ebenfalls zu den vertiebenen Menapiern gehörten, läßt sich nicht feststellen, wahrscheinlich aber ist es, daß diesen Landstrich die Römer inne hatten, bis im dritten Jahrhundert v. Chr. der Frankenbund den freigelassenen Landstrich auf dem rechten Ufer in Besitz nahm.

Anfangs mögen ausschließlich Saalfranken den Strich bei Emmerich bewohnt haben; als aber im fünften Jahrhundert die Franken über den Rhein drangen, werden auch sächsische Stämme hier eingerückt sein und sich mit den Franken in den Besitz getheilt haben. Für diese Ansicht giebt es zwei Gründe. Den einen führt Eichhorn an, indem er hervorhebt, daß die Ortsnamen sich theils auf das fränkische Wort heim, theils auf das sächsische Hausen endigen. Dann spricht auch dafür, daß auf dem rechten Ufer, wo sich die Sachsen und Friesen dem Evangelium sehr lange feindlich entgegenstellten, das Christenthum erst im siebenten Jahrhundert zur Einführung kam, während es auf dem linken Ufer schon im fünften Eingang fand.

Wenn auch Emmerich und seine Umgebung, sowie der ganze, früher genannte rechtsrheinische Landstrich mehrere Jahrhunderte unter römischer Botmäßigkeit stand, so hat doch wohl keine römische Niederlassung hier bestanden; denn die Graburnen, die man, mit Knochenresten gefüllt, auf dem jetzt verschwundenen Sandhügel Nierenberg und in Brasselt gefunden hat, waren sämmtlich germanischen Ursprungs. Sie beweisen einestheils die längst erkannte Thatsache, daß die Germanen ihre Todten verbrannten und andertheils, daß die damaligen Bewohner von Emmerich sich nicht über den rohen Culturstand der übrigen Germanen erhoben.

Nun hat man aber auch viele römische Münzen gefunden, und man könnte daraus auf eine Ansiedlung dieses Volkes schließen, aber es ist bekannt, daß die Germanen durch ihre Handelsverbindungen mit den Römern in den Besitz ihres Geldes kamen, auch wissen wir, daß römische Truppen durch das Gebiet zogen, wobei solche Münzen verloren gehen konnten.

Aus dem Gesagten folgt aber noch nicht, daß unser Emmerich schon damals ein zusammenhängender Ort gewesen sei, vielmehr läßt sich annehmen, daß hier, wie auf andern Anhöhen nur vereinzelte Hütten standen, denn aus Tacitus wissen wir, daß die Germanen sich nicht zu größeren Ortschaften zusammendrängten. Auch ließen die Beweglichkeit der germanischen Stämme und ih-

re steten kriegerischen Unternehmungen eine Ansiedlung, die sich von den Vätern auf die Kinder vererbte, nicht zu. Heute bauten die Einen die Hütten und morgen konnten sie von Andern in Besitz genommen werden.

Anders gestaltete sich die Sache, als eine größere Stetigkeit in das Volk gekommen war und die Eroberung der festen römischen Plätze ein längeres Festhalten an dem Wohnorte bedingte. Dieses mußte auch auf die rechtsrheinischen Franken und Sachsen zurückwirken.

Mit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts wurden von Utrecht ans Versuche gemacht, das Christenthum auch in dieser Gegend einzubürgern, aber das ganze Jahrhundert ging in fruchtlosen Bemühungen hin und erst im Anfange des achten, als die widerstrebenden Friesen besiegt waren und die fränkischen Hausmeier mit aller Macht für die Ausbreitung des Christenthums sorgten, trugen die Glaubensgenossen Willibrord und Winfried das Evangelium auch mit Erfolg in diese Gegenden, denn die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen, daß um diese Zeit viele Kirchen gebaut worden seien; aber sie geben keine mit Namen an und schweigen auch von Emmerich.

Durch eine geschriebene Nachricht wird es erst mit dem Jahre 804 bekannt und zwar unter dem Namen Embrica. Als der heilige Suitbertus von Kaiserswerth heilig gesprochen wurde, fand daselbst ein solcher Zusammenfluß von Menschen statt, daß ein großes Gedränge entstand. Kaiser Karl der Große, Papst Leo III., viele Kardinäle, Bischöfe und Priester waren zugegen. Im Gefolge des Kaisers befand sich sein Präfekt Bartold, dessen Frau Irmgardis eine Schwester des Erzbischofs Hildebold von Cöln war.

Gocellinus, der Sohn Bartold's, wurde bei dieser Gelegenheit in den Rhein gedrängt, und ein gewisser Lambertus Dohel holte ihn aus den Fluthen. Lambertus Dohel ist also der erste bekannte Einwohner von Emmerich, das damals nur ein Hof, wahrscheinlich mit einigen kleineren Nebenhöfen war. Aus der Anwesenheit dieses Lambertus bei jener heiligen Handlung läßt sich schließen, daß er ein Christ war.

Aus der lichtvollen Untersuchung des Dr. Schneider geht hervor, daß Emmerich schon vor dieser Zeit eine größere, aber von den Normannen zerstörte Niederlassung war, die wahrscheinlich schon bei obengenanntem Ereignisse eine Pfarrkirche besaß. Nach dieser Zerstörung erhielt sich noch ein Haupthof, welcher dem Grafen Wichmann gehörte. 1128 finden wir daselbst eine Stiftskirche, welches voraussetzt, daß der Ort, der damals noch nicht fest am Rheine lag, schon mehr herangewachsen war. Ein Graben, der im Jahre 1227 gezogen wurde, gab die Veranlassung, daß sich der Rhein hinein ergoß, und so kam Emmerich dicht an das Ufer zu liegen, ein Umstand, der

zwar die Stiftsgüter bedeutend schädigte, aber auch dem Orte zu einem Aufschwunge verhalf, der bisher nicht möglich gewesen war.

Der Graben war übrigens für das Stift verhängnißvoll geworden, denn der Rhein spülte nicht allein die Wohnhäuser der Canonici hinweg, sondern auch einen Theil der Collegiatkirche und ihre Thürme. Die Stiftsherren, deren Einkünfte niemals bedeutend gewesen waren, wurden dadurch noch ärmer; sie reichten 1138 bei der Stadt eine Klage gegen diejenigen Bürger ein, welche den Graben gezogen und dadurch Veranlassung zu der Ueberschwemmung gegeben hatten. Die zwölf Schöffen der Stadt und die Schiedsrichter fällten ein merkwürdiges Urtheil. Die zweihundert beteiligten Bürger mußten am Sonntag Lätare und in der Osterwoche vor den Canonici der Prozession vorhergehen und zwar mit nackten Füßen, bloß in Hosen und Unterkleidern, Jeder mit der Hand eine Ruthe über die rechte Schulter tragend. Nachdem die Canonici in der Mitte der Kirche angekommen waren, mußten sie sich vor dem Dekan und dem Kapitel, dann vor dem Kruzifix zur Erde niederwerfen. Außerdem mußten sie die zerstörten Häuser wieder aufbauen, die Wege herstellen, überhaupt den entstandenen Schaden gut machen und Vorsorge treffen, daß kein neuer entstand.

Es war damals eine böse Zeit, denn das Faustrecht stand in vollster Blüthe, und Städte und Ortschaften waren beständigen Ueberfällen, dem Vermögens- und Menschenraub Preis gegeben, wenn sie sich nicht mit Mauern und Gräben umgaben. Diese Nothwendigkeit trat auch an Emmerich heran; die Bürger schlossen dasselbe ringsum mit Mauern ein, so daß wir es im Jahre 1233 als befestigte Stadt finden.



In der Zeit des Faustrechtes.

Bis dahin hatte das Stift die Gerichtsbarkeit geübt, aber es war nicht mehr im Stande, sich und die Einwohner vor Gewaltthätigkeiten und innerm Hader zu sichern, deßhalb stellte es die Stadt unter den Schutz des Grafen Otto III. von Zütphen und Geldern, der nun den größten Theil der frühern geistlichen Gerechtsame ausübte und

dafür der Stadt und dem Stifte seinen Schutz verlieh.

Die Ummauerung und Befestigung trug nicht wenig zur Vermehrung der Volkszahl bei; denn Viele, die ungeschützt auf ihren Höfen saßen, ließen sich in der Stadt nieder und bauten dasselbst feste Burgen, von denen drei namhaft gemacht werden. Durch den erwähnten Graben, der zu einem Rheinarme wurde, hob sich ebenfalls der Wohlstand der neuen Stadt, denn die Schiffe konnten fest an sie heranfahren und den Handel mit andern Städten und Gegenden vermitteln.

Einen großen Theil des Mittelalters hindurch hatte die Stadt unter verschiedenen Wechselfällen zu leiden, aber da ihre Mauern allen Bedrängten einen Schutz boten und in der Immunität die von der Gerechtigkeit Verfolgten ein sicheres Asyl fanden, so nahm die Stadt immer mehr zu, und wie sie an Einwohnerzahl gewann, so auch an Wichtigkeit und Bedeutung für Krieg und Frieden.

Mit der Zeit durfte sie sich schon Etwas herausnehmen und Mächtigen kühn die Stirne bieten. Wir finden sie häufig im Kriege mit Grafen und Herzögen und selbst mit den Holländern und Spaniern. Im Jülich-Clevischen Erbfolgestreite wurde sie am 7. September durch den Prinzen Moriz von Oranien erobert. Dieser ließ die Stadt stark befestigen und hielt sie unter seiner Oberhoheit. 1666 kam sie an Brandenburg, wurde aber 1672 bei der Invasion Ludwig XIV. durch die Franzosen besetzt und 1794 von den hosenlosen Helden der französischen Republik bombardirt. Vandamme, der so viele blutige Andenken in Deutschland zurückgelassen hat, gab den Befehl dazu, bis sie nach den Freiheitskriegen wieder zu Preußen kam.

Wenden wir uns der bürgerlichen Entwicklung zu, so finden wir, daß die Stadt schon im Jahre 1450 drei Märkte erhielt.⁶

Von der Martini- oder Münsterkirche steht von dem ältesten Bau (elften Jahrhundert) nur noch der Chor und die Krypta. Die Adelgundiskirche stammt aus 1145 und der jetzige Bau aus 1483. 1478, in einer Zeit, wo Emmerich stets auf dem Kriegsfuße stand, wurde das Kreuzbrüderkloster errichtet. 1626 erhielt es eine Fleischhaus-, 1628 eine Wageordnung, 1663 eine Verordnung über Ochsenmärkte. Drei Jahre später kam es unter die Botmäßigkeit von Brandenburg, unter dessen Herrschaft 1677 die Menoniten- und 1697 die evangelische Kirche gegründet wurde. Die Jesuitenschule bestand seit 1592, und 1644 erhielt es eine evangelische Rektoratschule, endlich im Jahre 1832 das neue Gymnasium. Erwähnen wir noch, daß es häufig durch Pestkrankheiten und Wasserfluthen zu leiden hatte, so haben wir so ziemlich alles Wichtige mitgetheilt. Jetzt hat die Stadt ungefähr achttausend Einwohner.

⁶ Dr. Otto von Müllmann. Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf. Iserlohn 1864.

Auf der Weiterfahrt nach Rees haben wir auf dem rechten Ufer den mehrerwähnten Landstrich, den die Römer ihrer Botmäßigkeit unterworfen hatten. Wir müssen uns also vorstellen, daß in jener Zeit auf dem rechten Ufer häufig römische Soldaten lagen, welche die Aufgabe hatten das Vieh zu schützen und den Rhein, auf dem die römische Flotte auf- und niederfuhr, zu sichern. Ein Schutz war schon durch einen Rheinarm vorhanden, aber es kamen noch Wälle und Befestigungen hinzu. Nichtsdestoweniger werden wir uns vergeblich anstrengen, hier römische Lager und Niederlassungen zu suchen. Der Aufenthalt war immer nur von temporärer Dauer, weil sich die anwohnenden Germanen nur weiter zurückgezogen hatten, aber immer hervorbrachen, wenn die Gelegenheit günstig war.

Die Anfänge von Rees werden ungefähr dieselben gewesen sein, wie die von Emmerich. Bestimmte Nachrichten erhalten wir erst spät, nämlich um 1040, aber diese sind darnach angethan, daß die Voraussetzung eines längern Bestandes gerechtfertigt ist. Ursprünglich war es ein Dynastensitz, der den Grafen von Zütphen gehörte. Aus Lacombe geht hervor,⁷ daß damals Rees schon ein ausgebildetes Gemeinwesen hatte, aber es liegen auch Gründe vor, daß dieses erst kurz vorher entstanden.

Ich gebe vorab die Geschichte der heiligen Irmgardis, die auf das engste mit Rees zusammenhängt.

Die fromme Jungfrau wurde im Jahre 1020 auf dem Schlosse Aspeln bei Rees geboren, wo ihr Vater Godizo, Herr von Aspel, mit seiner Gattin wohnte. Er wird Graf von Zütphen genannt; also wäre die heilige Irmgardis eine Gräfin gewesen. Ihr Vater starb frühe und übergab auf dem Sterbebette seine Veste Aspel einem Verwandten, damit derselbe seine Frau und Kinder gegen die damals im Flor stehenden feindlichen Ueberfälle beschütze. Die Notwendigkeit einer solchen Vorsorge stellte sich bald heraus, denn die Veste hatte mancherlei Anfälle zu erleiden. Auch die Mutter starb frühe, und sie wurden Beide in dem nahen Rees begraben.

Irmgardis wanderte täglich nach Rees, wahrscheinlich um am Grabe ihrer Eltern zu beten. Dieser Weg, welcher von der noch bestehenden Burg nach dem Städtchen führt, hat den Namen Irmgardenweg erhalten. Die Sage erzählt, daß das Gras, welches auf diesen Wanderungen ihre Füße berührten, auch im Winter herrlich grünte.

Sie und ihr Bruder Hermann, welcher später in die Abtei von St. Pantaleon in Cöln eintrat, hatten von Kindheit auf eine große Neigung zur Frömmigkeit und führten ein sehr eingezogenes und gottseliges Leben. Im Alter von zwanzig Jahren wurde Irmgardis die Besitzerin eines großen

⁷ Band I. Nr. 242.

Vermögens, wozu auch die beiden Orte Rees und Süchteln gehörten. Sofort erbaute sie in Rees eine schöne Kirche, welche sie der Mutter Gottes widmete und in welche sie die Gebeine ihrer Eltern übertragen ließ.

Alle Vergnügungen der Welt von sich weisend, verließ sie dann ihr Schloß Aspel und begab sich in den Wald von Süchteln, wo sie an versteckter Stelle sich neben einem Brunnen niederließ und Tag und Nacht dem Herrn diente. Wilde Beeren und Wurzeln waren ihre Speise, das Wasser aus dem Brunnen ihr Trank. Eine hölzerne Schaale, die noch in ihrem Grabmale im Dome zu Cöln aufbewahrt wird, und mit der sie das Wasser schöpfte, war Alles, was sie von ihrem Reichthume in Anspruch nahm.

In dieser Einsamkeit, wo das Geräusch und die thörichten Freuden der Welt sie nicht störten, war sie glücklich und zufrieden und verbrachte die Zeit mit Beten, Betrachtungen und Kasteiungen; aber die Ruhe, die sie gesucht hatte, wurde nach einigen Jahren, wir wissen nicht durch welche Ereignisse, gestört, und sie konnte dem Dienste Gottes nicht mehr ungetheilt obliegen. Da faßte sie den Entschluß, ihr Asyl auf einige Zeit zu verlassen und eine Pilgerfahrt nach Rom zu den Gräbern der Apostelfürsten zu machen.

Muthvoll und rasch entschlossen trat sie die weite Reise an und kam nach vielen Mühseligkeiten in Rom an, wo sie die Stätten besuchte, welche das Blut so vieler Christen tranken. Nachdem sie lange an den heiligen Oertern verweilt hatte, wollte sie still und unerkant wieder in ihre Heimath zurückkehren, aber der Papst, welcher von ihrer Frömmigkeit gehört hatte, ließ sie vor sich rufen und gab ihr den Auftrag, wenn sie je wieder nach Rom komme, ihm Reliquien von der heiligen Ursula und ihren Gesellschafterinnen mitzubringen.

Gerührt verließ sie die Stadt und kehrte wieder in die Einsamkeit ihres Waldes zu Süchteln zurück. Ihr Geist hatte reiche Nahrung erhalten, denn all' die Gräber und Kirchen, die sie besucht hatte, standen stets lebhaft vor ihrem Geiste, und die Erinnerung an den gottesfürchtigen Lebenswandel so vieler Heiligen gab ihr Kraft, ihnen zu folgen und in allen Widerwärtigkeiten auszuhalten.

Nach einigen Jahren empfand sie den lebhaften Wunsch, ihre Wallfahrt zu erneuern, und nachdem sie sich geprüft und vorbereitet hatte, begab sie sich nach Cöln, wo ihr Bruder Hermann in St. Pantaleon jetzt Abt war. Als sie den Geistlichen den Wunsch des heiligen Vaters geoffenbart hatte, bat sie um Etwas von der heiligen Erde, welche von dem Blute der heiligen Ursula und ihrer Genossinnen benetzt worden war. Diese Erde wurde ihr gerne gegeben. Sie faßte dieselbe in einen Handschuh und trat ihre zweite Pilgerfahrt an.

Als sie nach langer Wanderung durch das Thor

von Rom zog, wurde ihr Herz mit heiliger Freude erfüllt, und sie ging sogleich in den Tempel, um Gott für seinen Schutz auf der Reise zu danken. Dann begab sie sich in den Palast des Papstes und überreichte ihm den Handschuh mit der blutgetränkten Erde, die ihm noch kostbarer dünkte, als ein Ueberrest der Gebeine. Er brachte dieselbe im Dome des heiligen Petrus zu den übrigen Reliquien und schenkte der Jungfrau für die Kirche zu Cöln unter andern Reliquien das Haupt des heiligen Papstes Sylvester in einer silbernen Kapsel. Diese Reliquien befinden sich noch bis auf den heutigen Tag in der Schatzkammer des Domes zu Cöln.

Nach vollbrachter Wallfahrt kehrte sie nicht wieder nach Süchteln zurück, sondern nahm ihren Wohnsitz in Cöln, wo sie den Reliquien und so vielen Kirchen nahe war. Sie soll am Domhofe neben der sogenannten „Hachtpoz“ gewohnt und täglich im Dom ihre Gebete verrichtet haben. Ein altes, ehrwürdiges Christusbild, welches noch vorhanden ist, soll sie besonders angezogen haben, so daß sie täglich zu den Füßen desselben betete.

Unablässig widmete sie sich der Pflege der Kranken und theilte an die Bedürftigen reiche Almosen aus. Geistliche Unterredungen mit ihrem Bruder kamen ebenfalls häufig vor, und so lebte sie mitten im Getümmel der Welt ebenso gottselig, als im Walde zu Süchteln.

In der Vollkommenheit immer weiter schreitend, kam sie zu einem vorgerückten Alter. Da erfaßte sie noch einmal der Wunsch, nach Rom zu pilgern, und sie führte ihren Entschluß aus. Bei dieser dritten Wallfahrt fand sie in der Kirche des heiligen Paulus zu Rom ein Christusbild, welches dem im Cölner Dome ganz ähnlich war. Vor diesem betete sie nun jeden Tag und betrachtete mit innigster Andacht das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi. Während einer solchen Andacht, wo sie ganz Wonne und Entzücken war, soll ihr einmal eine himmlische Stimme zugerufen haben: „Sei gesegnet, meine Tochter!“ Gestärkt am Geiste und hoch erfreut, kehrte sie zurück und da sie schon betagt war, so beschloß sie, in Cöln zu bleiben und dort ihren gottseligen Lebenswandel bis zum Tode fortzusetzen. Wie früher wanderte sie täglich in mehrere Kirchen, lag aber dem Gebete ganz besonders vor dem alten Christusbilde im Dome ob. Hier gab sie sich der Andacht so ganz hin, daß sie, wie von allen irdischen Banden losgekettet, gleichsam in Gott versank. In einer solchen Stunde soll ihr zum zweitenmale eine himmlische Stimme zugerufen haben, welche sie eine auserwählte Tochter Gottes nannte.

Um sich Gott ganz und ungetheilt hingeben zu können, verschenkte sie ihre großen Güter. Süchteln erhielt die Abtei St. Pantaleon. Ihre übrigen Güter Rees, Aspel, Calcar, Sonsbeck etc. schenkte sie theils der Domkirche zu Cöln, theils

andern Kirchen. Nun beschäftigte sie sich ausschließlich mit Gebet, Kranken- und Armenpflege und bereitete sich langsam auf den Tod vor, der endlich, man weiß nicht genau, in welchem Jahre, wahrscheinlich aber zwischen 1180 oder 1190 eintrat. Ihr Sterbetag wird am 4. September gefeiert.

Ihr heiliges Leben war in Cöln allgemein bekannt. Man erfüllte deßhalb auch ohne Schwierigkeit ihren Lieblingswunsch, indem man ihr ein Grab in der Domkirche gab.

Der Dom, von dem wir sprechen, war der alte, im Jahre 873 geweihte. Ihre Gebeine wurden später in den neuen übertragen und in der St. Agneskapelle beigesetzt. Ihr steinerner Sarg steht in der Mitte dieser Kapelle und ist kenntlich an der altdeutschen Bogenstellung mit den auf blauem Grunde gemalten Heiligenbildern. Auch das Christusbild übertrug man in den neuen Dom und brachte daneben das Bild der heiligen Irmgardis an.

An der Südseite des Domhofes steht noch die Hachtpforte, welche vom Hofe auf den Dom zuführt. Neben diesem Bogen auf der Domhofseite stand früher das Haus der Heiligen. In diesem Hause zeigte man ein bemaltes Zimmer, welches das Irmgardiszimmer genannt wurde.

Allgemein wurde sie als heilig verehrt, und im Dom wird ihr Fest durch Glockengeläute angekündigt. Auch wurden Priester von St. Pantaleon an ihrem Jahresfeste in den Dom gesendet, um zu ihrem Gedächtnisse Messen zu lesen.

Zu Süchteln, wo über ihrem einstigen Aufenthaltsorte neben dem Brunnen die Irmgardiskapelle steht, wurde ebenfalls ihr Fest alljährlich begangen. Der Ort heißt jetzt „auf dem Heiligenberge“ und liegt am Wege von Süchteln nach Dülken.

Eine wirkliche Heiligsprechung hat nicht stattgefunden, aber Volk und Geistlichkeit haben sie stets als heilig verehrt.

In der Kapelle wird in einer silbernen Kapsel ein kleines Stückchen von einer Rippe der Heiligen aufbewahrt. Als ich eines Tages des Weges kam, machte ich unter dem Schatten der Bäume, welche um die Kapelle stehen, Halt und trank aus dem silberhellen Quell, wußte aber nicht, wie der Ort hieß und noch weniger kannte ich seine Geschichte. Ein altes Mütterchen, welches von Süchteln kam, um an dem trauten Plätzchen zu beten, gab mir den ersten Aufschluß über die Irmgardiskapelle und den Irmgardisbrunnen.

Ich habe diese Darstellung dem Buche von Schmitz entnommen. Dederich⁸ ist mit mehreren Andern zwar in der Hauptsache einig, aber er weicht in Einigem ab.

Zunächst hält er dafür, daß die Eltern der heiligen Jungfrau auf dem Schloß Aspel begraben

waren und daß Rees erst durch die von Irmgardis gebaute Kirche, wohin die Gebeine der Eltern übertragen wurden, entstand. Dann ist er der Ansicht, daß es zwei Irmgardis gegeben, deren Leben ineinander verwoben ist. Er hat seine Ansicht mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Belesenheit entwickelt, doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Daß er übrigens Recht hat, geht aus den authentischen Urkunden bei Lacombe I. Band Nr. 175 und 397 hervor, wo zwei Personen unterschieden werden, und die Nichte des Kaisers im Jahre 1041 Irmingard, die andere in der Urkunde von 1159 Irminthrud genannt wird.

Wenn Rees wirklich erst durch den Kirchenbau der Heiligen Irmgardis entstanden ist, dann muß es sich ziemlich rasch entwickelt haben, denn schon im Jahre 1240 finden wir in Rees den Ritter Bernard, der ganz gewiß zu den Reichsten und Vornehmsten der Gegend gehörte, denn er war im Stande, eine Kirche und zugehöriges Land zu verschenken.⁹

Die Sache verhält sich folgenderweise: Im Jahre 1225 war der heilige Engelbert, Erzbischof von Cöln, von dem Isenburger im Walde bei Gevelsberg ermordet worden. An der Stelle, wo die Mordthat vorgefallen, erbaute man ein Cisterzienserinnenkloster, dem aus Dankbarkeit für den gewaltigen Kirchenfürsten von allen Seiten Gaben zugewendet wurden. Zu den Gönnern des Klosters gehörte auch der Ritter Bernard von Rees, der eines Brudermordes wegen eine Sühne darbringen wollte. Ans seinem Gute Empel in der Schledenhorst unweit Rees hatte er vielleicht zu obigem Zwecke eine Kirche gebaut, die er mit der Umgebung dem Kloster zu Gevelsberg schenkte, damit die Nonnen hier eine Filiale errichteten, was auch wirklich geschehen. Später sank dieses Kloster zu einer Versorgungsanstalt für adelige Fräulein herab und jetzt sind nur noch Ruinen vorhanden.

Daß Rees ältern Datums sei, schließe ich auch aus Mülmann's Mittheilungen¹⁰, wonach schon Irmgard oder Irntrud dem Probste der von ihr gestifteten Klosterkirche die Gerichtsbarkeit und den Schweinezehnten zu Rees übertrug. Nicht lange nachher, wahrscheinlich noch zu Lebzeiten Irmingardis, kam durch den Erzbischof Sigewin das Münzrecht hinzu und 1112 die Brauereigerechtigkeit. Schon 1228 erhielt es Stadtrechte mit Jahrmärkten, und dieses mag der Grund gewesen sein, warum sich Bernard und wahrscheinlich auch andere Ritter von ihnen, dem steten Angriffe ausgesetzten Höfen in die ummauerte Stadt zurückzogen. Die Stiftskirche wurde 1245 durch den Blitz eingäschert, und spätere Nachrichten erzählen uns, daß zwei Straßen durch Feu-

⁸ Ueber die h. Irmgardis. Annalen d. h. Vereins f. d. N. Erster Jahrgang, 1. Heft, Seite 1.

⁹ Dr. Mooren. Kloster Schledenhorst bei Rees. In den Ann. d. h. V. f. d. N. 13. u. 14. Heft, Seite 290.

¹⁰ I. Band, Seite 444.

er zu Grunde gingen. Während ihrer Entwicklung war die Stadt nacheinander im Besitze von Cleve, der Spanier, der Holländer und Franzosen, bis sie 1674 an die Brandenburger überging, welche die Festung schleiften. Schon mit der Einrichtung des Stiftes wurde eine lateinische Schule gegründet, in der die Wissenschaften von den Mönchen eifrig gepflegt wurden,



1624 eine reformirte, jetzt evangelische Kirche, gebaut. 1563 entstand die evangelische Schule. Im Jahre 1721 finden wir zweitausendvierhundertfünfundachtzig Einwohner und jetzt etwa dreitausend. Die Stadt ist also in ihrer Entwicklung gegen Emmerich bedeutend zurückgeblieben.

Auf dem linken Rheinufer sehen wir nur mehr oder weniger ansehnliche Dörfer, und der zunächst an den Fluß stoßende Landstrich hatte keine römische Niederlassungen, weil der Rhein in jener Zeit weiter zurücklag und Drusus seine Befestigungen an den mit dem Rheine und der Waal parallellaufenden römischen Landstraßen errichtete.

2.2 Wesel

Wesel, im Gegensatz zu dem oberrheinischen Wesel auch Niederwesel genannt, liegt an der Mündung der Lippe und hieß deßhalb in frühern Zeiten Lippemund. Ueber die Entstehung der Stadt herrscht großes Dunkel; im Allgemeinen aber ist bei den Schriftstellern das Bestreben vorhanden, ihr einen römischen Ursprung zu geben. Einige stellen die Vermuthung oder sogar die Behauptung auf, es sei ursprünglich ein von C. Vissillio Varoni erbautes römisches Kastell gewesen¹¹ und daher leite sich auch der Name ab; Andere¹² schreiben die Anlage dem Tiberius vor seiner Abreise nach Rom zu und nennen es Silva Cäsia. Es würde zu weit führen, hier alle Behauptungen aufzustellen, doch ist es nicht unwahrschein-

lich, daß die Römer einen Ort, wo die Lippe in den Rhein floß, und wo die überrheinischen Feinde angesiedelt waren, zu befestigen suchten; die Insel Römerwand spricht dafür.

Vergegenwärtigen wir uns ferner, daß zur Beschützung des rechtsrheinischen Landstriches sich fünf feste Kastelle vom Eltenberge bis nach Mehr befanden und daß sich am obern Strom auf der rechten Seite eine Befestigung, die sogenannte Teufelsmauer, bis an die Siegmündung hinab nachweisen läßt, daß ferner solche Befestigungen auch die Lippe hinauf angelegt wurden, so will es uns fast natürlich bedünken, daß man an der Mündung des letztgenannten Flusses ebenfalls ein Kastell anlegte.

Der Name Wesel wird von einigen Schriftstellern aus den Wieseln erklärt, die Wesel in seinem Wappen führt, weil es angeblich dieser Thiere viel in der Gegend gegeben haben soll. Diese Ableitung scheint mir doch eine sehr gewagte, denn erstens finde ich das häufige Vorhandensein dieser Thiere nirgends verzeichnet und zweitens pflegte man auch bei den Benennungen nicht so zu verfahren. Man nimmt den Namen entweder von der natürlichen Beschaffenheit oder von dem Erbauer.

Man wolle mir verzeihen, wenn ich den Namen anders abzuleiten versuche.

Um den Ursprung eines Namens zu finden, wird man im Allgemeinen richtig verfahren, wenn man an der Hand der Urkunden so weit in die Vergangenheit zurücksteigt, als man kann, denn die frühesten Benennungen sind maßgebend. Die ältesten Urkunden, welche über Wesel handeln,¹³ nennen eine Villa Wiesele. Da wir weiter zurück keine Urkunde finden, so versuche ich die Ableitung von dieser als ältesten bekannten Benennung. Im Keltischen hieß „uissen“ Wasser. Im Munde der später eingewanderten Germanen wurde dieses Wort, wie sich nachweisen läßt, zu „Wiese, Wies“. „Elin, eln, ele und el“ hieß Winkel, Bogen. Wiesele hieß also „Wasserbogen“ oder, als die Bedeutung von uissen verloren gegangen war, „Wiesenbogen“. Schauen wir uns die Lage des jetzigen Römerwerks, sowie die von Wesel an, zur Zeit, als die Lippe noch bei Fluren in den Rhein fiel, so sehen wir, daß die Benennung auf eine Uferstrecke von einer Stunde Ausdehnung paßte, und es war also ganz natürlich, wenn man eine in diesem Umkreise errichtete Niederlassung „Wiesele“, woraus später Wesel wurde, nannte. Es darf uns dabei nicht stören, daß der Name des Ganzen auf einen bestimmten Theil überging, denn dasselbe Verfahren kann in vielen Fällen nachgewiesen werden.

Es geht aus Obigem auch hervor, daß der Ort schon vor der Einwanderung der Germanen seinen Namen hatte und man wird nicht fehl ge-

¹¹ Müllmann, I. Band, Seite 457.

¹² Fr. Char, Geschichte des Herzogtums Cleve, Seite 9.

¹³ Beyer, Mittelrheinisches Urkundenbuch.

hen, wenn man annimmt, daß Kelten und Germanen in dem Winkel zwischen Rhein und Lippe bei Flüren Hütten hatten. Wann aber das heutige Wesel entstanden, darüber fehlen uns alle Nachrichten.

Der Sage nach soll die Willibrordskirche zur Zeit der Missionsthätigkeit des heiligen Willibrord entstanden sein. Diese Angabe hat nichts Unwahrscheinliches, und nach den lichtvollen Auseinandersetzungen des Dr. Julius Heidemann¹⁴ ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Ort längst vor der Zeit der ersten historischen Nachrichten bestand.

Im Jahre 1241 wurde Wesel zur Stadt erhoben und mit einem Marktzoll und Steuerfreiheit an den clevischen Zollstätten begünstigt. Andere Privilegien kamen bald hinzu, und die Stadt nahm einen raschen Fortgang. 1291 erhielt sie ein Hospital. Daß die Stadt befestigt war, sich wacker gegen Angriffe hielt, ein Vehmgericht hatte, fleißig am Ausbau der Stadt und der Straßen arbeitete und im Hansebunde vertreten war, erfahren wir aus verschiedenen Urkunden.

Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so wurde das Frauenkloster Aldendorp schon 1125 gestiftet, 1181 die schon früher bestandene Pfarrkirche geweiht; 1291 erschienen die Johanniterherren und die Dominikaner, 1351 die Augustiner, 1435 kamen die Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens dazu, nämlich für Männer das Bruderhaus zu S. Martin und für Frauen das Schwesterhaus Mariengarten (1431), 1429 die Antoniuskapelle, welche ein bedeutender Wallfahrtsort wurde und zur Erbauung der Vorstadt Anlaß gab.

Fast gleichzeitig mit dem Auftreten Luther's begannen sich in Wesel die Anfänge der Reformation zu regen, und die Stadt wurde im Laufe der Zeiten ein Hort für die Evangelischen. Eine Menge von Männern, die in Deutschland der lutherischen Lehre anhängen, wirkten direct oder indirect in Wesel. Wie es damals am Niederrhein häufig der Fall war, gewannen auch die Wiedertäufer im Stillen einen mächtigen Anhang in der Stadt, und dieses ging so weit, daß ein heimliches Uebereinkommen bestand, der Stadt Münster mit bewaffneter Macht zuzuziehen. Der Magistrat und der Herzog aber kamen dieser Gefahr zuvor und durch Enthauptung einiger Rädelsführer wurde dem ganzen Wesen die Spitze abgebrochen.

Als diese Gefahr, die von Katholiken und Lutherischen in gleichem Maße bekämpft worden, beseitigt war, begannen die lutherischen Prediger wieder ihre Thätigkeit, und dem Prediger Iman Ortzen aus Oude Tonge im holländischen Seeland gelang es im Jahre 1540, daß der Magistrat und eine große Menge Bürger sich für das Augsbu-

gische Bekenntniß erklärten und das Abendmahl unter beiden Gestalten empfangen.

Wesel wurde sozusagen ein Hort der Evangelischen am Niederrhein, und auch in die Ferne verbreitete sich sein Ruf als Beschützerin Aller, die vom katholischen Glauben abgefallen. Es kann also kaum Wunder nehmen, daß im Anfange des Jahres 1545 eine Schaar von Wallonen ankam und sich in Wesel dem protestantischen Bekenntnisse, wenn auch in etwas anderer Weise, anschloß. Diese bildeten nun eine französisch redende Fremden-gemeinde.

Eine zweite Einwanderung war die der Engländer, so genannt, weil sie von London kamen, obschon sie verschiedenen Nationalitäten angehörten.

Schon früher hatten sich in dem Schooße der Weseler Gemeinde Meinungsverschiedenheiten in der neuen Lehre kund gethan, und diese wurden durch die Ankömmlinge noch verstärkt. Die Folge war eine langdauernde Anfeindung der einen Partei gegen die andere. Je nachdem eine Partei mächtig war, wurden die Mitglieder einer andern gestraft oder der Stadt verwiesen. Es war eine Verwirrung ohne Gleichen, und sie wuchs noch in dem Maße, in welchem sich die Zahl der Einwanderer vermehrte. Endlich, am 3. November 1568, gelang es, in einer geheimen Synode alle Meinungen in einem reformirten Bekenntnisse zusammenzufassen.

Sehen wir von diesen unerquicklichen Streitigkeiten ab, so finden wir in der aufstrebenden Stadt einen durchaus rührigen Geist und das ernste Bestreben, vorwärts zu kommen. Eifersüchtig auf ihre Privilegien, waren die Bürger stets darauf bedacht, ihre Rechte zu wahren und gegen Jedermann in Schutz zu nehmen. Stets die Vergewaltigung fürchtend, ließen sie selbst vom Landesherrn nicht d'rein reden, wenn sie sich in ihrem Rechte glaubten. Sie litten deßhalb auch nicht, daß ihr Herzog in der Stadt wohnte, obschon sie ihn freundlich aufnahmen, wenn er zu einem Besuche nach Wesel kam. Blieb er länger in ihren Mauern, als es ihnen gut dünkte, so nahmen sie keinen Anstand, ihm zu sagen, er gehöre nicht in die Stadt, sondern außerhalb des Weichbildes.

Aus den Sprüchen, welche sie ihrer Urtheilssammlung vorhergehen lassen, geht ein kernigter Sinn hervor:

Guedt verlaeren niet verlaeren,
Muedt verlaeren veel verlaeren,
Ehr verlaeren meer verlaeren,
Siel verlaeren all verlaeren.

Soe wie daer slaapt als hy leren sal
Die schampt sich als hy niet en kan,
Soe wie daer slaapt als hy saien sal

¹⁴ Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins, 5. Band, I. Abth. Seite 185.

Die hofft geen vrucht alh hy maien sal.
 Soe wie daer slaapt in den bowe
 Die lasst im al in don rowe.
 Soe wie daer slaapt, als hy bidden sal,
 Den wordt geweigert als man geuen sal,
 Soe wie daer slaapt als hy sich generen sal
 Die mist als hy teren sal.
 Soe wie daer slaapt als hy wercken sal
 Die vast als hy eten sal.

Vergleichen wir das heutige Wesel mit dem damaligen, so finden wir eine ganz andere Stadt. Als eine der stärksten Festungen des preußischen Staates ist demselben ein vorwiegend militärischer Charakter aufgedrückt. Zu gewissen Tageszeiten hört man auf dem Pflaster der Straßen den gleichmäßigen Tritt der Truppen, welche zum Exerciren ausrücken, den Hufschlag der Pferde und die rauschende Musik der sie begleitenden Militärkapelle. In den Festungswerken sieht man allenthalben Soldaten, häufig auch Militärsträflinge, welche unter Aufsicht ihre Arbeiten, zu verrichten haben. Die zahlreichen Kanonen und Kugelpyramiden, denen wir auf unsern Spaziergängen begegnen sprechen deutlich genug für die Wichtigkeit des Platzes.

In bürgerlicher Hinsicht sieht man überall tüchtige Fortschritte; Handel und Gewerbe blühen, aber für manche Industriezweige ist der Platz zu beengt, und einzelne große Etalissements sind deßhalb genöthigt, sich in größern Städten anzusiedeln.

Das enge Zusammenleben hat aber auch sein Gutes, denn die Bürger halten fest zueinander und besitzen einen lobenswerthen Gemeinsinn. Das große Schützenhaus giebt davon ein beredtes Zeugniß, und das Bürgerschützenfest, welches alle Jahre wiederkehrt, sammelt fast alle selbstständigen Bürger unter seiner Fahne.

Sehenswerthe Gebäude sind das Rathhaus am Marktplatze, von 1390-1396 von Meister Geliß in gothischem Style erbaut. Die jüngst restaurirte Façade ist sehr schön und hat in ihren Nischen Standbilder des heiligen Willibrord, Karl's des Großen, Rudolf's von Habsburg, Diedrich VIII. von Cleve, des Churfürsten Johann Sigismund und Friedrich Wilhelm's von Brandenburg. Im Sitzungssaale ein Gemälde von Jan van Kalkar. Sehenswerth ist auch die Willibrordskirche.

Merkwürdig ist das Erkerhaus neben der Marktkirche, denn hier saß als achtzehnjähriger Jüngling der große Friedrich gefangen, als er auf seiner Flucht nach Frankreich eingeholt wurde. Sein Vater war im Begriff, ihn mit dem Degen zu durchstoßen, und er würde Deutschland seinen größten Helden geraubt haben, wenn nicht der Commandant von Wesel sich mit Gefahr seines Lebens zwischen Vater und Sohn geworfen hätte.

2.2.1 Die Schill'schen Offiziere

Wir können von Wesel nicht Abschied nehmen, ohne einen kurzen Spaziergang vor die Stadt und zwar auf jene Wiese zu machen, wo heldenmüthige Männer ihr Herzblut lassen mußten, weil sie mit patriotischen Enthusiasmus das Schwert für ihr Vaterland erhoben! Preußen, Deutschland lag damals zertreten und verachtet unter den Füßen des ersten Napoleon. Tausende knirschten vor Wuth mit den Zähnen und ballten im Verborgenen die Fäuste, aber Niemand wagte es, offen aufzutreten und dem übermuthigen Feinde den Handschuh hinzuschleudern; aber im Stillen loderten doch die Flammen des Aufruhrs, und es bereitete sich die große Zeit vor, in deren eisernen Armen Napoleon erbarmungslos erdrückt werden sollte.

Da stand der edle Husarenoffizier Schill auf, verließ mit fünfhundert seiner Getreuen Berlin und begab sich nach Stralsund. Es war kein kleines Unternehmen, sich durch eine vom Feinde besetzte Gegend zu wagen. Wo er sich zeigte, wurde er verfolgt, aber dennoch wuchsen seine Schaaren und überall strömten ihm Freiwillige zu, Schill warf sich in die Festung Stralsund, und wenn einer von seinen Kameraden Bedenken äußerte, so gebrauchte er seinen Wahlspruch: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!“

Der arme Schill! Er, der sich für sein geknechtetes Vaterland erhoben hatte, wurde von den Franzosen als ein Verbrecher betrachtet und man fahndete nach ihm, wie nach einem Diebe und Mörder. Nicht genug, daß der Corse so dachte, auch die an seinen Siegeswagen geketteten Dänen und Holländer, die sich dem Usurpator ganz zu eigen gegeben, verschmähten es nicht, gegen das Häuflein dieser Braven mit Pulver und Blei zu operiren. Es war vorauszusehen, daß sie der Ueberzahl erliegen mußten, aber Schill und seine Kampfgenossen wehrten sich wie Löwen, und ehe sie in die Hände der Feinde fielen, färbten sie die Straßen von Stralsund mit ihrem und der Feinde Blut. Schill fiel mitten im Kampfe und viele von den Seinigen wurden niedergemacht oder zu einem schimpflichen Tode gefangen genommen. Die Holländer, welche den Deutschen ihre Freiheit zu verdanken hatten, waren jetzt entartet genug, dem todten Schill den Kopf abzuschneiden und denselben, in Spiritus aufbewahrt, nach Leyden zu schicken. Elf junge Offiziere seiner tapfern Schaar wurden gefangen genommen und nach Wesel geschleppt. Hier ließ ihnen Napoleon den Prozeß machen. Ihre Liebe zum Vaterlande galt in seinen Augen als das größte Verbrechen, und kalten Blutes unterschrieb er das Todesurtheil.

Aneinandergefesselt wurden sie auf die Wiese geführt. Hinter ihnen schritten die Grenadiere mit

den geladenen Gewehren, und der dumpfe Schall der Trommel geleitete sie auf dem feuchten Wiesengrunde zu dem Grabe, welches schon für sie aufgeworfen war.

Es war am 16. September 1809, als die Execution vollzogen wurde. Auf das Commandowort knatterten die Gewehre, und der Eine nach dem Andern wälzte sich in seinem Blute. Auf dem Orte, wo sie fielen, wurden sie verscharrt, und bald wuchs wieder Gras über der Stätte, wo ihre Gebeine der Auferstehung entgegenmoderten.

Erst im Jahre 1835 erinnerte man sich ihrer Treue und errichtete ihnen auf der Stelle, wo die Kugeln ihr Herz getroffen, ein Denkmal. An diesem Denkmal stand ich mit traurigen Gefühlen und ließ mir von dem alten Invaliden, der das Ehrenggrab bewacht, die Geschichte erzählen. Der Grabstichel hat die Namen der Edeln verewigt. Tausende haben sie gelesen und Tausende werden sie noch lesen. Sie heißen: 1. Leopold Jahn, 2. Ferdinand Schmidt, 3. Ferdinand Galle, 4. Karl von Wedell, 5. Albert von Wedell, 6. Adolf von Keller, 7. Constantin von Gabain, 8. Hans von Flemming, 9. Karl von Kessenbrink, 10. Friedrich Felgentreu, 11. Friedrich von Trachenberg.

Deutschland hat für diese und für so viele andere Morde seine Rache genommen. Auf unsern Friedhöfen schlummern mehr als elf französische Offiziere, aber sie sind nicht schmäählich hingeschlachtet worden, sondern im ehrlichen Kampfe gestorben.

2.3 Die Ufer

Die Ufer des Rheines bieten hier wie höher hinauf wenig Merkwürdiges. Auf beiden Seiten flach sind sie stets häufigen Überschwemmungen ausgesetzt gewesen, und in grauer Vorzeit, als der Lauf des Stromes noch nicht geregelt war, theilten seine Arme die Ufergelände häufig in kleinere und größere Inseln. Diese sind jetzt verschwunden, aber an vielen Stellen sind noch die Vertiefungen der ehemaligen Rheinbette übrig geblieben, die sich in den nassen Jahreszeiten mit Wasser füllen. An solchen Stellen dehnen sich gewöhnlich große Wiesen aus, die im Frühlinge mit dem lillafarbenen Wiesenschaumkraute, Maasliebchen und gelbem Krähenfuß übersät sind und die Ufer des Stromes mit einem prächtigen, buntfarbigen Teppich umsäumen. An den ehemaligen Wasserläufen sind als Reste noch Gräben und Teiche mit stehendem Wasser vorhanden, die, von Schilf und Röhricht dicht umwachsen, in der offenen Wiese, geheimnißvolle Wasserbecken bilden, in deren Tiefen Aale, Karpfen und andere Fische ein vereinsamtes Leben führen. Auf der Oberfläche schwimmt das breite Blatt der Wasserrose, an dessen Rande die gelben Blumenquasten glühen.

Den größten Theil des Jahres liegen diese zauberischen Nixenseen vergessen; zuweilen kommt ein Fischer mit seinen Netzen, erhebt seinen Tribut an Aalen und Karpfen und schleicht dann wieder von dannen. Herumstreichende Knaben legen sich wohl lauschend und spähend in das Röhricht, um das Nest des Wasserhuhns zu entdecken, und in der Heuernte geschieht es wohl, daß die ermatteten Schnitter ein Bad in der kühlen Fluth nehmen.



Die Wasserjungfrau (Agrion).

Die Wasserjungfrau hat hier freies Spiel. Ungestört jagen sich diese seltsamen Wesen um Binsen und Schilf, und der einsame Wanderer steht stille und betrachtet die blauglänzenden Flügel und die langgestreckten Leiber mit Verwunderung.



Die Bruchweide (*Salix fragilis* Linc.).

Im Weiterfahren sehen wir dicht am Ufer zuweilen ein graues Gehölz, welches ebenfalls in seinem Schooße einen Teich umschließt. Es sind die Stämme der Bruch-Weide, an denen der Korbmacher mit Verachtung vorübergeht, weil die Zweige sich nicht biegen und schmiegen, sondern wie Glas zerbrechen. Desto höher wird sie von den Aerzten und Chemikern geachtet, denn die Rinde enthält einen Bitterstoff, welcher vielfache Verwendung findet und in der Noth sogar anstatt der Fiebrinde gebraucht werden kann. Ferner enthält sie einen Gerbestoff, der mit Eisensalzen, z. B. mit Eisenvitriol einen blauen Niederschlag giebt.

Auch ist sie reich an Färbestoff und in der neuesten Zeit zieht man aus derselben die Salicylsäure, die gegen das Faulen des Fleisches, das Gerinnen der Milch, bei vielen andern Dingen und selbst gegen den Fußschweiß eine nützliche Verwendung findet.

Könnten wir näher hinzutreten, so würden wir an den braunglänzenden Zweigen die langen, zugespitzten, oben glänzenden, unten weißgrauen Blätter (d) finden, an deren Zähnen die Drüsen (e) einen klebrigen Saft absondern. Die männlichen ♂ und weiblichen ♀ Blüthenkätzchen stehen auf verschiedenen Stämmen. Die männlichen haben hinter jeder Schuppe zwei Staubgefäße (a) mit den am Grunde befindlichen Drüsen (b). Die weibliche Blüthe befindet sich bei c.



Wilddieb.

Hin und wieder verdichtet sich das Gebüsch und wir finden Stellen, die wegen der nahen Felder und des Gehölzschutzes ein wahres Eldorado für Hasen und anderes kleines Wild sind. Munter freuen sie sich ihres Daseins, aber der Mensch stellt ihnen auch in diesen verborgenen Paradiesen nach. Der helle Knall und das kleine Rauchwölkchen über den grauen Weiden verrathen, daß der Jäger an der Arbeit ist; aber an den verborgensten Stellen schleicht auch der Wilddieb mit spähenden Blicken umher, untersucht die gestellten Schlingen und macht dem gefangenen Häslein den Garaus.

Mit den Wiesen wechseln jetzt fruchtbare Aecker ab, und wir sehen die fleißigen Landleute bei der Saat oder bei der Ernte. Unabsehbar dehnen sich die wogenden Halme, und wenn es gerade in der Blüthezeit ist, so sehen wir den Staub aus den Aehren wie einen warmen Rauch über den Feldern aufsteigen.

Hier und dort treten einzelne Häuser an den Strom und mehr landeinwärts ragen die Glockenthürme der Kirchen hoch in die Luft. In einzelnen Dörfern rufen die Glocken zum Gebet und man sieht die Bewohner dem Gotteshause

zuwallen.

Auch auf dem Strome selbst herrscht reges Leben. Fischer ziehen mit ihren Kähnen auf den Fang. Von einzelnen Dörfern, wo unser Schiff eine Station hat, fliegen rothbewimpelte Kähne heran, um Passagiere zu bringen oder in Empfang zu nehmen. Das Schiff hält einen Augenblick zu diesem Zwecke, dann rauscht es wieder von dannen, während der zurückkehrende Kahn von den Wellen hin- und hergeworfen wird.

Segel- und Dampfschiffe kommen zu Thal; man begrüßt sich mit Winken und Rufen, und im nächsten Augenblicke sehen wir Rauch und Segel nur noch in der Ferne.



Jetzt haben wir eine größere Ortschaft erreicht und wir schauen vom Deck auf ein stattliches Gebäude, welches sich durch die am Dreieckbalken aufgehängte Bretzel als eine Bäckerei ankündigt. Der Sohn des Hauses will auf die Wanderschaft, um draußen sein Handwerk noch besser zu erlernen Abschied ist schon genommen. Mutter und Schwester stehen noch in der Thüre und schauen dem Scheidenden nach. Noch einmal wendet er sich um, schwenkt zum letztenmal den Hut und stürmt dann dem Landungsplatze zu, um mit unserm Schiffe in die große Stadt zu fahren.

So herrscht trotz der Einsamkeit der Gegend stete Abwechslung, und auf dem Schiffe selbst fehlt es häufig nicht an Unterhaltung, wenn auch die große Armee der Reisenden nicht auf dem Wasserwege, sondern mit der Eisenbahn aufwärtsfährt.

2.4 Das Städtchen Orsoy

Der Name klingt so seltsam und fremdartig, als ob er gar nicht auf deutscher Erde, sondern im fernen Ungarn läge. Man hat sich deßhalb auch nicht wenig den Kopf zerbrochen, um auf den Ursprung des Namens zu kommen. Zuletzt hat, wie in Wesel, das Stadtwappen erhalten müssen. Weil es drei Pferdeköpfe führt, soll der Name von dem niederländischen Worte „Roßoye“ (Roßau) herkommen. Richtiger wäre es vielleicht, das alte keltische ur zu Rathe zu ziehen, wodurch eine Wasserau, eine Au am Wasser entstände. Andere leiten den Namen von einem römischen Feldherrn Orcinius her. Obschon die Gegend inmitten der beiden Römerlager Asciburgum und Castera vetera lag, möchte diese Ableitung doch eben so gewagt sein, als die von dem lateinischen Worte ursi (Bären). Seine Begrenzung vom alten Rheine und vom Lohbache spricht wohl mehr für die natürliche Ableitung.

Das Städtchen ist ziemlich regelmäßig angelegt, hat eine fruchtbare Umgebung und eine gesunde Luft. Von den vier Thoren sind nur noch zwei vorhanden.

Wie fast alle Orte am Rheine viel durch Ueberschwemmungen gelitten haben, so auch Orsoy. In der evangelischen Kirche befinden sich hierauf bezügliche Inschriften, wovon die erste vom Jahre 1565 lautet:

Durch Stockongh, Ysfarrong, Watergefaer
Gesch t' Orsoy Schade grot ynde swaer
Des ore nabvren op den Ryn geseten
Beweinen moegen Vnde nyth vergeten.

Durch Hemmniß, Eisgang, Wassergefahr
Erlitt Orsoy Schaden, groß und schwer,
So daß die Nachbarn haben auf dem Rhein gesessen.
Beweinen mag man es, doch nie vergessen.

Aber beim Wasser blieb es nicht, auch das Feuer richtete häufig großen Schaden an, und so mag es gekommen sein, daß das Städtchen sich durch die Trümmer erhöhte, denn das alte Straßenpflaster liegt zwei Fuß unter dem gegenwärtigen.

Schon sehr früh besaß Orsoy einen Zoll, der ihm nicht allein bedeutende Einkünfte an Geld gewährte, sondern auch Veranlassung zu vielen andern Einnahmen gab. Da die sämtlichen Schiffe hier anlegen mußten, um den Zoll zu entrichten, so gab dieser Aufenthalt häufig Veranlassung zu allerhand Einkäufen. In Folge dessen waren viele Geschäfte bis in die Neuzeit in guter Blüthe, besonders die Branntweinbrennereien, die Colonialwaaren-, Korn-, Holz- und derlei Handlungen mit Gegenständen des täglichen Verbrauchs.

Die Lachsfischerei wurde früher hier im Großen betrieben und war so ergiebig, daß der Lachs zu der allergewöhnlichsten Speise gehörte. Selbst

den Dienstboten kam er zu häufig auf den Tisch, und sie pflegten sich beim Vermiethen ausdrücklich auszubedingen, daß sie diesen Leckerbissen nur zweimal die Woche erhielten.

Jetzt ist dieser Erwerbszweig ganz bedeutungslos geworden. Einen noch empfindlicheren Schlag erhielt die Stadt im Jahre 1805, als der Zoll von hier nach Homberg verlegt wurde. Dadurch sind viele Familien zurückgegangen und der Wohlstand ist sehr gesunken.

Die alten Privilegien: Zollfreiheit der Einwohner von Orsoy zu Wasser und zu Lande bis Nymwegen, die freie Fischerei auf dem Rheine, freie Jagd und Viehhut sind ebenfalls verschwunden, die Patrimonialgüter verkauft.

Die Ehre, schon im fünfzehnten Jahrhunderte eine starke Festung zu werden, hat die Stadt sehr theuer bezahlt, denn sie war von jeher ein Zankapfel zwischen den streitenden Fürsten, und Orsoy mußte die Kosten bezahlen. Von der Festung, den Gräben und Bollwerken ist nur der größte Theil der hohen Stadtmauern übrig geblieben. Als der Länderräuber Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1672 in Deutschland einfiel, ließ er die Festung schleifen.

Hatte die Stadt früher von den Spaniern, Holländern und Brandenburgern viel zu leiden gehabt, so wurde sie von den Franzosen noch weniger geschont. Wir wollen hier diese Kriegsgeschichten nicht erzählen, sondern nur erwähnen, daß sie zum allmählichen Niedergange der Stadt nicht wenig beitrugen.

Die Franzosen kamen nach der Zeit noch mehrmals, und weder das eine- noch das anderemal verfahren sie glimpflich mit den Einwohnern, aber die ungezügeltsten waren die Republikaner, welche 1794 auf dem Markte mit großen Buchstaben die Worte anscrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft oder – Tod. Wie sie die Freiheit und Gleichheit verstanden, bewiesen sie sehr bald. Gleich am folgenden Tage erschienen sie in den Läden, versorgten sich mit Allem, was sie an Kleidern und Lebensmitteln brauchten und zahlten mit Assignaten, Papiere, die gar keinen Werth hatten. Viele Kaufleute kamen dadurch an den Bettelstab. Ein in der Stadt zirkulirendes Spottgedicht ließ die Assignate also sprechen:

„Aus Lumpen ward ich einst gemacht,
Durch Lumpen an den Rhein gebracht.
Von Lumpen nährten Lumpen sich,
Und Mancher ward ein Lump durch mich.“

Ferner wurde die Freiheit so verstanden, daß die Volksbeglucker Alles, was an Geld und beweglichem Gute vorhanden war, an sich rissen. Dafür durften die Bewohner an dem hohen Freiheitsbaume auf dem Markte folgende Inschrift lesen: „Ihr glücklichen Völker, die ihr bisher unter dem Joche der Sklaverei blutetet, freuet euch! Gallische

Brüder haben euch befreit und nehmen euch in den heiligen Bund der Brüderschaft auf!“

Frauen und Männer mußten unter dem Freiheitsbaume erscheinen und das Lob der Republik in langen Reden anhören. Dann wurden die Marseillaise und das *Ca ira* gesungen und zum Schlusse waren die Herren Franzosen so gnädig, mit den Frauen und Mädchen unter dem Schall der Glocken und dem Knattern der Gewehrsalven einen wilden Tanz zu halten.

Man kann sich die Freude der Bürger denken, als die Franzosen im Jahre 1814, von den Preußen verjagt, abzogen, um niemals zurückzukehren.



Die Wetterbeobachter.

Wenn man heute die Straßen von Orsoy durchwandert, sieht man der Stadt kaum an, daß sie einst ein wichtiges Glied im Kranze der rheinischen Städte war. Es sieht Alles recht einfach und spießbürgerlich aus und man sollte nicht sagen, daß sich dereinst Spanier, Brandenburger, Holländer und Franzosen um sie geschlagen haben. Orsoy beherbergt einen einfachen biedern Menschenschlag der noch auf Treue und Glauben hält. Der Handwerksmann, welcher die Woche hindurch den Pechdraht, die Nadel oder den Hobel fleißig gehandhabt hat, besucht des Sonntags mit Andacht den Gottesdienst, und wenn er sich am Nachmittag ein Vergnügen machen will, so steht sein Sinn nicht nach dem Wirthshause, sondern nach dem Felde und dem Walde. Deßhalb späht der Meister, der in unserm Bilde mit Frau und Tochter am Fenster sitzt, mit aufmerksamer Miene nach dem Wetter, denn von den Wolken und dem Winde hängt es ab, ob sie den Spazier-

gang durch die Kornfelder machen oder zu Hause bleiben und in der Handpastille lesen.

Es wird wohl nicht allzulange bei dieser altfränkischen Gewohnheit bleiben, denn das Zeitalter der Eisenbahnen räumt sehr rasch mit solchen Erscheinungen auf, und je mehr die Menschen durcheinandergerüttelt werden, desto leichter streifen sie ihre Eigenthümlichkeiten ab und bequemen sich dem Fremden.



Bauer.

Am zähesten hält der Bauer an den Sitten der Väter fest. Es liegt so in der Natur der Sache, denn seine Beschäftigungen erneuern sich in einem gewissen Kreislaufe, er haftet mehr an der Scholle und lebt sich auf die heimischen Verhältnisse so vollständig ein, daß ihm das Fremde und Ungewöhnliche unbequem wird. Die rheinischen Bauern haben zudem von Römerzeiten bis auf die Gegenwart die Erfahrung gemacht, daß Fremdes mehr Unheil als Heil bringt. Beständig von Kriegen heimgesucht, bald unter dieser, bald unter jener Herrschaft lebend und von allen geplündert und gebrandschatzt, ist die Scheu vor dem Neuen nur allzusehr gerechtfertigt.

Er ist fleißig, ausdauernd, durchweg gutmüthig und zum Helfen geneigt, aber in der Nähe von größern Städten mißtrauisch, sehr auf seinen Vortheil bedacht, und nicht besonders gewissenhaft, wo es gilt, denselben zu erringen. Aber das sind nicht die Ureigenschaften des Bauern, sondern die Folgen des bösen städtischen Einflusses. Fern von Städten und Verkehrsmitteln sind die Sitten und Gewohnheiten einfach und gut.

2.5 Uerdingen

Der Stadt Uerdingen wird römischer Ursprung zugeschrieben und man pflegt den Namen von dem römischen Feldherrn Hordeonius Flaccus herzuleiten. Da die Stadt damals und bis in das Mittelalter hinein auf einer Insel lag, so liegt es näher, denselben von Uerd-Werd-Insel und ingenhausen-heim abzuleiten.

Aus den Römerzeiten wird nichts von Uerdingen berichtet; erst im neunten Jahrhundert hören wir von einer Villa aber im Jahre 1259 war der Ort schon so bedeutend, daß die benachbarten Grafen gern daselbst einkehrten. Der Erzbischof Conrad von Hochstaden erhob sie zur Stadt und befestigte sie; aber der Rhein wurde ihr gefährlich und wusch so viel von den Ufern fort, daß der Erzbischof Siegfried sie verlegen mußte, und zwar an die Stelle, wo wir sie noch heute finden. Ringmauern und Thürme bekam sie dann wieder in den Jahren 1325 bis 1330. Verliehen ihm dieselben auch während der Zeiten des Faustrechts einen wirksamen Schutz, so daß die bewaffneten Bürger im Stande waren, mit verhältnißmäßig geringer Mannschaft einen größern Feind abzuweisen, so gereichte ihm die Befestigung doch später zum Unheil. Das Mittelalter hindurch genoß Uerdingen eines so bedeutenden Ansehens, daß die umliegenden Dynasten sowie die Erzbischöfe gern daselbst verkehrten und es häufig auswählten, um dort ihre Urkunden zu besiegeln. Privilegien, Zollfreiheiten und Bevorzugungen verschiedener Art konnten da nicht ausbleiben, und ein stets zunehmender Wohlstand machte sich von selbst.

Wie in der Folge Krieg, Plünderung, Feuersbrünste und Seuchen die Stadt der Verarmung und Entvölkerung entgegenführten, hat uns der Pastor Johannes Wüstrath in einer Chronik hinterlassen.¹⁵ 1447 wurde es von dem Landgrafen von Hessen, 1583 von dem Grafen Adolf von Neuenahr eingenommen. 1625 nahm es der unselige Herzog Christian von Braunschweig ein, der es mit der Beraubung so weit trieb, daß fast alles Geld aus der Stadt verschwand. 1641 wurde es durch die Hessen beschossen, 1642 gesellten sich noch die Franzosen dazu, plünderten die Stadt und führten, da sie für ihre Unersättlichkeit nicht genug Geld und Werthgegenstände fanden, Geißeln mit sich fort. Die Bürger waren geflohen und kamen erst nach und nach zurück. Kaum hatten sie sich von ihrem Elende in etwa erholt, so holten 1674 die Spanier, was sich durch Fleiß und Sparsamkeit wieder angesammelt hatte. In den Kriegen gegen die Franzosen von 1672 bis 1714 erlitt die Stadt einen directen Schaden von einhunderteinunddreißigtausend Thalern. Neues Elend

¹⁵ Siehe Ann. d. h. V. 13. n. 14, Heft, Seite 228 u. ebenda selbst Dr. G. Eckerz, Chronik von Uerdingen, 15. Heft, Seite 111.

brachte der siebenjährige Krieg, in welchem Franzosen und Hannoveraner die Stadt belästigten und die letztern vierzigtausend Thaler erpreßten. 1795 zogen die Sansculotten ein, die es hier wie allerwärts trieben und nichts als Armuth und Erbitterung zurückließen. Rechnen wir noch dazu Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, die im Laufe der Zeit den Wohlstand häufig vernichteten, so ist es fast ein Wunder, daß sich die fleißigen Einwohner so rasch wieder erholten.

Betrachten wir die Stadt in ihrem heutigen Zustande, so finden wir eine schöne katholische Pfarrkirche. Die alte wurde 1382 erbaut, stürzte aber am 17. Februar 1799 durch eine Ueberschwemmung ein. Die jetzige rührt aus dem Jahre 1800 her. Die Gast- oder Hospitalkirche bestand schon 1403, die Klosterkirche der Franziskaner seit 1671. Die evangelische Kirche wurde 1861 erbaut; die höhere Lehranstalt 1824 gegründet, aber schon im sechzehnten Jahrhunderte bestand eine Lateinschule, welche von den Franzosen aufgehoben wurde.

Die Stadt macht einen ganz angenehmen Eindruck, hat aber trotz ihres langen Bestandes nichts Alterthümliches. Liqueur- und andere Fabriken, Ackerbau und Gewerbe verleihen derselben hinreichende Nahrungsquellen

Die Nähe von Krefeld, Düsseldorf und Wesel hat darauf eingewirkt, daß die französische Mode in allen Klassen der Gesellschaft herrschend geworden ist. Früher standen bei den Männern die Kniehosen, die langen Strümpfe, die Schnalenschuhe, das Hauskappchen und die Thonpfeife in Ehren, aber jetzt trifft man nur noch höchst selten auf einen Kernmann.

2.6 Gellep

Gellep, das alte Gelduba der Römer, nicht weit von Uerdingen, lag ehemals dicht am Rheinrome. Jetzt ist es wie so viele andere Orte eine Strecke von demselben entfernt. Zur Zeit, als Civilis, der mit seinen Bataviern so lange treu zu den Römern gehalten hatte, den batavischn Aufstand erregte, wurde auch Gellep der Schauplatz blutiger Ereignisse. Um die Römer sah es damals sehr, bedenklich aus, denn von Mainz bis Nymwegen wogte der Strom der Empörung, noch verstärkt durch die Germanen welche sich den Bataviern mit Freuden anschlossen, um das schmähliche Joch der Ausländer abzuschütteln. Tacitus erzählt die Aufstandsgeschichte ziemlich weitläufig im vierten Buche, wovon wir nur das hieher Bezügliche herausheben:

Die römischen Legionen waren schwierig geworden, denn sie hatten lange keinen Sold erhalten, und selbst das Brod mangelte ihnen. Dazu kam noch der schlimme Umstand, daß in diesem Jahre

der Rhein so außerordentlich seicht war, daß die kriegsbegierigen Germanen hindurch waten, um sich am Kampfe zu betheiligen. Dadurch war die Zufuhr von Lebensmitteln auf dem Strome sehr beschränkt und doch mußte man, um das Durchwaten der Germanen zu verhindern, eine Menge Wachtposten an den Ufern des Rheines aufstellen, wodurch der Esser noch mehr wurden. Neuß, welches durch die von Mainz herabkommende Abtheilung der Batavier in den Kriegsstrudel gezogen wurde, und dessen dreizehnte Legion sich mit ihnen vereinigte, wurde nun zum Stützpunkte gegen die Römer, und diese waren genöthigt, dasselbe zu verlassen und an einem andern Orte ein Lager auszuschlagen. Sie wählten dazu Gelduba.

Dort errichtete man Schanzen und Befestigungswerke und übte die Soldaten in den Künsten des Krieges. Damit sie Nahrung hatten, wurden sie zu Raub und Plünderung in die benachbarten Dörfer der Gugurner geführt.

Der römische Naturforscher Plinius hat diesen Ort, wo jetzt nur einige Häuser stehen, im neunzehnten Buche seiner Naturgeschichte (XXVIII) verewigt, indem er erzählt, daß von hier aus eine Gemüsepflanze nach Rom geführt und mit Vorliebe auf der kaiserlichen Tafel verspeist werde. Er sagt wörtlich: Auch selbst die Zuckerwurzel (*Sium sisarum*) hat der Fürst Tiberius berühmt gemacht, indem er sie jedes Jahr aus Germanien verlangte. Gelduba heißt die am Rhein liegende Feste wo sie von vorzüglicher Güte ist, woraus hervorgeht, daß sie sich für kalte Orte eignet. In ihr befindet sich der Länge nach ein Stern, welcher, wenn sie gekocht ist, herausgezogen wird, jedoch einen großen Theil seiner Bitterkeit zurückläßt, welche indessen, wenn man sie beim Verspeisen mit Mehl mildert, sich sogar in Annehmlichkeit verwandelt. Einen eben solchen Stern hat die Möhre, wenn sie größer, nämlich wenigstens ein Jahr alt ist. Die Saatzeit der Zuckerwurzel fällt in die Monate Februar, März, April, August, September und Oktober.

Es ist gewiß interessant, aus jener entlegenen Zeit von einem so berühmten Manne eine Nachricht über den rheinischen Gemüsebau zu bekommen. Die gewöhnlich beliebte Vorstellung, daß die alten Germanen ein halb wildes Volk ohne alle Cultur gewesen, wird dadurch bedeutend abgeschwächt.

Das alte, einst so wichtige Gelduba ist jetzt ein unbedeutender Ort, über den man lange nur das wußte, was Tacitus und Plinius von demselben sagen. Mehr Licht wird eine Schrift des Herrn F. Stollwerk, die sich bereits unter der Presse befindet, darüber verbreiten.

In frühern Zeiten traf man in dieser Gegend diesseits und jenseits des Stromes noch die Häuser im rheinischen Holzbaustyle aufgeführt, wie unsere beiden Abbildungen denselben veranschauli-



Rheinischer Holzbau.

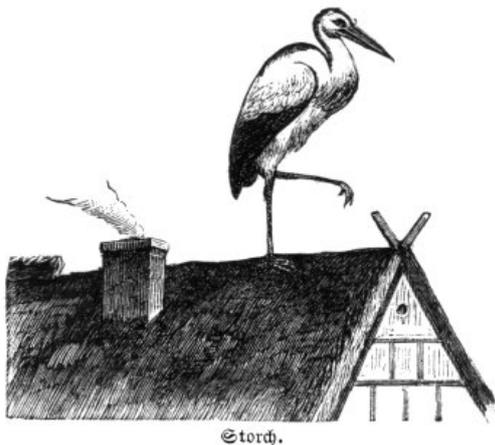
chen. Jetzt werden solche Häuser immer seltener. Man findet sie nur noch in entlegenen Dörfern.

2.7 Kaiserswerth

Schon von Weitem kündigt sich das Städtchen durch die Ruinen der einstigen Kaiserpfalz an und erwartungsvoll setzt man den Fuß an das Land, aber der hohe Name rechtfertigt sich nicht, wenn man das Innere betritt. Eine breite Haupt- und einige Nebenstraßen tragen das Gepräge des still Bürgerlichen und Einfachen einer bescheidenen Landstadt. Dicht am Ufer des Rheines gelegen, würde sich kaiserswerth vortrefflich zum Handel und zur Industrie eignen aber schon früher von ihrer stolzen Höhe herabgesunken, hat die Stadt immer mehr an Bedeutung verloren, je mehr das benachbarte Düsseldorf emporkam. Von den Eisenbahnen vergessen, von der Schifffahrt vernachlässigt, ist ihm nichts übrig geblieben, als der Ackerbau und das Kleingewerbe. In den Straßen ist es stille und öde, und nur zuweilen begegnet man einem Einwohner, der mit Pferd und Pflug auf den Acker zieht oder seinem Gewerbe nachgeht. Eines aber müssen wir der Stadt nachrühmen: Sie ist blank und sauber und macht einen angenehmen Eindruck.

Die ganze Umgebung ist fruchtbar. Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Gemüse gedeihen überall.

Von der Ruine der Kaiserpfalz hat man einen weiten Blick über das jenseitige Rheinufer. Auch dort ist die die Gegend fruchtbar, aber man sieht, daß sich der Rhein hier früher in mehreren Armen ergossen hat. Hin und wieder giebt es in den Wiesen und Weiden noch breite Wassergräben und Sumpfstrecken, die aus jener Zeit herrühren. Die



Vegetation ist dort ziemlich dieselbe, wie auf der rechten Rheinseite, aber es giebt am linken Ufer mehr Wiesen, Sümpfe und Wasserlachen, und in Folge dessen sind auch die Störche, die man häufig auf den Hausdächern sieht, dort heimischer.

Aus der alten Zeit ist nicht viel übrig geblieben. Die Ruine der Kaiserpfalz und die katholische Pfarrkirche sind die einzigen Repräsentanten einer höchst ereignisreichen Vergangenheit. Auch kann man an einigen Stellen noch deutlich erkennen, daß die Stadt einst auf einer Insel lag. Das Kloster reicht nicht so hoch in die Vergangenheit hinauf und das Uebrige ist neuern Datums. Am bemerkenswerthesten ist die von dem bekannten Pastor Fliedern gegründete Anstalt für Diaconissen und Lehrerinnen, die einen ähnlichen Zweck verfolgen, wie unsere katholischen Klöster für Unterricht und Krankenpflege.

Je weniger Kaiserswerth heute dem Besucher bietet, desto wichtiger war es in der Vergangenheit, und es lohnt sich wohl, daß wir hier einen kurzen Abriß seiner Geschichte geben.

Ursprünglich befand sich auf der Insel, die noch 877 Uerid, der heilige Werd oder Insel genannt wurde, ein fränkischer Königshof, dessen Wirthschaftsgebäude den Namen Rinthausen trugen. An diesen Hof knüpft sich ein Theil der Lebensgeschichte des Apostels des bergischen Landes, die wir hier kurz erzählen wollen.

2.7.1 Der heilige Suitbertus

Der heilige Suitbertus wurde im Jahre 648 zu Nottingham in England geboren. Seine Eltern hielten ihn durch Wort und Beispiel früh zur Tugend an und ließen ihm eine gelehrte Bildung geben. Schon früh neigte er sich einem gottseligen Wandel zu und begab sich im Alter von fünfzehn Jahren, um Gott ungestörter dienen zu können, in ein Benediktinerkloster. Obschon er von vornehmem Herkommen war und im Glanze des Reichthumes ein angenehmes und beneidetes Dasein hätte führen können, so zog er doch das stille, be-

schauliche Klosterleben dem Geräusche der Welt vor. Mit Eifer den Studien obliegend, eignete er sich bald einen hohen Grad von Kenntnissen an und führte dabei einen so frommen Wandel daß er zum Priester geweiht werden konnte, sobald er das gesetzliche Alter erlangt hatte. Durch seine Tugenden allen Andern vorleuchtend, wurde er bald zum Abt erwählt und zeichnete sich als solcher so sehr aus, daß man ihn würdig erachtete, den Heiden das Evangelium zu predigen. Im Jahre 690 übernahm es der heilige Willibrord, über Meer zu gehen und unter den heidnischen Friesen das Missionswerk in Angriff zu nehmen. Da diese Aufgabe für ihn allein zu schwer war, so wählte er sich aus den tüchtigsten Männern noch elf Gehülfen, worunter sich auch Suitbertus befand.

Sie schifften über das Meer und kamen an den Küsten von Friesland an, wo sie sich in die Gegend vertheilten. Einige blieben in Utrecht und die Andern zerstreuten sich auf dem weiten Landstriche zwischen Maas und Rhein, wo sie sofort ihr heiliges Lehramt begannen und zahlreiche Bekehrungen machten.

Als Willibrord nach einiger Zeit sich nach Rom zum Papste Sergius begab, trat für die Brüder die Nothwendigkeit ein, sich ein neues Oberhaupt zu geben, und sie wählten wegen seiner Herzengüte und Frömmigkeit den Suitbertus zu ihrem Vorstande.

Um diese Zeit aber ereignete es sich auch, daß der Bischof von Canterbury starb. Da sein Nachfolger Brechtewald sich außer Landes befand, so mußte für einen Vertreter gesorgt werden. Die Wahl fiel auf Suitbertus, der jetzt sein Missionsfeld verlassen und nach England zurückkehren mußte.

Der heilige Wilfried soll ihn daselbst zum Bischofe geweiht haben. Im Jahre 693 wurde Brechtewald in sein Amt eingesetzt, und nun stand dem Suitbertus nichts mehr im Wege, sein Missionswerk wieder aufzunehmen. Sofort schiffte er sich nach Deutschland ein, überschritt den Rhein und suchte sich zwischen den Flüssen Weser, Ems und Lippe ein neues Bekehrungsfeld. Hier waren es besonders die Bructerer, denen er seine ganze Liebe und Thätigkeit widmete, und von denen er eine Menge dem christlichen Glauben zuführte.

Die benachbarten Sachsen aber, abgesagte Feinde des Christenthums, überzogen die Bructerer mit Krieg und gefährdeten nicht allein die junge Pflanzung des Missionärs, sondern verjagten ihn auch aus den Orten, wo er predigte, und trachteten ihm nach dem Leben. Von dieser Verfolgung mag die Sage herkommen, die Bewohner von Ratingen hätten ihn mit solcher Hast aus der Stadt herausgestoßen, daß sie ihm beim Zuschlagen des Thores die Daumen klemmten.

Suitbertus mußte nun darauf denken, einen sichern Aufenthaltsort zu haben, denn seine Mühe

und Arbeit war gänzlich vergeblich, wenn er nicht in der Nähe bleiben und sein Werk erneuern konnte. Er wandte sich deßhalb an Pipin von Herstal, der vor Kurzem den Friesenkönig Radbod überwunden hatte, und bat ihn um einen sichern Wohnort. Pipin, dem es selbst darum zu thun war, daß das Evangelium im Lande Wurzel fesse, war sogleich bereit, und es schien ihm kein Ort passender, als die Rheininsel, auf der eine seiner Burgen stand. Er machte ihm den dazu gehörigen Hof Rinthausen zum Geschenke. Dasselbe war von einem viel größern Werthe, als es auf den ersten Blick scheinen mag; denn die Insel gebot ihm wegen des Wasserarmes, der sie rings umgab, einen sichern Schutz, der noch durch die Bemannung der Königsburg erhöht wurde. Mit dem Hofe aber waren auch noch andere Vortheile verbunden, so z.B. das Recht zum Holzfällen, zur Weide und zur Abhaltung des Waldgedinges in den Gemarken Lintorf, Saarn, Grind, Ungeshamm, Lohe, Ueberanger, Zeppenheim, Leuchtenberg, Stockum, Derendorf, Ratingen, Flingern und an mehreren Orten auf der linken Rheinseite.

Suitbertus, der den Gedanken einer Bekehrung des bergischen Landes trotz der vielen Widerwärtigkeiten nicht aufgab, erbaute auf dem Hofe ein Benediktinerkloster und bevölkerte dasselbe mit Mönchen, die ernstlich gewillt waren, ihm bei seinem schweren Werke zur Seite zu stehen. Einer derselben, der heilige Willeicus, dessen Gebeine in der Lambertuskirche zu Düsseldorf ruhen, ist uns bekannt geworden.

Es ist anzunehmen, daß die feindlichen Sachsen, die seiner Insel so nahe wohnten, häufig genug Anfälle auf dieselbe machten, aber Suitbertus ließ sich dadurch nicht abhalten. Aller Leiden und Anfechtungen spottend, durchzog er unaufhörlich die Wälder und predigte das Evangelium mit dem besten Erfolge. Durch seine zahlreichen Bekehrungen erwarb er sich den Namen eines Apostels des bergischen Landes.

Im Jahre 717 erkrankte er und fühlte die Annäherung des Todes. Da ließ er die Klostergeistlichen an sein Sterbelager kommen, empfahl ihnen, das Bekehrungswerk fortzusetzen und nahm Abschied von ihnen. Dann wünschte er, daß einer von den Priestern in seinem Sterbezimmer das heilige Opfer darbringe. Aus den Händen dieses Priesters empfing er die heilige Communion und verschied nach einem thatenreichen Leben am 1. März 717, Sein Leib wurde in der Klosterkirche beigesetzt, wo er noch in einem goldenen Sarge ruht. Die Insel aber wurde nach dieser Zeit Suitbertus-Werth genannt.

Um das Kloster herum hatten sich schon zu seinen Lebzeiten einzelne Bekehrte angesiedelt, theils um Schutz gegen die feindlichen Sachsen zu haben, theils um den Glaubensboten näher zu sein und ungestört ihren Lehren nachleben zu

können.

Die Mönche waren der Ermahnungen ihres heimgegangenen Bischofs eingedenk und hörten nicht auf, zu predigen und zu lehren. Die Aebte genossen einen großen Einfluß und hatten bedeutende Rechte. Sie waren unabhängig wie ein Bischof und besetzten sämmtliche von Suitbertus-Werth aus gestifteten Pfarreien aus eigener Machtvollkommenheit, auch trugen sie den Titel Bischof.

Die Sachsen aber blieben den Mönchen stets feindlich gesinnt und zerstörten im Jahre 778 den Königshof und den ganzen Ort. Beide aber wurden wieder aufgebaut.

Sechszwanzig Jahre später wurde die Insel zum Schauplatze einer großen Begebenheit, zu der das Volk aus der ganzen Gegend in Menge herbeiströmte. Der Ruf von der Frömmigkeit und den hervorragenden Tugenden des Apostels war selbst bis nach Rom gedrungen, und da sich im Jahre 808 der Papst Leo III. in Deutschland befand, so wurde Suitbertus in diesem Jahre heilig gesprochen. Zu dieser erhabenen Feier fanden sich auf der Rheininsel der Papst, viele Kardinäle, Bischöfe und Prätaten ein; auch Kaiser Karl der Große war mit seinen höchsten Beamten gekommen. Der Schiffe, welche die Theilnehmer trugen, waren so viel, daß ein ungeheures Gedränge entstand, und immer kamen noch neue Fahrzeuge. Es geht daraus zur Genüge hervor, daß es schon damals in dieser Gegend Christen gab, die gerne dem Mittelpunkte des christlichen Lebens zuströmten. Aus alten Urkunden geht ebenfalls hervor, daß die ersten Glaubensboten in der Umgegend eine Anzahl Missionsstellen gegründet hatten, die allmählich zu Pfarreien heranwuchsen. Bestimmt wissen wir, daß sich solche geistliche Niederlassungen zu Kierst, Ilverich, Gellep, Himmelgeist und Mettmann befanden.

Die Insel wurde durch das Grab des Heiligen ein Gegenstand zahlreicher Wallfahrten; auch siedelten sich immer mehr Leute daselbst an; selbst die Kaiser fanden an dem Orte Gefallen und verweilten gerne in ihrer Pfalz. Dadurch wurde der Name Suitbertus-Werth später in Kaiserswerth umgewandelt.

Im Frühlinge 1062 fiel in Kaiserswerth ein Ereigniß vor, welches ganz Deutschland in Erstaunen und Bewegung setzte.

Kaiser Heinrich III. wurde auf den Geistlichen Anno, der sich sowohl durch sein großes Wissen, als auch durch seinen ausgezeichneten Wandel hervorthat, aufmerksam und zog denselben an seinen Hof. Bald stieg Anno in der Gunst des Herrschers so sehr, daß er ihn seiner innigen Freundschaft würdigte und sich bei allen wichtigen Geschäften seines Rathes bediente. Er wurde sogar des Kaisers Beichtvater und erhielt Aem-

ter, Ehrenstellen und Auszeichnungen. In seinem letzten Regierungsjahre, als der Kaiser zu Coblenz weilte, starb in Cöln der Erzbischof Hermann. Anno befand sich damals bei dem Sterbenden und empfing dessen letzte Seufzer. Die Cölner Kirche sandte ihn nach Coblenz, um von dem Kaiser einen neuen Bischof zu erbitten. Seine Wahl fiel auf Anno, und dieser wurde am 3. März 1056 in Gegenwart des Kaisers, vieler Großen und der Geistlichkeit zu Cöln geweiht.¹⁶

Anno rechtfertigte in hohem Maße das ihm entgegengebrachte Vertrauen und erhob den Glanz der Kirche von Cöln höher, als irgend ein Bischof vor ihm.

Um diese Zeit weilte der Papst Viktor II. als Gast des Kaisers in Deutschland; letzterer erkrankte Ende September zu Botfeld und starb schon am Samstag den 5. Oktober. Der Papst, der Erzbischof Anno und eine Menge geistlicher und weltlicher Fürsten umstanden sein Sterbelager. Seine Eingeweide wurden zu Goslar beigesetzt, der Leib aber von dem Papste Viktor im Dome zu Speier begraben.

Sterbend bestimmte der Kaiser den Erzbischof Anno zum Beschützer seines Sohnes Heinrich und zum Fürsorger des Reiches, Heinrich IV., derselbe, welcher später über sich und Andere so viel Unglück brachte, war damals erst sechs Jahre alt. Der Papst führte denselben nach Aachen, wo er feierlich auf den Erzstuhl des Reiches erhoben wurde. Agnes, die verwitwete Kaiserin, war eine gebildete Frau von sanftem Geiste, aber es fehlten ihr die Eigenschaften, ein großes Reich zu regieren, und der Bischof Heinrich von Augsburg, den sie zum Erzieher ihres Kindes und zugleich zu ihrem Rathgeber erwählte, schien ebenfalls nicht die Eigenschaften zu besitzen, die in jener erregten und vielfach unruhigen Zeit eine unerläßliche Bedingung für den Rathgeber der Kaiserin waren. Volk, Klerus und Adel schauten deßhalb mit Sehnsucht auf Anno, denn ihn betrachtete man als das eigentliche Haupt von Deutschland.

Bald begannen Wirren aller Art, denn die Umgebung der Kaiserin Agnes meinte es nicht wohl mit dem Reiche, und sie selbst war zu schwach, sie ließ sich gängeln und leiten und wußte sich nicht zu helfen. Ueberall brachen Fehden aus und das Reich ging seinem Ruine entgegen. Da wurden die Großen gegen die Kaiserin aufgebracht und beschlossen, daß die Erziehung des jungen Heinrich dem Erzbischofe Anno übergeben wurde. Auch dieser sah die Notwendigkeit ein, und, mit den übrigen Großen einverstanden, faßte er den Entschluß, dem übeln Einflusse mit einem kühnen Schlage ein Ende zu machen.

Agnes weilte in jener Zeit in der Kaiserpfalz zu



Kaiserswerth zu Kaiserswerth zu Heinrich IV. Jäten.

Kaiserswerth, und viele Würdenträger des Reiches waren bei ihr. Auch der Erzbischof Anno kam auf einem buntbewimpelten Schiffe den Rhein herab und begab sich in die Burg.



Die Entführung Heinrich IV.

Die Kaiserin gab ein großes Gastmahl, nach dessen Beendigung der Erzbischof den zwölfjährigen König einlud, sein kunstreiches Schiff zu besteigen. Arglos folgte der Knabe. Sobald er aber den Fuß auf dem Fahrzeuge hatte, lösten sich die Taue, mit denen es am Ufer festgehalten wurde, und, von den Eingeweihten gelenkt, fuhr es mitten in den Strom. Heinrich, des Glaubens, man wolle ihn tödten, wurde heftig erschrocken und sprang vom Schiffe in den Strom. Graf Egbert von Braunschweig sein Verwandter, der den Plan mit ersonnen hatte, sprang ihm nach und brachte ihn wieder auf das Schiff, wo sie ihn mit allerlei süßen Worten beredeten und ihn nach Cöln führten.

Die Menge folgte dem Schiffe am Ufer und klagte den Erzbischof und die Betheiligten der Gewalt und des Majestätsverbrechens an; aber die Verschwornen kümmerten sich nicht um das Geschrei, sondern vollführten ihren Plan, und es ward bestimmt, daß der Bischof, in dessen Sprengel sich der König jeweilig aufhielt, auch die Fürsorge für das Reich haben sollte. So wurde Anno während seiner Minderjährigkeit Reichsverweser.

Die Kaiserin Agnes verließ gebrochenen Herzens Kaiserswerth und nahm sich vor, ihre Tage in einem Kloster zu beschließen, verweilte auch

¹⁶ Dr. Anton Jos. Krebs in den Annalen d. h. V. für den Niederrhein, II. Jahrgang, 1. Heft, 2. Abtheilung, Seite 323.

einige Zeit in einem solchen, gab sich aber später, nachdem sie eine Bußfahrt nach Rom unternommen hatte, wieder den Regierungsgeschäften hin.

Auch nachdem Heinrich IV. selbstständiger König geworden war, hielt er sich noch oft in Kaiserswerth auf und beschenkte die Abtei in einem so großartigen Maßstabe, daß sie eine der reichsten in der ganzen Gegend wurde. Fast alle Kaiser hielten häufig Hof daselbst, denn die stattliche Königsburg enthielt eine solche Menge von Gemächern, daß eine bedeutende Zahl von Gästen daselbst Unterkommen fanden.

Kaiser Barbarossa fügte dem alten Glanze noch neuen hinzu, indem er eine großartige Reichsburg aufführen ließ, zu deren Unterhaltung er den Zoll von Thiel nach Kaiserswerth verlegte. Die Erbauung der Reichsburg, die auf die Fundamente der alten Königsburg gesetzt wurde, nahm einen Zeitraum von zehn Jahren in Anspruch. Auf dem Gemäuer der Rheinseite stand mit goldenen Buchstaben in lateinischer Sprache die Inschrift:

Anno ab incarnatione dni. nri. ihu X
M. C. L. XXXIII.
Hoc decus imperii cesar Fredericus audaxit.
Justitiam stabilire nolent, et ut undique pax sit.

Im Jahre der Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi 1184.

Diese Zierde des Reiches hat Kaiser Friedrich vergrößert, Zur festen Stätte der Gerechtigkeit und damit ringsum Friede sei.

Auf den Stufen, die beim Eingange des Burghofes zur Burg führten, war folgende Inschrift eingehauen:

Anno dominice incarnationis M. C. L. XXXIII.
Justicie cultor, malefacit proudus ulter.
Cesar adorandam Fredericus condidit aulam.

Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1184.
Ein Pfleger der Gerechtigkeit und weiser Rächer höher That,
Hat Kaiser Friedrich ihr zur Zierde die Halle gebaut.

Die Stadt nahm jetzt rasch zu, denn Jeder wollte gerne auf der privilegirten Insel wohnen, Handel und Schifffahrt befanden sich in voller Blüthe und vermehrten sich noch von Jahr zu Jahr. Interessant ist es, zu erfahren, daß damals die Weinreben, die Kaiser Probus an den Rhein gebracht hatte, noch in Kaiserswerth mit Nutzen gebaut wurden; das Stift hatte einen Weinberg in der Nähe des Marktes, aber durch die Zunahme der Bevölkerung war es genöthigt, denselben zu Hausplätzen zu vergeben. Der Aufschwung nahm immer mehr zu und die kleine Insel war bald dicht mit Häusern besetzt, aber in den sich widerstrebenden geistlichen und weltlichen Hoheitsrechten lag auch der Keim zu Zerwürfnissen, welche die Stadt bald dem Verderben und dem Verfall entgegenführten.

Gedenken wir hier eines Vorfalles, der sich um 1215 zutrug:

Bischof Otto von Münster, der vom Könige Otto auf den bischöflichen Thron erhoben worden,

schlug sich zu den Feinden des Königs und wurde im Jahre 1213 von des Königs Leuten zu Cöln gefangen genommen und nach Kaiserswerth in die feste und stattliche Burg gebracht. Von festen Basaltblöcken erbaut, vermochte sie jedem Anfall Trotz zu bieten, und ihre Uneinnehmbarkeit wurde durch den Rheinarm, der die Insel umgab, noch erhöht.

Zwanzig Monate saß der Bischof schon auf der Burg, und er sah seiner Gefangenschaft noch kein Ende. Zwar hatte er gewaltige und einflußreiche Freunde, welche die Hände nicht müßig in den Schooß legten, sondern alle Mittel anwandten, die Cölner zu versöhnen und den Bischof zu befreien, aber Bitten, Drohungen, angebotenes Lösegeld, Alles war vergeblich.

Unter so ungünstigen Umständen hätte er lebenslang auf der Reichsburg sitzen können, wäre nicht ein Mann für ihn aufgetreten, der in jener eisernen Zeit der Beschützer aller Bedrängten war, nämlich Adolf V., Graf von Berg. Dieser faßte den hochherzigen Plan, dem Gefangenen um jeden Preis die Freiheit wiederzugeben.

Er verhehlte sich nicht, daß die Schwierigkeiten fast unüberwindlich waren, aber wo es einen guten Zweck galt, da kannte er kein Hinderniß, mochte es von der Natur und festen Mauern geboten sein, wie hier, oder von der Arglist und Bosheit der Menschen. Seine Heldennatur und Waffengewandtheit spornten ihn am meisten zu solchen Unternehmungen, bei denen sich zugleich mit der Nächstenliebe der Ruhm der Waffen bethätigen ließ.

So ging er denn an's Werk. Da die Burg auf einer Rheininsel lag, so mußte der Kampf zu Wasser geführt werden, für ihn gewiß eine neue und unbequeme Art der Kriegführung. In Eile ließ er eine bedeutende Zahl von Fahrzeugen herbeischaffen, und als er die Rheinflotte beisammen hatte, machte er sich sogleich daran, sie zu bemannen, mit Waffen und Vorräthen zu versehen; dann steuerte er muthig auf die Burg los und begann einen mannhafte Angriff, aber die Kräfte waren zu ungleich. Dort die hohen, eisenfesten Basaltmauern, von deren Höhe herab die Bogenschützen ihre Pfeile schleuderten und siedendes Oel hinabgossen, hier die schwankenden Fahrzeuge, die weder einen festen und sichern Standpunkt boten, noch sich mit Leichtigkeit regieren und wenden ließen und nicht ohne großen Verlust an die Mauern herangebracht werden konnten. Als dieses endlich dennoch gelang, war erst das kleinste Stück Arbeit geschehen. Der Sturm wurde abgeschlagen. Adolf verlor zwar den Muth nicht, sondern erneuerte den Sturm viermal hintereinander, aber eben so oft fiel er unglücklich aus.

Nun sah Adolf wohl, daß er auf diesem Wege nie den Bischof befreien würde, darum zog er ab, von dem Hohngeschrei und Gespötte der Besat-

zung verfolgt. Im Gefühle ihres Triumphes hielten sie Zechen und Schmausereien und machten ihren übermütigen Herzen in manchen Schmähworten gegen die Bergischen Luft. Hätten sie Adolfs Pläne gekannt, so wären ihre Tischgespräche wohl in anderer Art ausgefallen.

Der Graf mochte wohl lange in seinem Geiste nachgedacht haben, was er beginnen und wie er die Sache angreifen sollte. Es bot sich seinem Nachdenken kein neuer Anhaltspunkt dar, immer kam er wieder auf die Schiffe zurück. Da endlich fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Sinn: Ich verwandle die Wasserschlacht in eine Landschlacht, einen Damm baue ich mitten durch das Bett des Rheinarmes und bringe so meine Mannen an die Mauern.

Das war ein großer Gedanke, eines großen Mannes würdig. Und Adolf zögerte nicht; sogleich begann er mit seinen Leuten, einen breiten, festen Damm herzustellen. Während die eine Abtheilung seiner Kämpfer gerüstet stand und Wurfgeschosse gegen die Belagerten auf der Mauer schleuderten, grub die andere Erde aus, trug sie in Körben herbei und versenkte sie in's Wasser. Das war eine Thätigkeit, ein Schaffen und Wirken, wie man es heut zu Tage bei den Erdarbeiten neu anzulegender Eisenbahnen sieht.

Oberhalb Kaiserswerth bot der Rhein Kies, Sand, Gerölle und Steine genug, um den Damm zu befestigen und ihn vor dem Abschwemmen zu bewahren. Auch war das Ufer mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckt, so daß es nicht an Pfählen zum Einrahmen fehlte.

Prächtig ging das Werk von statten, dennoch war es eine langwierige Arbeit, weniger nach Adolfs und seiner Leute Geschmack, als muthiges Dreinschlagen; aber er erhielt einen unerwarteten und trefflichen Bundesgenossen, der ihm in wenigen Tagen die Arbeit von Monaten beendigen half. Und dieser Bundesgenosse war der Rhein selbst, der so viele Jahrhunderte lang seine Arme treu schützend um Stadt und Burg geschlungen, der den dort begrabenen Apostel des bergischen Landes so liebevoll vor den Einfällen der Sachsen bewahrt. Jetzt ließ er plötzlich seinen Schützling im Stiche. Er fiel so rasch, daß man nur wenig Anstrengungen zu machen brauchte, um die Sohle auszufüllen.

Wohl flogen die Pfeile in dichten Massen von der Burg herab und rasselten auf die Pickelhäuben und Panzer nieder, wohl fiel auch mancher der Angreifer und stürzte den Damm herab in die Fluthen, aber als Adolf einmal den Fuß auf festem Boden hatte, da gehörte die Burg sein, da war der Bischof ein freier Mann. Mit dem bekannten Schlachtrufe: „Berge romerike!“ stürzten er und seine Getreuen auf dem Damme vorwärts und erreichten den Fuß der Mauer. Nun begann der Sturm, die Leitern wurden an die Mauern ge-

legt, und in kühner Todesverachtung erkletterten die Tapfern dieselben unter lautem Siegesjubel.

Einmal oben angekommen, war keine Macht im Stande, ihnen zu wehren. Bald hatten sie die Kämpfer, welche sich zur Wehre stellten, niedergemacht. Von der Mauer hinabspringend, drangen sie dann bis zu den Gemächern des Bischofs vor und sprengten die Schlösser und Riegel.

Mit Thränen des Dankes umarmte der Bischof den edeln Grafen; dieser aber wollte von Dank und Lohn nichts wissen, sondern gab den Hartgeprüften ohne allen persönlichen Vortheil der Freiheit und seinem Amte zurück.

Der Damm, welchen Adolf erbaute, war vielleicht Schuld daran, daß der Rheinarm versandete und die Stadt nicht mehr auf einer Insel lag.

Nach dieser Zeit hatte die Stadt mannigfache Schicksale zu erleiden, die immer mehr auf ihren Verfall hinarbeiteten. Bald war sie in den Händen des Kaisers, bald in der Gewalt von Dynasten und bald unter der Botmäßigkeit der Cölnen Erzbischöfe.

Im Jahre 1702 zerstörten die Franzosen das prächtige Schloß und schleiften die Befestigungswerke. Jetzt war es mit der Herrlichkeit von Kaiserswerth zu Ende; es wurde zu dem, was es noch heute ist, ein unbedeutendes Landstädtchen.

Die jetzige katholische Pfarrkirche stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, das Kapuzinerkloster mit seiner Kirche von 1672, die evangelische Kirche von 1811, die Diakonissenkirche von 1843. Die Einwohnerzahl beträgt kaum dreitausend.

Die Umgegend blieb bis in's Mittelalter hinein wichtig, denn zu Kreuzberg war ein Rittergericht.



Nest des Dompfaffen.

Nicht weit von Kaiserswerth liegt das dem Reichsgrafen von Spee zugehörige Schloß Helthorf mit seinen großen, schönen und wohlgepflegten Waldungen. Dort sieht man noch prachtvolle

Bäume, die leider am Niederrheine immer seltener werden. Hier wächst noch im stillen Waldesdunkel das Farrenkraut, und der wandernde Fuß rauscht im abgefallenen Laube der vergangenen Winter. Ueber unsern Häuptern erheben sich Eichen und Buchen von beträchtlichem Umfange. Hasen, Rehe und Kaninchen haben dort ihr Paradies und der Wald ertönt vom Gesange der Vögel. Im Frühlinge nisten dort die verschiedenartigsten Vögel, und ein aufmerksamer Beobachter findet auch das Nest des rothbrüstigen Dompfaffen, der in der Gefangenschaft die Weisen oft gesungener Lieber nachpfeift. Das Nest desselben ist aus Zweiglein geflochten und innen mit den feinsten Würzlein ausgepolstert. In den dichteren Gebüsch, wo der Hagedorn blüht, die Silberpappel emporstrebt, die Stechpalme ihre mit Stacheln bewehrten Blätter ausbreitet, da schlägt die Singdrossel ihren Herd auf und liegt dem stillen Geschäfte des Brütens ob. Der Distelfink oder Stieglitz sucht sich eine Ulme, eine Platane zum Baue aus und weiß sein Nest so zu verstecken und zu verkleben, daß nur ein kundiges Auge es zwischen den Aesten findet. Es ist eine wahre Freude, in einem solchen Walde zu wandern, denn allenthalben grünt und blüht es, und die heilige Stille wird nur von dem lieblichen Gesange der Vögel angenehm unterbrochen.



Nest der Singdrossel.

In der Nachbarschaft liegt das Schloß Calcum, einst ein mächtiger Dynastensitz, jetzt dem Fürsten Hatzfeld zu gehörig.

2.8 Düsseldorf

Düsseldorf, die ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Berg, liegt nur zwei Stunden von Kaiserswerth entfernt. Ehe man dasselbe erreicht, gelangt man an die Golzheimer Haide, wo das Mi-

litär seine größern Exercirübungen abhält. Dieser Platz ist ein großes Sandfeld ohne Vegetation. Früher haben sich daselbst Sandhügel befunden, die zu dem obengedachten Zwecke geebnet worden sind. In der Nähe, in dem sogenannten Tannenwäldchen sind diese Sandhügel noch vorhanden, und in alten Zeiten hat sich eine Kette dieser Hügel rheinabwärts gezogen, die jetzt meistens durch den Ackerbau geebnet sind. Wahrscheinlich waren es alte Rheinufer, welche schon in vorhistorischer Zeit ihre Gestaltung gehabt. Da in denselben zuweilen germanische Graburnen gefunden worden sind, so nehme ich hier Veranlassung, im Allgemeinen von solchen Grabhügeln zu sprechen.

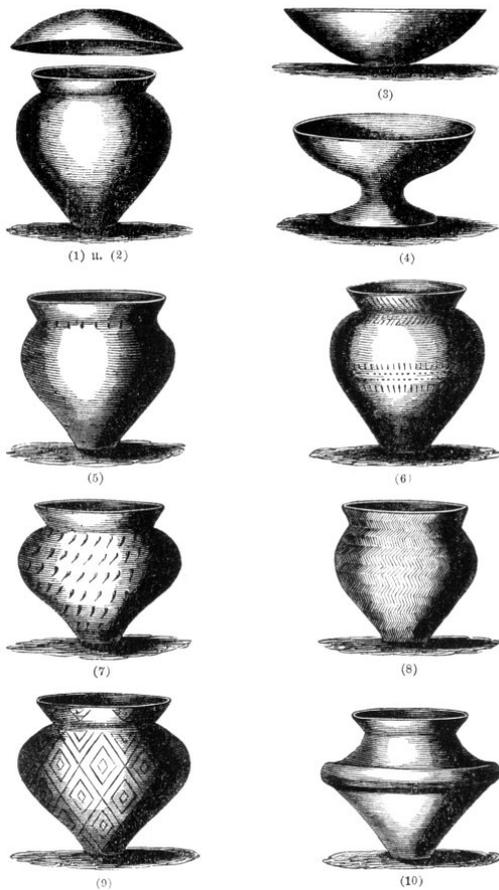
Die Höhen der Sanddünen, welche auf bergischer Seite die Ufer des Rheines bildeten, wurden vor den Römern von den Ubiern bewohnt, und dort bestatteten sie in den heiligen Hainen ihre Todten; am liebsten wählten sie die Wälder, die mit Eichen und Wachholder bestanden waren. Der Gräber waren eine zahllose Menge, doch sind die meisten jetzt durch die Cultur verschwunden.



Grabhaine am Rhein.

Der Verstorbene wurde in vollem Schmucke auf die Grabstelle gebracht und dort über einem Feuer von Eichen- und Buchenholz verbrannt. Nach dem Verbrennen las man die knöchigen Ueberbleibsel zusammen und verschloß dieselben in einen Aschenkrug, den man auf die Erde stellte und mit Asche und Kohlen umgab. In dieser Asche findet man noch häufig Bruchstücke von Schmuck und Waffen, große und kleine Ringe, Armringe, Spangen, Nägel, Feuersteine, Kupferplättchen und Stücke von geschmolzenem Kupfer.

Ueber dem Gefäße bildete man einen Hügel von Sand, Kies und Erde, die oft von beträchtlicher Höhe und Breite waren. In Mitte eines solchen Grabhügels findet sich ein bauchiger Aschentrug (1) mit einem Rande und einem schüsselartigen Deckel (2), welcher größer ist, als die Oeffnung des Kruges. An der ganzen Form sieht man, daß diese Urnen nur zur Aufbewahrung der Todtenasche, zu keinem andern Zwecke bestimmt waren. Zuweilen findet man in den Hügeln auch noch kleinere Krüge und Gefäße, die in den größern eingeschlossen sind. Vielleicht enthielten sie die Asche von Kindern. Ebenfalls findet man Trinkschalen



ohne Fuß (3) oder mit Fuß (4), die also schon von einiger Fertigkeit im Gebrauche der Töpferscheibe Kunde geben. Fast alle haben eine Lehmfarbe und sind nicht im Feuer, sondern in der Sonne getrocknet. Nur wenige verrathen durch ihre rothe Ziegelfarbe und einen eingebrannten Schmelz, daß sie im Feuer gewesen sind. Diese gehören also wohl einer spätern Periode an, als die erstgenannten. Einige haben einfache Verzierungen unter dem Rande (5), Tüpfelchen, die mit einem Hölzchen eingedrückt zu sein scheinen; andere sind schon etwas reicher verziert, sie haben am Rande und in der Mitte Strichelchen in verschiedener Richtung (6); wieder andere sind überdeckt mit hermelinflockenähnlichen Strichen (7) oder sind mit zackigen Linien (8) verziert. Auch findet man deren, die in der Mitte mit einem Netzwerk oder auf dem ganzen Umfange mit schiefen Vierecken versehen sind. (9) Man hat deren selbst gefunden, die in der Mitte einen rund umgehenden Wulst haben. (10)

Anklänge an solche Begräbnißstätten finden sich in den Ortsnamen Haan, Hagen, Herche (Kirche). Nicht weit von den Sandhügeln bei Düsseldorf liegt das Haus Hain.

Als die Germanen sich zum Christenthume bekehrten, hörten die gemeinsamen Begräbnißplätze noch nicht auf, aber man begrub nun die Todten um die Kirche herum, was noch bis in

die preußische Zeit fort dauerte. Im Januar 1834 fand man in der Nähe von Pempelfort bei Düsseldorf sechzehn bis zwanzig solcher Aschenurnen aus gräulichem Tone, wovon die meisten beim Herausnehmen auseinanderfielen. Der Thon war gebrannt. In einer Urne, die erhalten wurde, und welche sich jetzt in der Sammlung rheinisch-westphälischer Alterthümer zu Bonn befindet, war ein Gemisch von Knochen, Asche und Sand. Dabei fand man eine, überall wohlgeglättete steinerne, mit einem Loche versehene Schleuderwaffe, die auf die Beschreibung des Tacitus paßt.¹⁷

In dem oben angeführten Tannenwäldchen wurde auch noch in der neuesten Zeit eine germanische Graburne in einem Sandhaufen gefunden, früher in der Nähe eine römische mit einer Goldmünze, die mir aber nicht zu Gesicht gekommen.

Das Dorf Golzheim bewahrt noch die Erinnerung an jene altgermanischen Begräbnißplätze in seinem Namen, denn das keltische *gol* ist eine Einbuchtung am Wasser und *col* heißt Hügel. Die Uebersetzung würde also „Gräberhügel“ heißen. Im Volksmunde wird Golzheim Hippert genannt und man bringt mit diesem Namen das Sterben in Verbindung. Von einem Todten sagt man: „Er ist nach dem Hippert gegangen,“ von einem schwer Kranken: „Er geht nach dem Hippert.“ Das sind Anklänge an den Sensenmann. Sie können sich nicht wohl auf den nahe dabei liegenden städtischen Kirchhof beziehen, denn die Redensart ist älter, als dieser; sie wird deßhalb wohl auf die benachbarten germanischen Grabhügel hindeuten.

Nach kurzer Fahrt erreichen wir die Stadt Düsseldorf, welche durch eine Schiffbrücke mit dem jenseitigen Ufer verbunden ist. Von der Rheinseite bietet dieselbe wenig Bemerkenswerthes, sieht hier vielmehr so unscheinbar aus, daß es nicht der Mühe zu lohnen scheint, hineinzugehen, aber dieser äußere Schein täuscht; Düsseldorf ist eine der schönsten Städte am ganzen Rheinstrome, und vergebens möchte man nach einem Platze suchen, wo die schönen Künste und der gute Geschmack in einem so hohen Flore stehen.

Betreten wir die Stadt durch das Zollchor, so erreichen wir nach einem kurzen Gange den ältesten Platz Düsseldorfs, den sogenannten Gemüsemarkt, in dessen Mitte auf hohem, umgittertem Piedestal sich die prächtige Reiterstatue des Churfürsten Johann Wilhelm erhebt. Der Herzog ist in voller Rüstung mit dem Feldherrnstabe in der Hand dargestellt, und das Roß hat den Vorderfuß zum Schreiten erhoben. Das wohlgelungene und sehr tüchtige Werk rührt von dem italienischen Bildhauer und Erzgießer Grupello her, der in jener Zeit zu Düsseldorf wohnte. Roß und Reiter sind grün angelauten und erhalten dadurch

¹⁷ C. Menn in den Rheinischen Provinzialblättern, zweiter Band, Seite 1.

den Schein eines hohen Alters.

Im Mittelalter war das Volk stets geneigt, ein großes und bedeutendes Werk mit Hilfe des Teufels, der Heinzelmännchen oder anderer mit höherer Macht begabter Wesen entstehen zu lassen. Bei der Reiterstatue zu Düsseldorf hat ein Lehrjunge zur Vollendung beitragen müssen. Man erzählt darüber folgende Geschichte:

Grupello hatte sein Gieß- und Modellhaus in dem jetzt verlassenen alten Stadttheater. Dort wurde auch sein Modell für die Reiterstatue angefertigt und der Ofen zum Gießen gebaut. Die Sage erzählt nun, als der Meister das Metall geschmolzen, habe der Lehrjunge bemerkt, daß die brodelnde Masse noch einen Zusatz von edelm Metall haben müsse, wenn der Guß gelingen solle. Als der Meister einen Augenblick abwesend war, griff der Junge nach einem Haufen Goldes, der in einer Ecke lag und warf einen Klumpen davon in die kochende Masse. Erst jetzt war der rechte Fluß da, und nun konnte der Guß beginnen. Die Statue gelang über die Maßen, aber man wurde auch gewahr, daß eigentlich der Lehrjunge schuld an dem Gelingen war.

Als diese wunderbare Mähr zu den Ohren des Churfürsten gelangte, ließ er den Knaben zu sich kommen, forschte ihn aus und ließ ihm die Augen ausstechen, damit er nicht mehr im Stande sei, auch einem andern Regenten ein solches Kunstwerk zu schaffen. Die Sage trägt die Unwahrscheinlichkeit so deutlich an der Stirne, daß es wahrlich nicht nöthig ist, weiter darüber nachzudenken, aber die gläubige Mitwelt hat den Jüngling durch eine kleine Bildsäule verewigt, welche lange Jahre auf dem Dache des Gouvernementhauses (jetzt Polizeiamt) stand. Ich habe sie hundertmal da oben stehen sehen, weiß aber nicht, wo sie geblieben ist.

Noch eine andere Sage haftet an der Reiterstatue: Als sie fertig gestellt war, kam der Churfürst mit seinem Hofe, um das Werk in Augenschein zu nehmen. Es fehlte trotz der prächtigen Ausführung nicht an Tadlern. Der eine Höfling hatte dieses, der andere jenes auszusetzen, so daß der Churfürst endlich selbst zweifelhaft wurde. Grupello hörte den Tadel an, und lächelnd erbot er sich das Getadelte abzuändern, bat sich aber die Vergünstigung aus, daß während der Arbeit Niemand in seine Werkstätte käme, damit er ungestört schaffen könne.

Der Künstler baute nun um das Pferd einen hohen Brettverschlag und stopfte an demselben alle Ritzen sorgfältig zu. Nun hörte man Tagelang ein gewaltiges Hämmern und Pochen. Endlich begab sich Grupello zum Churfürsten und meldete, daß nun die Statue fertig, und wie er glaube, wohl gelungen sei.

Der Churfürst kam nun abermals mit seinen Hofschranzen; diese beschauten das Kunstwerk

von allen Seiten und meinten schließlich, nun sei es vollständig gelungen und nichts mehr zu tadeln.

Nun schüttelte Grupello mit dem Haupte und sprach: „Meine Herren, an der Statue ist nichts geschehen; ich habe nur zum Scheine gehämmert, aber niemals das Pferd getroffen. Seht nur, ihr wollt immer tadeln, versteht aber gar nichts von der Sache.“

Der Churfürst lächelte und war mit dem Meister zufrieden.

Der Markt wird vom Polizeigebäude, vom alten Theater, dem Rathhause und Privatgebäuden umstanden. Die meisten Häuser stammen aus dem sechzehnten Jahrhunderte, wie man an den der Straße zugekehrten Giebeln deutlich sehen kann.

Von hier aus gelangt man, links umbiegend, in die eng gebauten Straßen der Altstadt, die eigentliche Wiege von Düsseldorf. Links liegt die jüngst erbaute Landesbibliothek mit einer bedeutenden Bücher- und Handschriftensammlung. Diese Bücherschätze stehen dem Gebrauche eines jeden Düsseldorfers offen, und wer in seiner Person und in seinen Verhältnissen Garantien bietet, kann auch auf längere Zeit Bücher mit nach Hause haben, aber im Allgemeinen ist die Zugänglichkeit doch sehr erschwert, da die einzige Besuchsstunde in den Mittag von 12-1 Uhr fällt.

An die Bibliothek schließt sich das alte Schloß, in welchem die Grafen, Herzöge und Churfürsten des Landes residirten. Hier befand sich auch die ehemalige, vom Churfürsten Johann Wilhelm erbaute, mit den herrlichen Kunstwerken ausgestattete Gemäldegalerie. Das Schloß wurde in der Neuzeit durch Brand zerstört; jetzt steht nur noch die westliche, dem Rheine zugekehrte Mauer mit ihren leeren Fensterhöhlen. Platz und Trümmer sind von der Stadt angekauft und harren nun der Zeit, wo hier eine Gewerbeschule mit Gewerbemuseum erstehen soll.

Die prachtvolle und reichhaltige Gemäldegalerie ist seiner Zeit nach München übergesiedelt worden, um sie den räuberischen Händen der französischen Republikaner zu entziehen. Dort verblieb sie bis zur heutigen Stunde. Zu den verschiedensten Zeiten wurden von den Düsseldorfern Anstrengungen gemacht, sie wieder zu erhalten, aber man fand immer Ausflüchte, die Petenten hinzuhalten, und jetzt ist der letzte Hoffnungsschimmer verschwunden. Um im preußisch-österreichischen Kriege (1866) den Frieden zu beschleunigen, mußten die Düsseldorfer die unschätzbare Sammlung auf den Altar des Vaterlandes niederlegen und für immer auf den Besitz verzichten. Die preußische Regierung hat für dieses schwerste aller Opfer, die Düsseldorf bringen konnte, zur Erbauung einer Kunsthalle die ärmliche Entschädigung von hundertfünfzig-

tausend Thalern gegeben. Ein paar der besten Bilder wiegen diese Summe auf, und der unmeßbare Verlust wird niemals verwunden werden.

Die Stadt hat zwar einen rühmlichen Anfang gemacht, um eine neue Galerie zu gründen, und es sind auch schon eine hübsche Anzahl von Gemälden zusammen, die sich in einem Saale der Tonhalle befinden und später in der neuen Kunsthalle aufgestellt werden sollen, aber wie wäre es möglich, ähnliche Kunstwerke von alten Meistern, wie sie verloren gegangen sind, wieder zu erwerben? Ueberhaupt ist von Seiten des Staates in Düsseldorf für die Kunst nicht viel Erhebliches geschehen, obschon die rheinischen Künstler kühn mit denen der protegirten Hauptstädte in die Schranken treten können. Der Düsseldorfer Witz hat deßhalb für die Fuhrleute, welche die Bilder fahren, den Namen „Kunstabförderer“ erfunden.



Kunstabförderer.

Verfolgen wir unsern Weg, so gelangen wir an der Ecke der Krämerstraße an das Pfand- und Leihhaus, welches zu churfürstlichen Zeiten als Pagenhaus diente, und deßhalb noch heute im Munde des Volkes den Namen Knabenhaus trägt. Das Gebäude ist höchst einfach, fast ärmlich, wie seine Bestimmung, die vom Armen ein Pfand fordert, um ihm in der Noth beizustehen.

Die Krämerstraße ist die älteste der Stadt, denn hier siedelten sich mit Erbauung des Schlosses die Handwerker und Handeltreibenden an, welche für die Hofhaltung unentbehrlich waren. Am Ende derselben, etwas weiter rechts, liegt die St. Lambertuspfarrikirche, einst eine Kapelle des

kleinen Dorfes, welche Graf Adolf VII. von Berg, nachdem er gegen den Erzbischof Siegfried von Westerbürg die Schlacht auf der Worringer Haide gewonnen hatte, zur Collegiatkirche erweiterte. Zugleich erhob er das Dorf zur Stadt.

Der Lambertuspfarrikirche gegenüber liegt das Karmelitesenklöster, jetzt ein Hospital, in welchem von den Kreuzschwestern mit Sorgfalt und Aufopferung weibliche Kranke gepflegt werden.

Als ältester Theil der Stadt haben die Straßen den Namen „Altstadt“ bewahrt. Früher wohnten hier die Reichen und Vornehmen, und der Adel hatte sich in der Ritterstraße angesiedelt. Heute drängen sich in dem ganzen Stadttheile die weniger Begüterten zusammen, und in einigen Straßen hat die Armuth die Ueberhand.

Auf der Ecke der Ratingerstraße liegt die Kreuzbrüderkirche, worin die unglückliche Herzogin Jacobe von Baden beigesetzt, später aber (1817) nach der Lambertuspfarrikirche übertragen wurde. Die preußische Regierung hat Kirche und Kloster zu einem Montirungsdepot herrichten lassen.

Auf der dahinter liegenden Ritterstraße liegen Kirchlein und Kloster der Urselinerinnen, und hinter dieser, am Hafen, erstet jetzt das stattliche neue Akademiegebäude, welches den Blick auf den Hafen und die schönen Anlagen heben wird.

Vom Montirungsdepot gelangt man in die Ratingerstraße, wo eine marmorne Gedenktafel das Haus bezeichnet, in welchem der Dichter Immermann, der das Theater zu seiner Meisterbühne für Deutschland erhob, längere Zeit wohnte.

Am Ausgange der Ratingerstraße gelangt man in die Lindenallee, eine breite Promenade, wie sie schöner wohl nirgendwo gefunden wird. Die rechte Seite ist mit schönen Häusern bebaut, worunter sich auch die königliche Bankcommandite befindet; links schweift der Blick in den reizend schönen Hofgarten, der mit seinen Teichen, Alleen und Baumgruppen die Altstadt bis an den Rhein umgiebt.

Tiefer hinab liegt das neue Theater, ein schöner von Herrn Professor Giese errichteter Bau, der kühn mit den Schauspielhäusern größerer Städte in die Schranken treten kann. Gegenüber eröffnet sich der Friedrichsplatz, an dessen Ende die Jesuitenkirche mit dem ehemaligen Observatorium zum Vorscheine kommt. Die Kirche war früher die Hofkirche. Sie ist mit Stuckaturschmuck überladen, enthält einige werthvolle Gemälde von Deger und Mücke und ein Mausoleum für die fürstlichen Personen des frühern Hofes.

Vom Theater aus liegen durch die ganze Länge der Allee hinab auf beiden Seiten schöne Häuser, darunter der Gasthof „Breidenbacherhof“ und die permanente Kunstausstellung von Schulte. In letzterer findet man die neuern Erzeugnisse der

Düsseldorfer Maler. Stets wechselnde Gemälde sind für Fremde und Einheimische eine willkommene Gelegenheit, sich mit dem Schaffen der Künstler bekannt zu machen.

Links, ungefähr in der Mitte der Allee, biegt man in die Elberfelderstraße ein, wo prächtige Gold-, Silber- und andere Läden das Auge erfreuen. Am Ende derselben geht man links in den botanischen Garten mit der kleinen Statue der verstorbenen Königin Stephanie von Portugal, rechts hat man einen schönen Blick über den auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Wassergraben, der im Hintergrunde von den Gebäuden des bergisch-märkischen Bahnhofes abgeschlossen wird. Links führt die breite Kastanien- oder Königsallee; folgen wir derselben, so gelangen wir an dem genannten Bahnhofe vorüber in die Friedrichsstadt, ein neuer Stadttheil mit hübschen Anlagen und Teichen, welcher erst mit der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn entstanden ist, der aber auffallend rasch gewachsen ist und jetzt zu den schönsten Stadtvierteln gehört.

Dem Bahnhofe gegenüber liegt der Exercirplatz, der in seiner ganzen Länge von der Rückseite einer großen Kaserne begrenzt wird. Hier sieht man täglich die Infanterie, Husaren und Uhlanen exerciren. Fremde und Einheimische sehen demselben zu und es sammelt sich zu diesem Zwecke in der Allee, wo sich auch das Telegraphenamt befindet, stets eine große Menschenmenge.

Am Ende des Exercirplatzes, der Kaserne vorgelagert, liegt die große schöne Post mit der Oberpostdirection, wo sich zu jeder Tageszeit ein reges Leben entwickelt.

Überschreitet man an der Ecke derselben die Eisenbahn, so hat man die schöne breite Elisabethstraße vor sich, die an ihrer westlichen Seite von den baumreichen Anlagen mit schönen Wasserparkien begrenzt wird. In diesen Anlagen hat man begonnen, das Ständehaus für die Rheinprovinz, welches der ganzen Stadt zur Zierde gereichen wird, zu erbauen. Von hier aus führt die Reichsstraße im Bogen um die Anlagen herum zur Neustadt und nach Bilk, welche jetzt beide mit der Stadt verbunden sind. Links ist in den letzten Jahren ein ganz neuer, prächtiger Stadttheil entstanden, der zumeist von vornehmen Leuten bewohnt wird.

Der Post gegenüber und zwar an der andern Seite derselben gelangt man dem Köln-Mindener Bahnhofe gegenüber in die lange Friedrichsstraße, von welcher rechts und links Straßen abbiegen. In der Fortsetzung liegt der Kirchplatz, und an diesem das Gebäude der Provinzial-Feuerversicherung; ganz in der Nähe erhebt sich im rothen Ziegelbau das große evangelische Krankenhaus, Noch weiter nach Süden ladet der neugegründete Floragarten zum Eintritte ein. Die An-

lage des Gartens ist erst seit einem Jahre in die Hand genommen, aber schon jetzt ist er der angenehmste Aufenthalt in Düsseldorf. Alles ist noch jung, aber im reizendsten Geschmacke angelegt, und schon treten uns überall schöne Blumenbeete entgegen. Dieser Garten hat eine bedeutende Zukunft vor sich, und mit seinem Emporwachsen werden sich Bilk und die Friedrichsstadt wesentlich vergrößern.

Von hier aus sieht man die alte Kirche von Bilk, auf derselben Stelle stehend, wo der Sage gemäß schon eine vom heiligen Suitbertus erbaute und geweihte Kirche gestanden haben soll. Die Pfarrkirche liegt in derselben Straße, aber weiter nach Norden.

Folgen wir der Bilker Allee, an welcher die Flora liegt, so kommen wir an der neuen Bilker Kirche vorüber. Bilk ist bedeutend älter als Düsseldorf, aber es ist von seiner Tochter so sehr überflügelt worden, daß es jetzt nur eine Vorstadt ist. Gleichwohl hat es einen europäischen Ruf, denn auf seiner kleinen Sternwarte hat der fleißige Astronom Luther nahezu zwei Dutzend Planeten entdeckt.

In der Nähe, fast am Rheinufer, liegt das durch seinen Gemüsebau berühmte Dorf Hamm, welches die meisten Orte des Wupperthales und viele Märkte des Ruhrthales mit seinen Gartengewächsen versorgt. Neuerdings hat sich zu der Gemüsezucht auch der Gemüsehandel im Großen gesellt, und einer der Bewohner läßt aus Italien, Frankreich und Algier große Massen von Blumenkohl, Südfrüchten etc. kommen, die er auf nahen und fernen Märkten losschlägt.

In nördlicher Richtung der Hauptstraße von Bilk folgend, gelangt man in die von Johann Wilhelm und seinen Nachfolgern erbaute Neustadt, wo sich die große Kavalleriekaserne befindet. Gerade aus führt eine Pappelallee an der Spee'schen Insel vorüber zum Bergerthore, dem einzigen Ueberbleibsel der ehemaligen Festung. Hat man die düstere Wölbung passirt, so tritt man in die Citadellstraße mit der großen Elementarschule. Am Ende dieser Straße liegt die Kirche zum heiligen Maximilian mit Fresken von Setegest und Molitor. Gegenüber sieht man das Gefängniß, dessen vorderer Theil früher Akademie, Gouvernementshaus und Gerichtsgebäude war, jetzt aber für die städtische Feuerwehr eingerichtet ist.

Diese Räume waren ursprünglich zu einem historischen Museum bestimmt, doch ist es fraglich, ob es jemals zu diesem Zwecke verwendet wird.

Hinter der Maximilianskirche liegt der Maxplatz, welcher von der Orangerie- und der Poststraße, sowie von dem großen, gartenumgebenen Hause des Reichsgrafen von Spee eingeschlossen wird. Auf diesem Platze erhebt sich seit einigen Jahren die schöne Mariensäule.

Verfolgt man die Poststraße bis ans Ende,

so gelangt man an die umgitterten Geleise der bergisch-märkischen Eisenbahn und links an den mit schönen Lindenbäumen bepflanzten Schwanenmarkt, auf dessen Mitte eine bronzene Fontaine steht, die aus der städtischen Wasserleitung gespeist wird. Gegenüber liegt der Schwanenspiegel, auf dem für Vergnügungssüchtige eine Gondelfahrt eingerichtet ist.

Von hier aus kann man über die Kasernen-, Hohe- oder Bilkerstraße gehen. In ersterer Straße passiert man die Post, die Fronte der Infanteriekaserne mit der Hauptwacht und die neue, schöne Synagoge; auf der Hohestraße gelangt man an die östliche, auf der Bilkerstraße an die westliche Seite des großen Karlsplatzes, auf welchem die Jahrmärkte abgehalten werden. Die Fortsetzung der letztern ist die Bergerstraße, welche zu dem im Anfange genannten Gemüsemarkte und zur östlich laufenden Bolkerstraße führt. Folgen wir derselben über den Hausrücken, die Communications- und Elberstraße, so gelangen wir auf den Schadowplatz und die Schadowstraße. Auf dem Platze steht ein erzernes Brustbild des verstorbenen Akademiedirektors Schadow, hinter welchem die Freimaurerloge liegt.

Die Schadowstraße ist eine der größten und ansehnlichsten Düsseldorfs. In derselben sind schöne Läden und Privathäuser. Rechts biegt die Eckstraße ab, welche links in die Klosterstraße mit dem neuen Realschulgebäude (Fresken von Bendemann), links zum Königsplatze führt, wo jetzt eine große evangelische Kirche aufgeführt wird. Dieser gegenüber liegt das neue, prachtvolle Justizgebäude, dem sich rückwärts das ebenfalls neue Archivgebäude anschließt.

Setzen wir unsern Weg durch die Schadowstraße fort, so haben wir links die stille Viktoriastraße und das schöne Haus des berühmten Landschafts- und Marinemalers Andreas Achenbach, sowie die Blumenstraße mit der neuen schönen Turnhalle. Beide Straßen führen zu der herrlich gelegenen Golfsteinstraße und zu den von der Düssel durchströmten Anlagen. In der Schadowstraße kommen wir rechts an die Tonhalle, welche sich durch einen schönen Garten mit alten Bäumen und sehr große Säle auszeichnet. Hier finden an Sonn- und Wochentagen stets Concerte statt; auch haben die Pfingstfeste hier ihre Stätte.

Von der Tonhalle führt links die Tonhallenstraße zum Malkasten, dem einstigen weltberühmten Jakobischen Garten, in welchem der Philosoph Jakobi alle berühmten Männer Europa's empfing. Jetzt ist derselbe vom Künstler-Unterstützungsverein erworben, der sich nahe der Straße sein Vereinshaus erbaute. Hier kommen die Maler zusammen, um sich von ihren Arbeiten zu erholen. Scherz und Ernst wechseln in bunter Reihenfolge, Witz und Humor sind hier zu Hause. Kein Fremder sollte es versäumen, sich hier einführen

zu lassen, denn er wird sowohl aus dem alten, historisch gewordenen Parke, als auch aus dem Künstlerhause die angenehmsten und anregendsten Eindrücke mit sich fortnehmen.

Die Schadowstraße setzt sich unter dem Namen Grafenbergerstraße noch weit fort und führt links nach Pempelfort mit der Rochuskapelle, in weiterer Ferne an schönen Villen vorüber zu dem neu angelegten zoologischen Garten, dem eine schöne Zukunft bevorsteht und der eine Menge von Fremden anlockt.

Doch, wir wenden uns vom Malkasten den Anlagen zu und finden gleich links den Jägerhof, ein kleines Schloß mit schönem Garten, welcher, unter Karl Theodor als Jägerhaus erbaut, später zur Residenz der Prinzen Friedrich von Preußen, dann des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und zuletzt des Erbprinzen von Hohenzollern diente.

Aus diesem Gebäude sind die Königin Stephanie von Portugal und der König Karl von Rumänien hervorgegangen, und an den Erbprinzen, der König von Spanien werden sollte, knüpft sich der deutsch-französische Krieg von 1870-71.

Es lohnt sich der Mühe, von diesem denkwürdigen Schlosse aus einen Spaziergang durch den Hofgarten zu machen, denn diese Anlagen sind groß, gut gepflegt und mit den schönsten Baumgruppen bestanden. Ein reizendes Plätzchen ist der Ananasberg mit seiner plätschernden Fontaine, wo man im Schatten der Bäume eine Erfrischung genießen kann. Am südlichen Ende liegen der Eiskellerberg und der Hafen, der im Winter die Menge der Schiffe kaum fassen kann. Westlich wird im Frühlinge die neue Schwimmanstalt aufgefahren. Dort ist auch der Ausfluß der städtischen Kanalisation.

Hieran schließt sich die sogenannte Golzheimer Insel, auf welcher alljährlich die großen Schützenfeste abgehalten werden; an diese Wiese nach Osten die neue Schlachthalle und der geräumige Friedhof mit der neuen Leichenhalle.

Mehr nach Osten in der Verlängerung der Duisbergerstraße stoßen wir in einem ganz neuen Stadtviertel auf die große Bierbrauerei von Diederich und auf das prachtvolle, ebenfalls in der Neuzeit entstandene katholische Krankenhaus, genannt Marienshospital, in dessen Nähe das schöne katholische Waisenhaus für Mädchen liegt.

Jakobi's Geburtshaus liegt auf der Marktstraße, Heine's Geburtshaus auf der Bolkerstraße und Peter von Cornelius' Geburtshaus auf der Kurzestraße.

Eine weitere Wanderung durch die Stadt würde unsern Bericht zu weit ausdehnen. Aus demselben Grunde muß ich es mir auch versagen, auf die Geschichte Düsseldorfs einzugehen. Ich beabsichtige aber, eine Chronik der Stadt herauszugeben, und in dieser wird Alles untergebracht werden, was



merkwürdig und wissenswerth ist.

Im Allgemeinen macht Düsseldorf einen überaus günstigen und glänzenden Eindruck. Die meisten Straßen sind breit und an beiden Seiten mit Trottoirs aus Niedermendigen Lavaplatten versehen. Wenn es auch im Verhältnisse zu ältern großen Städten nicht viele hervorragende und architektonische Gebäulichkeiten hat, so möchten doch wenige Städte zu finden sein, wo Alles so blank und nett ist.

Die Einwohner haben durchweg einen geläuterten Geschmack und Freude am Schönen. Es mag theilweise seinen Grund in dem Umstände haben, daß fast immer ein Hof hier war und daß später von der Kunstakademie aus der Sinn für schöne Formen in die Bürgerschaft drang und allgemein wurde. Viele Rentner und geschäftslose Leute lassen sich deßhalb auch in der schönen Düsseldorf nieder. Es besteht außerdem ein äußerst reger Sinn für Musik und Poesie in allen Klassen der Gesellschaft, und es vergeht kaum ein Tag, wo nicht irgendwo ein Concert oder ein Fest stattfände. Eine gewisse Leichtlebigkeit kann ebenfalls nicht fortgestritten werden, aber ausgelassene Rohheit findet doch keinen Boden.

Die Einwohnerzahl hat sich, seitdem die Festungswerke gefallen, rasch vermehrt, und besonders in der Neuzeit hat die schnell aufsteigende Industrie, welche die Stadt mit einem Kranze von Schornsteinen umgiebt, zur Vermehrung der Population sehr stark beigetragen, so daß jetzt mit den Vorstädten über achtzigtausend Einwohner vorhanden sind. Alles deutet darauf hin, daß das schöne Düsseldorf eine große Zukunft vor sich hat.

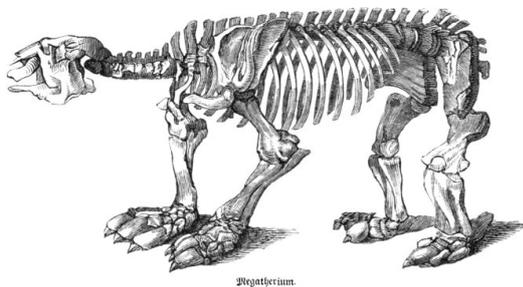
Als eine besondere Specialität Düsseldorfs müssen wir des hier fabrizirten Senfs erwähnen, der unter dem Namen „Düsseldorfer Senf“ in Europa und Amerika rühmlichst bekannt ist.

3 Von Düsseldorf nach Cöln mit dem Dampfschiffe

Die Ufer des Rheines sind auf dieser ganzen Strecke ebenfalls flach, aber der wässerige Charakter tritt doch nicht so stark in den Vordergrund, als von Düsseldorf abwärts. Die Ufer sind allerdings, um das leichte Abbröckeln zu verhindern, mit Weiden bepflanzt und hin und wieder sieht man auch noch große Wiesen; im Ganzen aber treten mehr Ackerfelder auf beiden Seiten an den Strom. Für ein romantisches Gemüth ist die Fahrt sehr langweilig, denn man sieht eben nur Felder, Kirchthürme, Dörfer und zuweilen ein Wäldchen oder einzeln liegende Landhäuser.

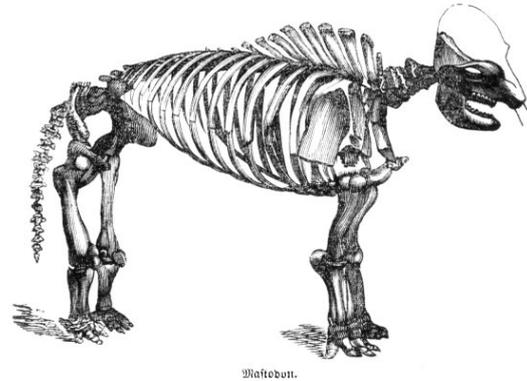
Die Schiffbrücke, welche wir passiren müssen, ruht auf Pontons, deren jedesmal, wenn ein Schiff hindurch will, einer oder zwei ausgefahren werden müssen. Die zu Thal kommenden Schiffe, die man wegen der Biegung des Rheines nicht sofort sieht, geben ihre Annäherung durch Böllerschüsse zu erkennen.

Der Brücke gegenüber liegt das Dörfchen Oberkassel und etwas rheinabwärts Niederkassel. Sie sind unbedeutend, aber in ihren Namen klingt es wie Burg und Thurm, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß zu Römerzeiten hier zur Beobachtung der gegenüberwohnenden Tenkterer hohe Wachtthürme standen wie man sie rheinabwärts so häufig nachweisen kann. Dicht am Rheine lag zu churfürstlichen Zeiten das Fort Düsselberg, welches aber, da es auf churkölnischem Boden stand, abgebrochen werden mußte. Später wurde auf derselben Stelle der jetzt noch bestehende Bahnhof der bergisch-märkischen Eisenbahn angelegt, bei welcher Gelegenheit die Grundmauern des Forts aufgefunden wurden.



An dieser Stelle des Rheines, wo wegen des angeschwemmten Sandes häufig gebaggert werden muß, haben sich im Strome zu verschiedenen Zeiten gewaltige Mammuthszähne und Ueberbleibsel anderer urweltlicher Thiere gefunden; ein Beweis, daß die Gegend früher mit ausgedehnten Wäldern

bedeckt war, in denen diese Riesen der Urzeit Schutz und Nahrung fanden.



Der Fluß, welcher in majestätischer Breite dahinfließt, macht oberhalb der Stadt eine bedeutende Krümmung und wendet sich auf das Dorf Heerdt zu, dessen hoher Kirchthurm schon von Düsseldorf aus sichtbar wird. Bei Heerdt, im sogenannten Heerdtter Loch, hat der Rhein die Neigung, sich eine andere, geradere Bahn zu brechen und sich von Düsseldorf, zu dem es in weitem Bogen gelangt, abzuwenden. Bei außerordentlich hohen Wasserständen ist ihm ein solcher Durchbruch auch schon zu verschiedenenmalen gelungen, und das Rheinbett würde sich hier nach und nach in der That eine direktere Bahn suchen, wenn einer solchen, für Düsseldorf sehr unangenehmen Calamität, nicht vorgebeugt wäre. Einigemal sind hier tiefe Löcher gerissen, die schwersten Bäume umgeworfen und das Ackerland auf weite Strecken versandet worden.

Auf dem rechten Ufer dehnen sich weite, früher auf Inseln und zwischen Rheinarmen gelegene Wiesenflächen aus, die sich auf dem linken später fortsetzen und dort noch eine ziemlich bedeutende Halbinsel bilden, die vom Rheine und einem alten Rheinarme gebildet wird. Mit Schilf und Gebüsch bedeckt, ist sie der Lieblingsaufenthalt von Hasen, Enten, Tauchhühnern etc. Man findet dort häufig Sonntagsjäger, die es sich nicht verdrießen lassen, bis an die Rockschoße im Wasser zu waten, um eine lahmggeschossene Ente aufzuspielen.

Bald gelangt man in der Nähe von Heerdt an das Kaffeehaus zur schönen Aussicht, wohin die Düsseldorfer an schönen Tagen gern mit dem zwischen Düsseldorf und Neuß fahrenden Dampfschiffe einen Ausflug machen. Nicht weit davon,



©Montagsjäger im Westerwald.

der Nacht nach der Schlacht von Worringen eingesperrt wurde. Worringen selbst und Hittorf folgen; dann erreichen wir die industriereiche Stadt Mülheim, von wo uns der majestätische Dom und die zahlreichen Kirchtürme von Cöln entgegenwinken. Die Schiffe mehren sich und man sieht überall an dem zunehmenden Verkehr, daß man sich in der Nähe einer großen Stadt befindet. Endlich fahren wir unter der prächtigen Eisenbahnbrücke hindurch und legen oberhalb derselben an der hölzernen Schiffbrücke an. Wir befinden uns in dem alten Cöln.

da, wo der Erftkanal in den Rhein fließt, liegt auf hohem Ufer der Neußer Hochofen. Der Rhein aber macht jetzt eine Biegung nach links und erreicht bald die hoch über dem Strom liegende Eisenbahnbrücke, über welche die Züge von Düsseldorf nach Neuß fahren.

Auf der rechten Rheinseite liegt das wegen seiner Gemüsezuucht berühmte Dorf Hamm, dessen Gärten und Felder vom Frühjahr bis in den Spätherbst einen reizenden Anblick darbieten. Alle Gemüsepflanzen stehen in schnurgeraden Reihen, und nirgends sieht man zwischen Salat, Kohl, Rüben, Petersilie, Sellerie, Breitlauch etc. das geringste Unkraut. Den ganzen Tag wird unablässig gearbeitet, am Abende nach Hause geschafft, was am folgenden Tage auf die Märkte gebracht werden soll. Lange, bevor die Sonne aufgeht, ziehen die Bewohner in langen Zügen mit Hunde-, Esel- und Pferdekarren nach Düsseldorf und bestellen den Markt oder laden ihre Waare auf die Eisenbahn, um im Wupper- und Ruhrthale die Märkte zu versorgen.

Vom Schiffe aus sieht man rechts, eine halbe Stunde vom Rheine, den hohen Quirinusthurm, die Fabrikschornsteine und Häuser von Neuß.

Bald nachher hat man auf dem rechten Ufer, also links, das einst auf einer Insel gelegene Dörfchen Volmerswerth und etwas weiter das Dörfchen Flehe, während gegenüber auf hohem Ufer das schon den Römern bekannte Grimlinghausen herüberschaut. Hier floß früher die Erft in den Rhein und nahm der Nordkanal, den Napoleon zur Verbindung des Rheines und der Maas erbauen ließ, seinen Anfang. Nachdem sich der Rhein von Neuß abgewendet, gruben die Neußer der Erft einen Kanal und führten dieselbe, um der Schifffahrt nicht ganz zu entbehren, an ihrer Stadt vorüber.

Die nächsten Orte sind auf dem rechten Ufer das alte Himmelsgeist, auf dem linken Uedesheim. Dann folgt auf dem linken Ufer Stürzelberg, auf dem rechten Benrath mit einem königlichen Schlosse. Weiter abwärts sieht man Zons mit den Resten einer alten Burg und noch tiefer hinab auf dem rechten Ufer Monheim, in dessen Kirche der Erzbischof Siegfried von Westerburg in

4 Von Cöln nach Düsseldorf auf der Cöln-Mindener Eisenbahn

4.1 Cöln

Sehenswürdigkeiten: Die Eisenbahnbrücke zwischen Cöln und Deuz. Der Dom. Das Wallraf-Richartz'sche Museum. Das erzbischöfliche Diöcesanmuseum. Das Theater. Die Kunstsammlungen von M. Neven, Ed. Herstatt, Karl Disch. Städtische Bibliothek und Archiv. Das Rathhaus. Der Gürzenich. Maria im Kapitol. St. Gereon. S. Aposteln. S. Ursula. Der Römerthurm. Die Glaspassage. Der zoologische Garten. Die Flora. S. Andreas. Jesuitenkirche. S. Mauritius. Bürgerhospital. S. Peter und S. Cäcilia. Rubens' Geburtshaus. Tempelhaus. St. Kunibert. Groß-Martin. St. Severin. Bayerthurm. Stadtgarten. Deuz.

4.1.1 Der Dom

Das heutige Cöln macht von der Rheinseite einen stolzen und erhabenen Eindruck. Fast unmittelbar an den Fluthen des Rheines erhebt sich eine lange Reihe glänzender Gebäude, die dem Ankommenden gleich beim ersten Blick das Gefühl geben, daß er sich vor der Metropole der Rheinprovinz befindet. Hoch über die Dächer der Häuser erheben sich die hohen Thürme der vielen Kirchen, welche der Stadt den Namen der „heiligen“ aufgeprägt haben. Die moderne Gitterbrücke, welche wie ein ungeheurer Doppelkäfig über dem breiten Strome liegt und mit ihren tausenden und abertausenden von gewichtigen Eisenstäben den Riesenkäfig herstellt, paßt eigentlich wenig zu dem alten Cöln, aber wenn auf der einen Seite die Dampffzüge vorüberbrausen, auf der andern Wagen und Fußgänger sich oft in dichtem Gedränge folgen, so sieht man unwillkürlich zu den Helmbüscheln der ehernen Reiterstatuen an den beiden Enden empor, und man sagt sich, daß die beiden, hier verewigten preußischen Könige es verstanden haben, die alte Zeit mit der neuen zu verbinden.

Und tritt man nun aus dem Gitterwerke heraus, so erhebt sich gerade vor unsern Blicken der altherwürdige Dom mit seinen Streben, Thürmchen, Bögen, Aufsätzen, seinem Walde von gemeißelten Zierrathen. Grau, wie die graue Vorzeit, in welcher der Grundstein gelegt wurde, blickt er uns wie ein Zaubermärchen aus dem Feenlande an, und vor demselben oder vielmehr hinter dem hohen Chore steht der heilige Petrus mit dem Schlüssel, ein Sinnbild, daß die Kirche des Herrn

niemals vergehen wird. Noch mehr predigt diese Ueberzeugung die herrliche Kathedrale selbst, denn neben den sechshundertjährigen, vom Zahne der Zeit angefressenen Mauern und Bildwerken streben die Skulpturen der Gegenwart blank und neu in die Höhe. So haben die Jahrhunderte einander die Hand gereicht, um Baustein zu Baustein zu fügen, Halle an Halle zu wölben, bis endlich das erhabene Gotteshaus, das Muster aller gothischen Bauwerke, fertig da stehen wird als ein Symbol der deutschen Einheit, denn nicht die Cölner allein haben an demselben gebaut, sondern die Deutschen aller Gauen. Hoffen wir, daß mit der baldigen Vollendung der Thürme auch die innere Einheit des deutschen Volkes fertig da steht!



Wir wandeln langsam von der Brücke herab, immer den Dom im Auge, und wir können uns an dieser mittelalterlichen Pracht nicht satt sehen.

Mit jedem Schritte, den wir zurücklegen, wächst unser Erstaunen; wir bleiben hier und dort stehen, starren zu dem Fertigen und Unfertigen empor, bewundern den ungeheuern Wald von Gerüstbalken und schauen zu wie die schweren, kunstreich gemeißelten Steine durch eine in der Höhe angebrachte Dampfmaschine vom Boden emporgehoben und nach Oben gewunden werden, wo sie durch eine sinnreiche Vorrichtung an den richtigen Ort geschafft und von kundigen Händen eingesetzt werden. Massen solcher, in den Bauhütten fertig gemachter Steine liegen am Fuße des Domes und harren der Stunde, wo sie ebenfalls in dieses Wunderwerk der Baukunst ein-

gefügt werden. Gerade dieses fortwährende Schaffen vor unsern Augen giebt uns einen bessern Begriff von der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens, als ein fertiger Bau. Steine, welche in der Höhe dem Auge fast verschwinden oder nicht größer als ein Fingerglied erscheinen, liegen hier als gewaltige Quader auf dem Boden, und wie viele tausende solcher Steine zieren bereits den Bau, wie viele tausende sollen noch hinaufgewunden werden!

Wir wandern weiter und immer neue Pracht entzückt unser Auge. Da reiht sich Thürmchen an Thürmchen, Alles von starrem Stein, aber durch die Kunst des Meißels so weich gestaltet, daß sich das Ganze wie ein Wald von Blumen aneinanderreihet. Das sproßt und thürmt sich, als ob es vor unsern Augen wie ein Pflanzenwald wüchse und sich ausbreitete. Oben am hohen Gesimse zieht sich ein Kranz von wundersamen Thiergebildern vorüber. Drachen, häßliche, bizarre Kriecher und Flatterer neigen sich zur Tiefe und versinnbildlichen den erhabenen Gedanken, daß alles Unreine draußen bleiben, daß nur das Gute und Edle drinnen im Heiligthum walten soll. Sie haben die Bestimmung, das Wasser, welches sich auf den Dächern sammelt und mit seinen schädlichen Einflüssen den Dom verderben würde, aus ihren Rachen in die Tiefe zu speien.

Jetzt haben wir die Hauptfäçade erreicht und stehen vor den gewaltigen Thürmen, die bei ihrer Vollendung fünfhundert Fuß messen werden. Beschauen wir dieselben von unten auf, so kommen wir nicht aus dem Staunen heraus. Alles, was wir sehen, erscheint uns wie ein Wunder, dessen Vollbringen Menschenhänden kaum zuzutrauen ist. Jetzt verstehen wir es, wie die Volkssage die Macht des Teufels mit in's Spiel zog, um die Erfindung eines solchen Planes zu ermöglichen.

Die untern Geschosse der Thürme entstammen dem Mittelalter, der ersten Zeit der heiligen Begeisterung. Die Zeit hat ihre Unbill an denselben geübt, Krieg, Zerstörungslust und Wetter haben diesen geschwärzten Steinwald vielfach verdorben und entstellt, aber was die alte Zeit verschuldet, macht die neue wieder wett, und so sehen wir über den Thorbogen, den Fenstern und auf den Gesimsen neben den alten, halbverwitterten Heiligenfiguren neue entstehen, die im frischen Gewande neben den alten stehen und mit ihnen den Kranz von Engeln und Seligen vollenden. Es sind ihrer so viele, daß sie den Dom fast füllen würden, wenn sie im Fleische lebten.

Auf den geschwärzten Unterteilen erheben sich die neuen Thurmgeschosse, und zwar mit demselben Reichthume der Ornamente, mit derselben Zierlichkeit und Reinheit des Geschmacks und des Styles.

Ob wir auch stundenlang stehen und schauen, immer taucht wieder Neues auf, und wir müssen

es endlich aufgeben, einen Ueberblick zu bekommen; aber es zieht uns mit Macht in das unvergleichliche Gotteshaus, das erhabene Muster des Spitzbogenstyls.

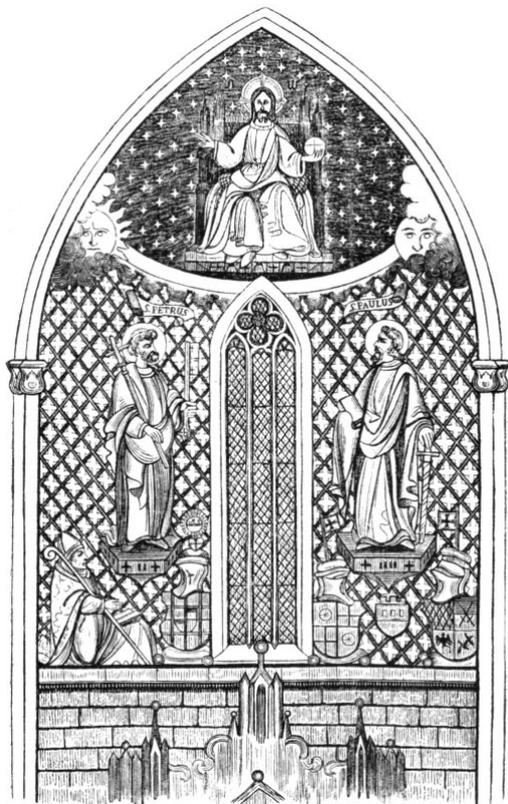


Im Thurme rechts, aber fast noch zu ebener Erde, hängt die ungeheure Kaiserglocke, die riesigste aller, die man bis jetzt kennt. Vierundzwanzig starke Männer sind erforderlich, um dieselbe in Bewegung zu setzen, aber trotz dieser Kraftentfaltung ist man bis heute noch nicht im Stande gewesen, sie regelmäßig zu läuten, denn sie schlägt noch nicht an beiden Seiten an und giebt einen klatschenden Ton von sich. Man glaubt, daß der Klöppel diesen Uebelstand verschulde, und es wird wohl eine Zeit kommen, wo demselben abgeholfen wird. Dann wird sie auf die Höhe des Thurmes geschafft werden und der großen Stadt an hohen Festtagen und bei wichtigen Gelegenheiten mit weithinschallender Stimme den Ruhm des Allerhöchsten verkündigen.

Treten wir ein, so erwarten uns neue Wunder. Wir befinden uns in einem fünfhundert Fuß langen und zweihundertdreißig Fuß breiten Gotteshause, dessen hundertsechzig Fuß hohe Gewölbe von hundert gewaltigen Säulenbündeln getragen werden und die es in große Schiffe abtheilen.

Alles strebt in dem wunderbaren Gotteshause aufwärts, sowohl die mächtigen, aus einzelnen Säulenschaftn bestehenden Säulenbündel, als auch die Wölbungen der Decke und die Spitzbogenfenster. Das Innere gleicht einem Walde von schlanken Stämmen, die in der Höhe ihre Aeste zu einem Gewölbe von Zweigen und Blättern vereinigen, und diese Eigenschaft ist eben der besondere Grundzug der Gothik, die uns in die geheimnißvollen Hallen des Walddunkels einladet, wo der Odem Gottes im Blattwerke säuselt. Ein heili-

ger Schauer überfüllt uns beim Eintritte, und mit leise gehobenem Fuße und angehaltenem Athem wandern wir in das Heiligthum, in dessen ferner Tiefe uns der Chor entgegendämmert. Wenn kein Gottesdienst ist, so erfäßt uns das tiefe Schweigen, welches rings umher herrscht mit magischer Gewalt; der Odem Gottes haucht uns an, und, wie dieser Welt entrückt, schauen wir bald zu den hohen Gewölben und den Bildsäulen im Mittelschiffe empor, bald zu den abschließenden Wänden und den Pfeilern. Weniger mystisch, aber wonnetrunken fühlen wir uns gestimmt, wenn der volle Tonstrom der Orgel durch die Räume braust oder leise flötend an den Wänden hinstirbt, wenn die zarten Stimmen der Knaben sich mit den sonoren Bässen mischen und die Klänge der Instrumente bis in die entferntesten Ecken des großen Gotteshauses dringen. Dann wagt man es kaum, um sich zu schauen; allerdings erlaubt auch die Kirchenpolizei während des Gottesdienstes kein müßiges Umherlaufen und störendes Angaffen.



Wie gewaltig die Dimensionen sind, kann man aus dem Umstände abnehmen, daß die vier mittlern Säulenbündel einen Umfang von dreißig Fuß haben und aus sechzehn Säulen bestehen; die übrigen aber noch immer zwanzig Fuß im Umfange haben. Alle Säulen haben Knäufe von dem mannichfaltigsten Laubwerke, auf denen Baldachine und Fußgestelle mit Deutschland's Schutzheiligen vorschwellen. Die Knäufe und das Laubwerk sind vergoldet und man sieht allenthal-

ben schöne Engelsgestalten, die lange unter einer Tünche verdeckt waren. Ueber der Wand, die den Chor abschloß, befand sich das obige Bild aus dem Mittelalter, welches, nachdem es im Laufe der Zeit vielfach verdorben war, wieder hergestellt wurde.

Jedem, der den Dom besucht, werden sofort die bunten Fenster in die Augen fallen. Es sind Glasmalereien, welche eine hervorragende, das Auge und das Gemüth bestechende Zierde bilden. Die Fenster der Nordseite sind die ältesten; sie stammen aus den Jahren 1508 und 1509 und wurden von den Erzbischöfen Hermann IV. und Philipp II., dem Grafen Philipp II. von Virnenberg und der Stadt Cöln gestiftet. Diese alten Glasmalereien, in denen die Leidensgeschichte des Herrn, Szenen aus dem Leben des heiligen Petrus, der Stammbaum Christi, die Anbetung der Hirten, der Besuch der Königin von Saba, die heiligen drei Könige etc. dargestellt sind, ziehen uns wegen der durcheinanderlaufenden Zeichnung weniger an, als die auf der Südseite, die wegen ihrer prächtigen Farbe und correcten Zeichnung einen leichten Ueberblick gewähren und wahre Kunstwerke sind. Wenn die Sonne auf diese Fenster scheint, ist diese Farbengluth überwältigend, aber auch bei schlechtem Wetter machen sie einen großartigen Eindruck.

Durch das linke Seitenschiff gelangt man durch eine Thüre im Eisengitter in den herrlichen Chor, oder vielmehr in den Rundgang, welcher um den Chor herumführt. Er enthält eine Anzahl Kapellen, Altäre und Gräber von hoher Bedeutung. Zunächst links das Grab des Erzbischofs Engelberts III. von der Mark († 1368). Auf einer schwarzen Marmorplatte ruht die Figur des Todten und in gothischen Blenden befinden sich vierundzwanzig Heiligenfiguren. Daneben ist der Eingang in die Kreuzkapelle, wo ein uraltes Kruzifix über dem Altare hängt; es soll sich schon im alten Dome befunden haben. Von hier gelangt man in die Sakristei mit einem außerordentlich schönen Sakramentshäuschen aus dem dreizehnten Jahrhundert. Auch finden sich hier alte Glasmalereien. Von hier tritt man in die berühmte Schatzkammer, aus der leider eine Menge kostbarer Gegenstände verschwunden sind, aber es blieb immer noch sehr viel Werthvolles übrig. Ich erwähne einer prachtvollen Monstranz und schöner Paramente, welche der Churfürst Clemens August bei der Krönung Kaiser Karl's VII. trug. Es werden verschiedene, mit Edelsteinen besetzte Monstranzen, darunter eine mit einem Stücklein vom heiligen Kreuze gezeigt; eine andere enthält den obern Theil vom Stabe des heiligen Petrus. Im Ganzen sind fünfzehn kostbare Monstranzen vorhanden, welche Reliquien von hervorragenden Heiligen enthalten.

In silbernen Brustbildern sind die Häupter

mehrerer Heiligen eingeschlossen; auch befinden sich in Silber die Bildnisse der zwölf Apostel dasselbst, sowie eine silberne Mutter Gottes, welche der im Jahre 976 gestorbene heilige Bischof Gero schenkte.

Man kann sich einen Begriff von dem außerordentlichen Werthe dieser Gegenstände machen, wenn man hört, daß das erzbischöfliche Brustkreuz und der Diamant, welche beiden Gegenstände Friedrich Wilhelm III. zum erzbischöflichen Gebrauche schenkte, sechszigtausend Francs gekostet haben.

Von ungleich höherem, ja von unschätzbarem Werthe aber ist der Reliquienschrein der heiligen drei Könige, welcher sich früher in der Dreikönigenkapelle befand. Derselbe ist theils aus reinem Golde, theils aus vergoldetem Silber angefertigt und über und über mit Bildnereien, Emailen, Edelsteinen, Kameen und Gemmen bedeckt. Außer seinem Werthe an edeln Metallen und Steinen hat er auch einen hohen Kunstwerth, und es soll wenig in dieser Art geben, was ihm an die Seite gesetzt werden kann. Alle Kenner rühmen diesen Schrein als eine wahre Kunstperle des zwölften Jahrhunderts. In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1820 wurden hundert der werthvollsten Steine von einem Diebe ausgebrochen und entwendet, aber es befinden sich noch immer eintausendfünfhundertvierzig kostbare Edelsteine an demselben.

Der Reliquienschrein des heiligen Engelbert ist aus vergoldetem Silber verfertigt und wiegt hundertneunundvierzig Pfund. Er ist ebenfalls reich verziert, kann sich aber mit dem Schrein der heiligen Dreitönige nicht messen. Der Heilige, dessen Gebeine in dem Kasten ruhen, war ein Graf von Berg und genoß ein so hohes Ansehen, daß er bei Abwesenheit des Kaisers das deutsche Reich verwaltete. Sein Name war so gefürchtet, daß die Wegelagerer von ihrem Raube abließen, wenn ihnen nur ein Handschuh des Erzbischofes als Geleitsbrief vorgezeigt wurde.

Von der Schatzkammer gelangen wir in die Kapellen; die erste ist die der heiligen Katharina, einst die Ruhestätte des oben genannten Engelbert, jetzt Taufkapelle mit dem aus schwarzem Marmor und Alabaster gearbeiteten Epitaph des Erzbischofes Anton von Schauenburg. Die Figur des Erzbischofes liegend, darüber die Anbetung Christi. Gegenüber das Grabmal des Erzbischofes Philipp von Daun und des Landgrafen Hermann von Hessen.

Es folgt die Maternuskapelle mit dem Grabmale des Erzbischofes Philipp's von Heinsberg († 1191). Der Erzbischof, als Erbauer der Stadtmauern, liegt auf einer kastellartigen Tumba. Merkwürdig sind die hier befindlichen Ansichten der Domthürme, welche man im Jahre 1816 in Paris wiederfand.

Die Johanniskapelle enthält den Sarkophag des Erzbischofes Konrad von Hochstaden († 1261), der als Gründer des Domes angesehen werden kann. Seine in Erz gegossene Statue liegt auf einer schwarzen Marmorplatte. In der französischen Revolution wurde dieselbe sehr verdorben, aber später in München wieder restaurirt. Hier sieht man unter Spiegelglas die Pergamentpläne der westlichen Domthürme, die man theils in Darmstadt, theils in Paris wiederfand.

Die Dreikönigenkapelle mit dem buntverzierten Mausoleum beherbergt die Gebeine der morgenländischen Weisen. Die Mutter Constantin's, die heilige Helena, brachte dieselben nach Constantinopel. Von dort kamen sie nach Mailand und Barbarossa schenkte sie nach Bezwingung dieser Stadt 1164 dem Erzbischofe Reinald von Dassel für den Cölner Dom.

Unter einer Schieferplatte im Boden ist das Herz der französischen Königin Maria von Medici († 1642) beigesetzt. Gegenüber der Kapelle befindet sich das Grabdenkmal des Erzbischofes Diedrich II. von Mörs († 1463).

In der nun folgenden Agneskapelle befindet sich das Grabmal der heiligen Irmgardis, Gräfin von Zütphen, deren Lebensgeschichte ich in diesem Bande erzählt habe († 1100). Ein unschätzbares Kleinod ist das hier aufgestellte Dombild, welches im Jahre 1811 aus der Rathskapelle hierher geführt wurde. Lange hat man den Meister dieses Bildes nicht gekannt, doch treffen jetzt die meisten Meinungen darin zusammen, daß es von Meister Stefan Lochner herrührt und aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt. Es würde in seiner unvergleichlichen Schönheit dem größten Meister zur Ehre gereichen. Auf der Außenseite der Flügel ist die Verkündigung Maria dargestellt. Der Kopf der Jungfrau ist außerordentlich schön, ausdrucksvoll und der Situation entsprechend. Oeffnet man die Flügel, so erblickt man auf prächtigem Goldgrunde auf dem Mittelbilde die heilige Jungfrau, das blonde Haar mit einem Diadem geschmückt. Von ihren Schultern fließt ein blauer Mantel im schönsten Faltenwurfe nieder. Das Kind auf ihrem Schooße streckt segnend die Hände über die ihm opfernden Weisen aus. Einer von den drei Königen, in reichem, rothgestickten Kleide hält dem Jesuskinde ein Kästchen mit Gold hin. Jede Person auf diesem Bilde ist ausdrucksvoll gemalt, das Ganze schön und verständnißvoll gruppiert. Jeder Beschauer wird hohe Befriedigung über diese Leistung empfinden, aber auch mit Bedauern die Frage stellen: „Wie kommt es, daß unsere heutigen Maler nicht mehr solche Meisterwerke schaffen können?“

Auf dem Flügel links naht sich die heilige Ursula mit ihren Genossinnen in der demüthigsten Haltung der Gottesmutter; auf dem andern sieht man den heiligen Gereon mit seinen Kameraden.

Alles auf diesem Bilde ist schön und erhaben, und man kann es lange betrachten, ohne des Schaums überdrüssig zu werden.

Die St. Michaelskapelle enthält das aus schwarzem Marmor verfertigte Grabmal des Erzbischofs Wallram von Jülich mit seinem Bildnisse aus weißem Marmor. Der Bischof starb 1349, aber das Grabmal ist aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Altar hat schönes Holzschnittwerk, den Kampf des heiligen Georg mit dem Drachen darstellend.

In der Stefanskapelle oder Kapelle des heiligen Kreuzes ist das Grabmal des Erzbischofs Gero († 976). Es ist mit einer Mosaikplatte geschmückt, auf welcher die Figur des Oberstwachmeisters von Hochkirchen liegt.

Im Muttergotteschor befindet sich mit Metallfigur das Grabmal des Erzbischofs Friedrich III. von Saarwerder. Links beim Eingange das Grabmal des Grafen Gottfried von Arnsberg, welcher dem Erzstifte seine Herrschaften in Westfalen vermachte. Ferner ist hier das Grabmal des Erzbischofs Reinhard von Dassel († 1167). Auf dem Sarkophage liegt die Figur des Erzbischofs Wilhelm von Gennepe († 1362). An der Wand als Altarbild Overbeck's Himmelfahrt Mariä, welches der Düsseldorfer Kunstverein in den Dom stiftete.



Ferdinand August Spiegel.

Der Chor selbst ist außerordentlich prächtig, der Altar aber viel zu modern. Die Chorstühle mit dem schönen Schnitzwerk stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die Erzbischöfe Ferdinand August, Graf Spiegel zum Desenberg († 1835), und Johann von Geissel († 1864) ruhen in diesem Chore.

Um einen Begriff von der ungeheuern Großartigkeit des erhabenen Bauwerkes zu bekommen, darf man nicht auf ebener Erde bleiben, sondern muß zu den Chorumgängen emporsteigen. Man

kann diesen Gang nicht allein machen, sondern muß ein Billet lösen und einen Führer haben. Der Eingang ist dem Hôtel du Dôme gegenüber an dem äußersten Eckpfeiler des Südportals. Man steigt hunderteine steinerne Stufen empor, um zur Portalgalerie und noch sechsunddreißig, um zu der drei Fuß breiten äußern Galerie zu gelangen. Auf dieser Galerie kann man den ganzen Dom umwandern. Hier erst bekommt man eine richtige Anschauung von der Größe der aufgethürmten Steinmassen, Die gewaltigen Strebe- werke und Pfeilmassen, welche von unten wie leichtes Spitzengewebe mit Verzierungen aussehen, treten hier als compacte, schwere Massen hervor und sind in einer solchen Menge vorhanden, daß man für das Fundament, welches diese Lasten zu tragen hat, bangt. In gleicher Höhe geht im Innern des Domes ebenfalls eine Galerie umher.

Wenn wir diese gewaltigen Ornamente lange genug angestaunt haben, steigen wir weiter und gelangen auf achtundneunzig Stufen zu der obersten äußern Chorgalerie, die in einer Länge von eintausendsechshundert Fuß um den Chor läuft. Hier hat man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt mit ihren wirr verschlungenen Straßen, sowie diesseits und jenseits über den Rhein. Da liegt die weitgebreitete Ebene mit ihren Städten und Dörfern vor uns und im Süden erheben sich das Siebengebirge und die Höhen auf beiden Seiten des Rheinuferes. Wahrlich, ein Anblick, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist.

Wir sind aber noch nicht zu Ende, sondern klettern auf den Speicher über dem Chorgewölbe, wo wir in einer Höhe von hundertfünfzig Fuß in das Innere des Chors hinabschauen können. Auf fernern vierundneunzig Stufen steigen wir zu dem Mittelthurme empor, wo wir eine noch umfassendere Aussicht genießen.

Die große Domglocke „Pretiosa“ wiegt zweihundertvierundzwanzig Centner und muß von zwölf Mann gezogen werden, aber sie ist nur ein Kind gegen die noch unten hängende Kaiser- glocke, welche ein Gewicht von fünfhundert Cent- nern hat. Wie muß das über die Stadt hin don- nern und brausen, wenn sie einst in luftiger Höhe hängt und ihr Klöppel gehorsam an beide Ränder schlägt. Und wie entzückend muß die Aussicht sein, wenn man einst bis zur Spitze der ausge- bauten Thürme emporsteigen kann?

Auf der Höhe des Thurmes gedachte ich der Todten, welche in den Grabgewölben ruhen, und es fiel mir eine Geschichte ein, die sich in der Re- formationszeit zugetragen haben soll. Um diese Zeit war Mathias Staupitz, der Sohn des Dr. Stau- pitz, eines Freundes und Vertheidigers Luther's, Bürgermeister von Cöln. Er soll nicht gerade den erbaulichsten Lebenswandel geführt und in Folge dessen seine Frau bis auf den Tod geärgert ha-



Die Frau Bürgermeister Staupitz im Grabgewölbe.

ben. Nach einem heftigen Auftritte soll sie vor Schrecken gestorben sein, wenigstens glaubte man das und begrub sie in einem Gewölbe des Domes. Der Todtengräber Pott, der sich in ärmlichen Verhältnissen befand, stieg in das Grab und öffnete den Sarg und war im Begriffe, ihr die goldenen Ringe von den Fingern zu ziehen. Da wurde er von ihrer Hand erfaßt, denn sie war nur scheinotdt. Vom Schrecken überwältigt, stürzte er aus dem Gewölbe und machte dem Bürgermeister Anzeige, der seine Frau wieder aufnahm und später ein glückliches Leben mit ihr führte.

Beim Beschauen des Domes taucht in unserm Geiste die Frage auf, wer es wohl gewesen, der den Plan zu diesem unvergleichlich großartigen Werte gefaßt, wer den Verstand und die hohe Befähigung besessen habe, ein in all' seinen Theilen so harmonisch entworfenes Werk zu erdenken, wer den Muth, ja die Kühnheit besessen habe, den staunenswerthen Plan zur Ausführung zu bringen? Und wenn wir uns die colossalen Steinmassen vergegenwärtigen, so ist es uns zu verzeihen, wenn wir nach den Kräften fragen, deren harmonische Zusammenwirkung nöthig war, um diesen größten, schönsten und bewunderungswürdigsten aller deutschen Dome zu erbauen. Gewöhnlich nimmt man an, der mächtige Erzbischof Engelbert von Berg habe sich zuerst mit dem Gedanken getragen, dem Herrn diesen herrlichen Tempel zu errichten und noch bei seinen Lebzeiten sei der Plan entworfen worden. Er konnte nicht mehr zum Beginne des Werkes schreiten, denn die Mörderhand seines Veters Isenburg setzte seinem Leben im Jahre 1225 zu Gevelsberg ein Ziel. Wer den Plan entworfen, weiß man nicht. Die Sage giebt einen Meister Gerhard an, und da man ein so kunstreiches Werk keinem Staubgebornen zutraute, so mußte ihm der Alles vermögende Teufel behülflich sein. Der Meister hatte, so erzählt man, den Plan ganz im Kopfe, aber er war nicht im Stande, denselben zu Papier zu bringen, wie er sich auch Tag und Nacht abquälen mochte. Schier kam er von Sinnen und wanderte fast blödsinnig

umher; da erschien ihm auf dem Drachenfelsen der Satan und erklärte sich in bekannter Weise bereit, ihm den Plan aufzuzeichnen. Gerhard ging den Pact ein und sah nun durch die Macht des Bösen den Grundriß und die einzelnen Theile, überhaupt den ganzen Plan, Linie bei Linie auf der Felswand abgebildet Froh kehrte er nach Cöln zurück, worauf unter dem gewaltigen Erzbischofe Konrad von Hochstaden im Jahre 1248 der Grundstein gelegt wurde.

Lacomblet hat in seinem zweiten Bande des Urkundenbuches nachgewiesen, daß weder Engelbert den Bau geplant, noch daß unter Konrad von Hochstaden der erste Stein gelegt worden. Er entkleidet die ganze Baugeschichte ihrer Romantik und zeigt, daß die Gelder des ersten Baues durch das Domkapitel beschafft worden sind und daß dieses auch den Bau leitete.

Die anfängliche Begeisterung gerieth in's Stocken, als die Erzbischöfe mit der Stadt in beständiger Fehde lagen. Erst im Jahre 1322 wurde der hohe Chor vollendet und eingeweiht und die Thürme angefangen. Seit dieser Zeit ruhte das wunderbare Werk und man beschränkte sich darauf, das bereits Vorhandene nothdürftig zu erhalten. Auch mit dieser Restauration sah es noch schlecht genug aus, und so gewöhnte man sich allmählich an den traurigen Gedanken, daß das erhabene Gotteshaus wohl niemals fertig werden würde.

Als die republikanischen Franzosen in Cöln einzogen, achteten sie der hohen Bestimmung des Gebäudes so wenig, daß sie ein Heumagazin in demselben anlegten und ihre Pferde hineinstellten. Die Wächter des Magazins hausten schlimmer, als Vandalen, denn nicht allein daß sie muthwillig verdarben, was ihnen billig hätte heilig sein sollen, sie machten sich auch das Vergnügen, Spatzen, welche gegen die Fenster flogen, zu schießen und die herrlichen Glasgemälde zu zertrümmern. Ein Artilleriehauptmann trieb den Vandalismus so weit, bei einem republikanischen Feste seine Böller gegen die Fenster aufzupflanzen und vollends zu zertrümmern, was die Spatzenschüsse übrig gelassen. Der geschickten Hand des Meisters Düssel ist es zu verdanken, daß sie im alten Style geschickt restaurirt wurden.

Erst nachdem der Oberbaurath Schinkel im Jahre 1816 den Dom besichtigt und sich für die Wiederherstellung ausgesprochen, begann man, die Dächer zu repariren und die fast vergessenen Pläne wieder hervorzusuchen, so daß man nach dem Jahre 1822 den Weiterbau beginnen konnte. Dieser aber wurde nur dadurch möglich, daß der König von Preußen erhebliche Geldsummen für denselben bewilligte. Heute haben die Lebenden die freudige Aussicht, den Dom nach einer sechshundertjährigen Bauperiode fertig zu sehen.

Das erzbischöfliche Diözesanmuseum liegt dem



Karl Friedrich Schinkel.

Südportale des Domes gegenüber. Es besteht seit dem Jahre 1860 und ist später erweitert worden. Wer sich für kirchliche Gegenstände aus dem Mittelalter interessirt, sollte einen Besuch nicht scheuen, denn er wird daselbst eine reiche Ernte finden.

Bedeutender, und natürlich auch anderer Richtung angehörend, ist das Wallraf-Richartz'sche Museum, ein prächtiger, palastähnlicher Bau, welcher der Stadt und der ganzen Provinz zum Ruhme gereicht. Das Haus ist gleichzeitig ein glänzendes Beispiel von schönem Lokalpatriotismus, denn zwei hochherzige Bürger Cölns waren es, welche ihre Vaterstadt mit der großartigen Sammlung und dem Gebäude beschenkten.

Franz Wallraf, geboren, 20. Juli 1748 zu Cöln, † 18. März 1824, sammelte in seinem langen Leben nach und nach fünfundneunzigtausend Gegenstände, worunter über eintausend Gemälde, die er großmüthig dem Publikum zugänglich machte. Bei seinem Tode vermachte er die ganze Sammlung der Stadt. Nun aber fehlte ein würdiges Gebäude. Ein opferwilliger reicher Bürger, Johann Heinrich Richartz, geboren 17. November 1795 zu Cöln, † 22. April 1861, machte zu diesem Zwecke ein Kapital von zweihundertzweiunddreißigtausend Thalern der Stadt zum Geschenke, diese fügte noch hundertzweiundsiebzigtausend Thaler hinzu, und so konnte am 3. Oktober 1855 der Grundstein zu dem neuen Museum gelegt werden.

Schon beim Eingange werden wir an die alte Zeit erinnert, denn an der Portalfronte finden wir die Standbilder der Agrippina und der Kaiserin Helena, der Erzbischöfe Bruno und Engelbert I., in der Seitenfront des östlichen Flügels die Standbilder des Patriziers Math. Overstolz, des großen Albertus Magnus, des Meisters Gerhard, des Meisters Stefan, Rubens und Anderer.

Die Sammlung ist sehr reichhaltig, und in

den verschiedenen Abtheilungen sehen wir römische Alterthümer (darunter auch Agrippina, die Gründerin Cölns) aus Stein, Glas, Thon und Bronze; Münzen, Reliquienkästen, geschnittene Steine, Kupferstiche und Handzeichnungen; antike Möbel, Glasmalereien, Holzschnitzwerke, Steinbilder; mittelalterliche Waffen, Bilder aus der cölnischen Malerschule, Fresken, Copien, Altäre. Meister Wilhelm und Meister Stefan von Cöln, sowie ihre Schüler haben treffliche Bilder geliefert.

Die neueren Fresken sind von Steinle. Aus der fränkischen Schule sehen wir Bilder von Wohlge-muth und Dürer, aus der sächsischen von Lucas Kranach, aus der niederländischen von Rubens, Honthorst, Jardäns, Hondetoeter, Schalken etc., aus der altitalienischen von Tizian, Tintoretto.

Unter den neuern Meistern ist die Düsseldorfer Schule stark vertreten.

In der an das Museum anstoßenden hübschen Minoritenkirche ist das Grabmal des berühmten Theologen Duns Scotus († 1308). Auch der Begründer der Gesellenvereine, Adolf Kolping, liegt hier begraben, und aus seinem Grabe heraus bittet er die Gläubigen um das Almosen des Gebetes. Die Kirche ist mit schönen Temporamalgamen aus dem vierzehnten Jahrhundert und mit Glasmalereien nach Steinle'scher Zeichnung, von Baudri gebrannt, ausgeziert.

Von hier mag man zur Columbakirche gehen, ein gothischer Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und dann die schöne Synagoge besuchen, die mit ihren vergoldeten Kuppeln einen ganz morgenländischen Eindruck macht. Sie ist auch im Innern sehenswerth. Von hier zum neuen Stadttheater, welches für die Summe von zweihundertsechundsiebzigtausend Thalern aufgeführt wurde.

In der Glaspassage oder Königin-Augustahalle findet man zu beiden Seiten einer mit einem Glasdache versehenen Halle die schönsten Läden und in der Mitte ein viel besuchtes Cafe, wo man besonders nach Tisch stets Gesellschaft findet.

Die St. Andreaskirche verdient einer besondern Erwähnung, denn sie hat ein hohes Alter, und noch jetzt sind Theile aus dem Jahre 1220 an derselben vorhanden. Der noch stehende Theil des ehemaligen Kreuzganges rührt aus dieser Zeit her; der gothische Chor aber stammt aus dem Jahre 1414. Die früher zugängliche Krypta ist jetzt vermauert. In der ersten Seitenkapelle rechts vom Haupteingange befindet sich ein neuer schöner Altar mit dem Reliquienkasten des berühmten Dominikanergenerals Albertus Magnus, der als der größte Gelehrte des Mittelalters gerühmt wird. Seine Gebeine ruhten früher in der jetzt abgebrochenen Dominikanerkirche und wurden am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hiehergebracht.

Daneben in einem Wandschranke werden die Kassel und Stola dieses Heiligen, der im Jahre 1280 starb, aufbewahrt. Die Statue des Heiligen und die gegenüberstehende des heiligen Christopherus rühren ans dem fünfzehnten Jahrhunderte her. Im südlichen Kreuzschiffe findet man einen schönen geschnitzten Altar mit Darstellungen aus dem Leben der Makkabäer, und auf dem Hochaltar die Kreuzigung des heiligen Andreas.



4.1.2 Albertus Magnus

Albert, Graf von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus, der Große, auch Teutonicus genannt, wurde im Jahre 1205 zu Lauingen in Schwaben geboren. Zu Padua machte er seine Studien, trat dann in den Dominikanerorden und lehrte in den Schulen zu Hildesheim, Regensburg und Cöln, wo er den heiligen Thomas von Aquino zu seinen Schülern zählte. Im Jahre 1230 ging er nach Paris, wo er sich durch die Erklärung des Aristoteles einen berühmten Namen machte. 1249 wurde er Rector der Schule zu Cöln und 1254 Provinzial seines Ordens, 1260 Bischof von Regensburg, ging aber schon 1262 wieder nach Cöln zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte und viele Bücher verfaßte. Im Jahre 1280 den 15. November starb er und wurde in der Kirche seines Klosters beige-

setzt. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in der Chemie machten viel von sich reden und brachten ihn sogar in den Verdacht der Schwarzkunst. Es wird erzählt, als König Wilhelm von Holland im Jahre 1240 in seinem Kloster vorsprach, habe er durch seine Kunst mitten im Winter während des Mahles den Sommer mit seinen Blüten und Früchten hervorgezaubert.

Die Chronisten jener Zeit, und auch spätere wissen nicht genug von seiner Gelehrsamkeit und seinem Weltrufe zu erzählen. Mit der gewaltigen Macht seiner Rede wußte er alle Dinge, die er lehrte, so faßlich und eindringend darzustellen, daß seine Schüler den größten Nutzen davontrugen und tiefer, als es je vorher der Fall gewesen war, in das ungeheure Gebiet der Wissenschaft hineinschauten. Zu Paris saßen Fürsten, Kardinäle, Patriarchen, Bischöfe, Priester und weltliche Große zu seinen Füßen und lauschten mit Entzücken dem Strome seiner überzeugenden Rede. Der Zuhörer wurden so viele, daß sein Hörsaal die Lernbegierigen nicht alle faßte. Er mußte sich deßhalb entschließen, unter freiem Himmel auf dem Platze M'Aubert zu lehren.

In Cöln stand er mit seinem großen Schüler Thomas der Schule vor, und sie legten den Grund zu der Universität, welche hundertvierzig Jahre später entstand. Albertus liebte das Aufsehen nicht, denn er war in hohem Maße demüthig und bescheiden und fühlte sich in seiner stillen Zelle, wo er sich ganz seinen Forschungen hingeben konnte, am glücklichsten. Ehre und Ansehen waren ihm gleichgültige Dinge, aber sein Ruf drang in alle Welt hinaus, und sowohl der Cölner Erzbischof, als auch der Papst suchten in schwierigen Dingen seinen Rath.

Nur mit Widerstreben nahm er das Amt eines Provinzials seines Ordens an und begab sich, dem Befehle des Papstes gehorsam, nach Polen, um die dort noch blühenden Reste des Heidenthums zu vertilgen. Es gelang ihm so gut, daß man ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rom, Cöln und Paris gegenwärtig sehen wollte. Der Stadt Cöln und dem Erzbisthume leistete er dadurch einen unschätzbaren Dienst, daß er die Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Erzbischofe, welche Wohlstand, Cultur und Sittlichkeit untergruben, soweit schlichtete, daß ein Schiedsspruch stattfinden konnte.

Dieser Schiedsspruch war nicht der einzige, den Albertus fällte; wir finden ihn vielmehr stets angerufen, wenn unversöhnliche Streitigkeiten zwischen hartnäckigen Männern und Corporationen ausgebrochen waren. Der Stadt Cöln wird dieser Heilige ewig zur Zierde gereichen, und sein Andenken wird noch fortleben, wenn der Reliquienkasten, der seine Gebeine enthält, längst zu Rost und Staub geworden ist.

4.1.3 Die Jesuiten- oder Maria-Himmelfahrtskirche

Sie wurde in den Jahren 1621-29 in einem sonderbaren Stylgemische erbaut und trägt die reiche Decoration aller Kirchen dieses Ordens. Im Innern finden wir eine mit Zierrath überladene Kanzel, eine kunstvoll gearbeitete Kommunionbank aus weißem Marmor, geschnitzte Beichtstühle und andere Gegenstände, die aus den kunstgeübten Händen von Ordensmitgliedern hervorgingen. Die Kirche besitzt im hohen Altare ein Gemälde von Cornelius Schütt und in der Kreuzkapelle eines von Honthorst. Der größte Schatz ist ein Habit und eine Handschrift des Ordensstifters Ignatius von Loyola, sowie sein ähnliches Portrait. Die bedeutendsten Reliquien dieses Heiligen aber befinden sich zu Rom. (Siehe meine Reise in Italien). Die Glocken der Jesuitenkirche wurden aus Kanonen gegossen, die Tilly vor Magdeburg eroberte.

Zur Zeit der französischen Revolution errichteten die Franzosen in dieser Kirche der Göttin der Vernunft einen Altar.

Neben der Kirche das Priesterseminar, einst eine katholische Gelehrtschule von außerordentlichem Rufe, aus welcher der gelehrte und berühmte Chinamissionär Schall von Bell (geboren 1591) hervorging, der zu Pecking zum Mandarin ernannt wurde.

4.1.4 St. Ursula

Diese Basilika ist schon von Weitem an der colossalen Krone auf der Thurmspitze kenntlich; sie soll im elften Jahrhunderte von Kaiser Heinrich II. der hier mit ihrem Gefolge von den Hunnen gemarterten heiligen Ursula erbaut sein. Die Marmorfigur der heiligen Ursula auf dem Sarkophage im nördlichen Seitenschiffe stammt aus dem siebzehnten Jahrhunderte. Auf alten Bildern aus dem fünfzehnten Jahrhunderte ist die Legende der Heiligen dargestellt, und auf einer Galerie, die ringsum läuft, sieht man unter Glas und Rahmen die Gebeine der gemarterten Jungfrauen. In der goldenen Kammer werden Fuß, Arm Haarnetz und Gewand der heiligen Ursula aufbewahrt; ebenso der Pfeil, mit dem sie getödtet worden sein soll und ein paar Kästchen mit ihren Reliquien.

Ueber die Legende der heiligen Ursula und ihren Genossinnen ist so viel geschrieben worden, daß es fast unmöglich scheint, sich aus diesem Labyrinth herauszuwinden. Ich begnüge mich deßhalb mit einer einfachen Darstellung, wie sie den meisten Berichten entspricht:

Im vierten Jahrhundert lebte zu Kornwallis in England ein Herrscher mit Namen Dionotheus, der wegen seiner Frömmigkeit und christlichen Tugenden im ganzen Lande hoch angesehen war.

Seine Tochter Ursula war schön von Antlitz und Gestalt, fromm, sittsam und verständig. Durch ihre Schönheit angelockt, begehrten hochstehende Männer sie zur Gemahlin. Die Eltern waren von dem Wunsche beseelt, daß sie sich vermähle, aber Ursula hatte sich schon für ein eheloses Leben entschieden, denn sie wollte allen Freuden der Erde entsagen und Gott allein dienen.

Um diese Zeit geschah es, daß der römische Feldherr Maximus in Großbritannien sich gegen den Kaiser Gratian empörte und sich von seinen Soldaten zum Kaiser ausrufen ließ. Gratian zog gegen ihn zu Felde und schlug ihn auf's Haupt. In diesem Kriege zeichnete sich einer der Befehlshaber mit Namen Konon durch große Tapferkeit aus, weßhalb ihm der Kaiser das Land Amorkum, die heutige Bretagne, zum Geschenke machte. Konon ließ sich in Nantes nieder. Er und sein Mitsieger fühlten nun das Bedürfniß, sich zu verhehlichen, aber sie wollten keine Weiber aus ihrem neuen, sondern aus ihrem alten Vaterlande haben, und schickten deßhalb Gesandte nach Britannien, damit ihre Bräute und auch andere junge Mädchen herüberkämen, Konon hatte sich Ursula gewählt und stellte nun das Ansinnen, daß sie zu ihm komme. Ihre Eltern waren damit zufrieden; Ursula ergab sich in ihren Willen mit dem Gedanken, daß Gott sie schützen werde.

Die Jungfrauen, elftausend an der Zahl, gingen nun zu Schiffe, wurden aber vom Sturm an die niederländische Küste verschlagen und fuhren den Rhein hinauf, um auf einem andern Wege nach Frankreich zu gelangen. In Cöln wurden sie von den Hunnen überfallen, die wider den Kaiser Maximus zu Felde lagen. Gaunus, ihr Befehlshaber, bemächtigte sich des Schiffes, auf welchem sich die heilige Ursula befand, und wollte sie zur Gemahlin nehmen; aber die Jungfrau widersetzte sich und sprach ihren Gefährtinnen zu, dasselbe zu thun. Da ergrimten die Hunnen und erschlugen die ganze Schaar. Dieses geschah im Jahre 370.

4.1.5 St. Gereon

Diese Kirche soll schon im vierten Jahrhunderte auf Befehl der Kaiserin Helena zum Andenken an den heiligen Gereon, der im Jahre 287 mit einer Abtheilung der thebäischen Legion unter Kaiser Maximian an dieser Stelle seines christlichen Glaubens wegen gemartert wurde, erbaut worden sein. Wie sie jetzt da steht, ist sie ein Gemisch von Baustylen aus verschiedenen Zeiten und macht einen höchst alterthümlichen, ernstfeierlichen Eindruck. Sicher stand sie schon im sechsten Jahrhunderte, denn der heilige Gregor von Tours erwähnt ihrer bereits und rühmt sie wegen ihrer außerordentlichen Pracht. Das Dach soll ursprünglich mit vergoldeten Platten gedeckt, die

Rotunda mit Säulen von orientalischem Granit geziert gewesen sein. Die Gebeine der Märtyrer befinden sich auf der Galerie in Glaskasten.

Die Legende des heiligen Gereon und seiner Genossen wird folgender Weise erzählt:

Zur Zeit des römischen Kaisers Maximian wurden die Bedrückungen in Gallien unerträglich. Die Römer forderten eine solche Unmenge von Steuern, daß sie nicht mehr zu erschwingen waren. Dadurch wurden die Landleute zur Verzweiflung getrieben, und als alles Bitten und Flehen keine Abhilfe brachte, als man noch sogar mit allen Mitteln der Gewalt die Armen und Brodlosen zu Soldaten preßte und der Druck sich bis zur Unerträglichkeit steigerte, da griffen die Verzweifelten zu den Waffen und erregten einen Aufstand. Aelianus und Amandus, die Hauptanführer, nannten sich Kaiser und sammelten alle Unzufriedenen um ihre Fahnen.

Der römische Imperator entsandte den Maximianus Herculeus, um diesen Aufstand zu unterdrücken. Unter seinen Fahnen befanden sich viele gallische Soldaten, denen der Heerführer nicht zutraute, daß sie sich gegen die aufständischen Bagauden, ihre Landsleute, wacker schlagen würden; deßhalb ließ er die thebaische Legion kommen, die aus lauter Christen bestand.

Die Römer schoben den Christen gern allerlei Bosheiten in die Schuhe; auch jetzt war dieses der Fall und man verbreitete geflissentlich die Ansicht, die Christen trügen an dem Aufstande der Bagauden schuld. Es lag deßhalb auf der Hand, daß man auch den Christen, die im römischen Heere dienten, nicht traute. Sie mußten deßhalb entfernt werden, ehe man in Gallien einrückte. Man wußte recht gut, daß die Armee von christlichen Elementen durchsetzt war, aber man kannte die einzelnen Personen nicht. Maximianus Herculeus aber fand bald das Mittel heraus, sie zu erkennen. In den agaunischen Engpässen im Rhonethal gab er den Befehl, das Heer solle sich durch heidnische Opfer zu dem Feldzuge vorbereiten.

Als nun die Altäre aufgestellt wurden, gelobten die Christen in allen Dingen Gehorsam, weigerten sich aber, zu opfern, weil ihnen dieses von ihrem Gewissen verboten sei. Sie wurden dadurch bestraft, daß jeder zehnte Mann hingerichtet wurde. Als die Aufforderung zum Opfern auch an die thebaische Legion kam, wurde es offenbar, daß sie Alle Christen waren. Auch sie traf dasselbe Loos, und als sich der Rest abermals weigerte, wurden sie nochmals dezimirt.

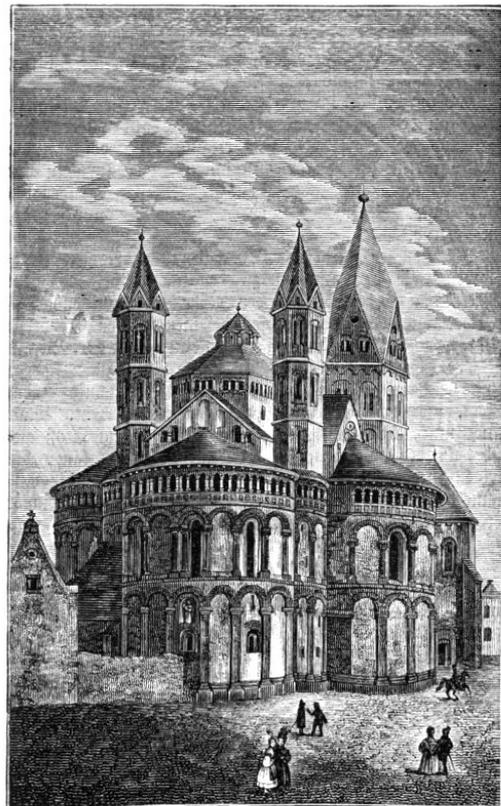
Zu Trier, Bonn, Cöln und Xanten lagen ebenfalls Abtheilungen der thebaischen Legion, und wie das Heer zu diesen Standorten vorrückte, traf sie dasselbe Schicksal. In Cöln lag der Cohortenfürher Gereon mit fünfzig Genossen, die ebenfalls dem Tode verfielen.

Gregor von Tour und andere Schriftsteller be-

richten, daß sie an der Stelle, wo die Kirche erbaut wurde, den Martertod erlitten. Dieses Ereigniß ist, obschon die Legende sich an all' den vorgenannten Orten erhalten hat und obschon die glaubwürdigsten Schriftsteller darüber berichten, viel angezweifelt worden, aber wie uns dünkt, ohne Grund.

In neuerer Zeit haben Schädelausgrabungen stattgefunden, die das Factum zu bestätigen scheinen. Im Jahre 1847 fand man in der Nähe des Waisenhauses die Ueberreste von siebenundsechzig menschlichen Körpern, welche nach der Untersuchung und Meinung des Dr. Braun mit der thebaischen Legion im Zusammenhange stehen. Einige Schädel waren an der rechten Seite mit einem langen, eisernen Nagel durchbohrt, andere unverletzt. Man glaubt nun, daß die durchbohrten Schädel dem Troß angehörten, der mit den Soldaten aus Aegypten kam, die übrigen Schädel aber den Soldaten selbst, wobei die Annahme, daß der heilige Gereon an der Stelle hingerichtet worden, nicht aufgehoben ist.

4.1.6 St. Aposteln



St. Apostelkirche in Cöln.

Diese Kirche ist in ihrem Aeußern reich an architektonischen Formen und eine Hauptzierde Cölns. Ueber drei halbrunden Chören erhebt sich eine achteckige Kuppel, die von drei Thürmen umstanden ist. Die Rotunden sind von unten bis oben in zwei Stockwerken mit Säulen geziert

und die Dächer derselben werden von zierlichen Zwergsäulen getragen. Die erste Kirche von 1098 und die zweite von 1190 gingen durch Brand unter. Die jetzige wurde im dreizehnten Jahrhundert von Albero, von dem auch die Neußer Kirche herrühren soll, erbaut. Im Innern sind mehrere beachtenswerthe Gemälde. Sie bewahrt uns das Bahrtuch, welches Richmodis von der Aducht für sich selbst gesponnen haben soll. Von ihr geht folgende schauerlich-romantische Sage:

Im Jahre 1357 wüthete in Cöln eine furchtbare Pest, welche eine Menge von Menschen hinwegraffte. Auch Richmodis von Lyskirchen, die Gattin des Mengis von der Aducht, fiel der Seuche zum Opfer. Der betrübt Gatte ließ sie mit großem Leichengepränge und mit kostbarem Schmuck bekleidet auf dem Apostelkirchhofe begraben.

Der Todtengräber, welcher von dem werthvollen Schmucke Kenntniß hatte, faßte den frevelhaften Plan, die Leiche ihrer Kleinodien zu berauben und sich auf diese Weise zu bereichern. In stiller Nacht machte er sich mit unter dem Mantel verborgener Laterne auf den Weg zum Kirchhofe und öffnete das Grab. Als er den Sargdeckel abhob, regte sich die Todtgegläubte und machte eine Anstrengung, sich aus dem Sarge zu erheben. Von tödtlichem Schrecken befallen, ließ der Todtengräber die Laterne stehen und stürzte hinweg.

Richmodis erhob sich nun vollends aus dem Sarge, nahm die Laterne und schwankte, noch mit den Leichenkleidern bedeckt, ihrem Hause zu. Zitternd vor Frost klopfte sie an der Thüre. Ihr Gatte, der in seiner Betrübniß allein war, öffnete das Fenster und fragte, wer in später Stunde Einlaß begehre.

„Deine Gattin Richmodis,“ rief sie ihm zu.

„Meine Gattin?“ fagte er. „Das ist ebensowenig möglich, als daß meine zwei Rosse aus dem Stalle die Treppe heraufkommen.“

Kaum hatte er ausgesprochen, so vernahm er ein Gepolter auf der Treppe und siehe, die beiden Rosse kamen, um die Wahrheit der Aussage zu bezeugen. Da öffnete er mit Freuden die Thüre und nahm die Todtgegläubte in seine Wohnung auf.

Der Reisende sieht an der Ecke der Richmodisstraße und des Neumarktes ein stattliches Haus, aus dessen Dachfenster zwei hölzerne Pferdeköpfe heraus schauen. Sie sollen zum Andenken an dieses Ereigniß da stehen.

4.1.7 St. Peter

Diese Kirche scheint die älteste Pfarrkirche der Stadt zu sein und schon in der fränkischen Zeit bestanden zu haben. In derselben befindet sich ein schöner Altaraufsatz, eine in Holz geschnittene Passion mit Flügelbildern, die von Lukas von

Leyden und Albrecht Dürer herrühren sollen. Im Altare steht ein silbervergoldeter Sarg mit den Gebeinen des heiligen Evergislaus, Bischofs von Cöln.



Albrecht Dürer.

Das Bild des Hauptaltars stellt die Kreuzigung des Heiligen Petrus, angeblich von Rubens gemalt, dar. Es soll eines der besten Bilder dieses Meisters und kurz vor seinem Tode gemalt sein. Die Franzosen stahlen das kostbare Gemälde und führten dasselbe 1794 nach Paris, von wo es im Jahre 1815 wieder zurückkam.

Ganz nahe dieser Kirche ist St. Cäcilia, welche noch älter sein soll, als die vorige.



Peter Paul Rubens.

Rubens Geburtshaus steht in der Sternengasse Nr. 210. Ueber der Thüre steht sein in Holz geschnittenes Bild und eine Gedenktafel, welche anzeigt, daß Rubens am 29. Juni 1577 in diesem Hause geboren sei; eine zweite Tafel besagt, daß Maria von Medici, Wittve Königs Heinrich IV. von Frankreich, hier gestorben sei [3. Juni 1642). Also in doppelter Beziehung ein merkwürdiges Haus; aber in der Neuzeit will man diesem Gebäude den Ruhm, die Wiege Rubens gewesen zu sein, bestreiten. Man behauptet, daß er nicht in Cöln, sondern in Siegen geboren sei.

Solange das Gegentheil nicht bewiesen ist, bleiben wir bei der alten Annahme stehen.

Der Vater von Peter Paul Rubens war von Adel und bekleidete in Antwerpen das Amt eines Schoppens, ging aber wegen ausgebrochener Unruhen nach Cöln, wo ihm der so berühmt gewordene Sohn geboren wurde. Der Knabe erhielt eine gelehrte Erziehung und wurde nach seines Vaters Tode Page der Gräfin von Lalaing in Antwerpen. Die ausschweifenden Sitten seiner Mitpagen aber sagten ihm nicht zu, deßhalb verließ er das Haus, widmete sich der Malerei und hatte zuerst den Adam van Oort, dann den Meister van Veen zum Lehrer. Später ging er, mit Empfehlungsbriefen an den Herzog Vincentio Gonzaga versehen, nach Italien. Der Herzog, sein Talent erkennend, nahm ihn als Cavalier in seine Dienste, ließ ihm aber unverkürzte Zeit zu seinen Studien und zu beliebigen Reisen. Sieben Jahre blieb er in diesem Verhältnisse, dann trieb es ihn nach Rom, Venedig und Genua. In Venedig zogen ihn besonders die Werke von Paul Veronese und Tizian an, nach denen er sich bildete. Schon jetzt war sein Ruf fest begründet, denn überall, wohin er kam, schuf er unsterbliche Werke. Der Herzog Gonzaga hatte ihn mit einem Geschenke für König Philipp IV. nach Spanien gesandt; hier malte er den König und mehrere Großen des Hofes und ließ sich die Gelegenheit, die spanischen Meister zu studieren, nicht entgehen. Nach Italien zurückgekehrt, erhielt er die Nachricht, daß seine Mutter, die wieder in Antwerpen lebte, bedenklich erkrankt sei. Sofort machte er sich auf die Heimreise, fand sie aber nicht mehr am Leben. Vom Schmerz überwältigt, zog er sich in die Einsamkeit der Abtei St. Michel zurück, wo er vier Monate lang seinen Schmerz durch wissenschaftliche Studien und künstlerische Thätigkeit zu betäuben suchte.

Der Herzog wünschte seine Rückkehr und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, aber er hatte sich unterdessen mit Isabella Brant verlobt, welche im Jahre 1600 seine Gattin wurde. Nun errichtete er in Antwerpen sein Tusculum, indem er sich ein prächtiges Haus erbaute, das er innen und außen mit Bildwerken schmückte und mit den kostbarsten Gegenständen anfüllte.

Trotz seines Reichthumes unermüdlich thätig, malte er für die Kathedrale die Abnahme vom Kreuze, für die Jakobiten die vier Evangelisten und für die Peterskirche zu Cöln, in welcher er die heilige Taufe empfangen hatte, die Kreuzigung des heiligen Petrus. Eine Menge Bilder entstanden, denn alle Fürsten und Kirchen wollten Werke von seiner Hand haben. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, die Bestellungen nur zu einem kleinen Theile zu befriedigen, aber seine Schüler malten für ihn und er legte nur die bessernde Hand an.

Die Königin Maria von Medici, die in demselben Hause starb, worin er das Licht der Welt erblickt hatte, wünschte von seiner Hand Scenen aus ihrem Leben für eine Galerie in ihrem Palast Luxemburg. Er nahm die Bestellung an, malte aber selbst nur zwei Bilder ganz allein, die übrigen ließ er durch seine Schüler machen und verbesserte sie.

Man darf von Rubens, dem bedeutendsten Maler seiner Zeit, sagen, daß er die belgische Schule regenerirte und das naturwüchsige, realistische Element in sie einführte, welches er in Venedig aus den Werken Paul Veronese's erlernt hatte. Die große Masse der Werke, welche er hinterließ, erklärt sich nur durch die Beihülfe seiner Schüler. Uebrigens malte er mit einer fabelhaften Schnelligkeit und vollendete in vierzehn bis sechzehn Tagen ohne jegliche Hülfe die größten Altarbilder.

Sehr zu statten kam ihm seine Gelehrtheit; er war so zu sagen auf allen Gebieten des Wissens zu Hause, und deßhalb war es ihm gleichgültig, was er malte; es gelang ihm Alles.

Dazu wurde er noch von einer seltenen Erfindungsgabe und einem rastlosen Schaffensdrange unterstützt; er besaß also alle Eigenschaften zusammen, wovon viele Künstler nur eine oder zwei haben. Seine Werke zeichnen sich durch eine kühne Zeichnung, ein prachtvolles Colorit und eine lebendige Composition aus. Große Effekte, dramatische Momente, der Ausdruck von Kunst und Majestät sind ihm ureigen, aber er verschmähte die Feinheit der Ausführung, den Adel und die Würde der Form; er reißt hin, aber er bezaubert nicht. Einige seiner Bilder, besonders diejenigen, welche in seine letzte Lebensperiode fallen, entbehren fast gänzlich der idealen Schönheit und wir können uns für dieselben nicht begeistern! Zu allen Zeiten aber wird sein Name in der Kunstgeschichte leuchten.

Rubens war nicht allein ein großer Maler, sondern auch eine schöne Erscheinung, ein bedeutender Redner, ein Genie, welches Alles umfaßte; der liebenswürdigste Gesellschafter, der scharfsehende Politiker, der kaltberechnende Diplomat, der forschende Naturfreund, der hellsehende Praktiker.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man auf einen

solchen Genius in den höchsten Kreisen aufmerksam wurde und sich seiner in mancherlei schwierigen Fällen bediente. Es erscheint deßhalb nicht auffallend, daß wir ihn bald in Spanien, bald in England, bald in andern Ländern als Gesandten finden.

Trotz seines Reichthumes und der hohen Auszeichnungen, die ihm von den verschiedensten Seiten wurden, führte er ein einfaches und regelmäßiges Leben und war aller Großthuerei abhold.

Seine erste Gattin starb am 29. September 1626. Seine zweite, Helena Forman, war ein außerordentlich schönes Weib, welches ihm häufig bei seinen Bildern als Modell diente. Vor seinem Tode befiel ihn die Gicht und ein Zittern, so daß er die letzten Jahre nicht im Stande war, seiner Kunst zu leben. Am 30. Mai 1640 starb er zu Antwerpen und wurde in der St. Jakobskirche begraben.

4.1.8 Maria von Medici

gehörte der Familie der Mediceer zu Florenz an und war die Tochter des Großherzogs Franz IV. Sie wurde 1573 zu Florenz geboren und vermählte sich am 16. Dezember 1600 mit dem Könige Heinrich IV. von Frankreich. Ihr ehrgeiziger und zänkischer Charakter wurde dem Könige bald zuwider und es trat zwischen den Gatten eine Entfremdung ein, die bis zum Tode fort dauerte. Erst am 13. Mai 1610 wurde sie gekrönt und schon am folgenden Tage fiel der König durch die Mordhand des Raveillac. Da die Königin wenig Schmerz zeigte und man auch die friedlose Ehe und die gestrige Krönung in Betracht zog, so kam unter dem Volke der Verdacht auf, sie sei bei dem Morde nicht unbetheiligt; doch ist kein Beweis für ihre Schuld erbracht worden.

Sie riß nun die Regentschaft an sich, führte aber ein so verschwenderisches Regiment, daß die Finanzen ganz erschöpft wurden. Sieben Jahre hielt sie sich in der Macht, dann wurden ihre Kreaturen auf Betrieb ihres eigenen Sohnes getödtet, sie selbst in ihrem Schlosse wie eine Gefangene behandelt. Später erhielt sie die Erlaubniß, auf dem Schlosse Blois unter Aufsicht zu wohnen, aber dieses Druckes müde, entfloh sie 1619 bei Nachtzeit durch ein Fenster und entzündete den Bürgerkrieg, wurde aber von ihrem Sohne bezwungen und zur Unterwerfung genöthigt. 1621 kehrte sie wieder nach Paris zurück und erlangte abermals großen Einfluß, aber der Kardinal Richelieu brach denselben und brachte es zuwege, daß sie auf dem Schlosse Compiègne gefangen gehalten wurde. Von hier entfloh sie im Juli nach Brüssel, wurde aber auch von dort vertrieben und ging 1638 nach England, und da sie auch hier keine Ruhe fand, im Oktober 1641 nach Cöln, wo sie am 3. Juli 1642 in gänzlicher Armuth starb. Bei ihrer Ankunft in Cöln wurde sie von den sechs

Bürgermeistern der Stadt, mit den acht Bürgerfahnen und den Soldaten empfangen und mit Kanonendonner begrüßt, überhaupt mit allen Ehren bewillkommt.¹

Ihre Armuth wurde schon bald offenbar und man fand sich von Seiten der Stadt genöthigt, ihr durch den „Fleischmarktmeister“ unentgeltlich so viel Fleisch zukommen zu lassen, als sie für ihre Person bedurfte. Die Cölner scheinen ihr nicht hold gewesen zu sein, denn die Wacht, welche in der Nähe ihrer Wohnung aufgestellt war, molestirte sie durch Schießen, Rufen und ehrenrührige Reden, so daß der Magistrat genöthigt war, zu verschiedenen Malen solche Ausschreitungen mit Strafen zu belegen. Derartige Ungebührlichkeiten trugen sich noch am 27. Juni 1642 zu und am 3. Juli war sie schon eine Leiche. Der Magistrat zeigte den Tod der Königin dem Kaiser, sowie den Höfen von Frankreich, Spanien und England an. Die Stimmung gegen die Hingeschiedene war so schlimm, daß man vom Pöbel Gewaltthaten im Sterbehause besorgte und deßhalb verhütende Befehle erließ. Der Pfarrer Meshov von St. Peter war am 2. Juli an ihr Sterbelager gerufen worden; er blieb von 3 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends. Am folgenden Morgen um 6 Uhr kehrte er zurück und gab ihr, nachdem sie von einem Kapuzinermönche das heilige Abendmahl empfangen hatte, unter Assistenz des apostolischen Nuntius die heilige Oelung. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags verschied sie. Die Leiche wurde einbalsamirt und im Februar 1643 von der Peterskirche durch die vier Bettelorden, zwölf Priester, die Hofbedienten und einige Leidtragende zum Severiusthore geleitet, von wo sie nach Frankreich geführt wurde. Nach ihrem Tode verbreitete sich das Gerücht, sie sei vergiftet worden, was sich aber nach genauer Untersuchung als eine böswillige Erfindung herausstellte.

4.1.9 St. Maria im Kapitol

Die Kirche ist im romanischen Style erbaut und stammt aus dem elften Jahrhundert. Der Kreuzgang, den wir im Bilde geben, ist sehr schön und stammt aus dem zwölften Jahrhundert.

Die Thorflügel aus geschnitztem Eichenholz stellen Scenen aus dem Leben des Heilandes vor. In der westlichen Vorhalle findet man seltsame Grabsteine aus dem elften und eine Grablegung Christi aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Unter der Orgel befinden sich ähnliche. Zwei halb aus der Wand hervorragende Sarkophage sollen vornehme Gebeine enthalten und zwar der links die der Plectrudis, rechts die der heiligen Ida. Die Kirche ist in der jüngsten Zeit von Essenwein mit Freskomalereien aus dem Leben der hei-

¹ Dr. Ennen 13. u. 14 Heft der Annalen d. h. V. f. d. N. Seite 212.



Kreuzgang zu St. Maria im Kapitol zu Cöln.

ligen Jungfrau geschmückt worden. Die Orgel, neuerdings von Sonnreck restaurirt, wird als ein Meisterwerk gepriesen. Im südlichen Schiffe sieht man Maria mit dem Jesuskinde. Es soll dasselbe Madonnenbild sein, vor welchem der heilige Hermann Josef, als er noch ein Knabe war, täglich betete und dem Kinde einen Apfel schenkte. Die Legende ist bekannt.

In sechs Fenstern sind Glasmalereien von 1514. Südlich vom Chor befindet sich die zierliche, gothische Kapelle der Familie Herdenrath mit wertvollem Altarblatt und schönen Glasmalereien. In der Krypta wird der Grabstein der Plectrudis gezeigt.

Ihren Namen hat die Kirche von dem alten römischen Kapitol, welches hier gestanden haben soll, dem aber von neuern Forschern widersprochen wird. Sie geben an, daß das Kapitol auf dem Platze des heutigen Domes gestanden, aber ihre Gründe sind nicht gewichtig genug, um die alte Annahme über den Haufen zu werfen. Wahrscheinlich diente das Kapitol später als fränkischer Königshof und sicher ist, daß Plectrudis, die Gemahlin Pipin's, hier wohnte, nachdem sie von ihrem Gatten nach Cöln verbannt worden war. Im Gegensatz zu einigen Schriftstellern, welche angeben, daß sie in ein Kloster eingesperrt war, scheint es, daß sie auf freiem Fuße lebte, denn sie empfing den heiligen Suitbertus und machte ihm in Gemeinschaft mit ihrem Gatten den Wirthschaftshof zu Kaiserswerth zum Geschenke.

Als Pipin gestorben war (714), suchte sie die Herrschaft des Frankenreiches an sich zu reißen, um dasselbe ihrem Enkel Teutobald zuzuwenden, denn Karl Martell war ein unehelicher Sohn ihres Gatten, dem sie die Rechtmäßigkeit der Herrschaft nicht zuerkannte, sondern ihn in ihrem Palaste gefangen hielt. Mit Hülfe eines Weibes entkam der muthige Jüngling aus seinem Kerker, ergriff die Waffen und kämpfte mit abwechselndem Glücke gegen die Mutter, bis der Knabe Teutobald 717 starb und der Grund, den sie bisher vorgegeben, fortfiel. Karl zwang sie nun, seine Macht anzuerkennen und ihm die Schätze ihres Vaters herauszugeben.

Plectrudis ergab sich in die Nothwendigkeit, und alles Einflusses beraubt, lebte sie ruhig in ihrem Palaste, den sie zu einem herrlichen Münster umschuf und in dem anstoßenden Kloster als Äbtissin ein gottseliges Leben führte.

Von dieser Kirche ist wenig mehr vorhanden, vielleicht nur theilweise die Fundamente. An der Nordseite der Kirche wird das Idabrünnelein gezeigt, so genannt, weil Karl Martell hier seiner Befreierin Ida dankte, als er aus dem Gefängnisse erlöst war. Später soll er an dieser Stelle oft um die früh Dahingeschiedene Thränen vergossen haben.

Die Kirche spielte in der Reichsstadt Cöln lange eine bedeutende Rolle, besonders sei erwähnt, daß bei jedem Bürgermeisterwechsel hier feierlicher Gottesdienst gehalten wurde.

Der Gürzenich ist ein großes Gebäude, dessen Hauptsaal zu den rheinischen Musikfesten und großen Volksversammlungen benutzt wird. Früher fanden hier die Feste statt, die man Kaisern und Königen gab. Man könnte deßhalb eine vollständige Chronik über dieses Gebäude schreiben.

Das Rathhaus soll auf den Trümmern des alten römischen Prätoriums stehen. In seiner jetzigen Gestalt stammt es aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der gothische Thurm und das reichgeschmückte Portal, aus zwei übereinanderliegenden Arkadenreihen bestehend, sind eine wahre Zierde der Stadt. Das Portal ist mit Relieffköpfen römischer Imperatoren geschmückt. In der ersten Etage ist der Hansasaal, der jetzt zu den Sitzungen des Stadt-rathes benutzt wird. Im Thurme befindet sich das städtische Archiv und die Bibliothek, in welchen Räumen der gelehrte Geschichtsschreiber Dr. Ennen seinen historischen Untersuchungen obliegt.

4.1.10 Groß-Martin

Diese dreischiffige Pfeilerbasilika mit ihrem dreifachen, halbkreisförmigen Chorabschlusse und ihren hochaufsteigenden Thürmen macht zwischen den sie umgebenden Häusern einen imposanten Eindruck. Sie wurde in der Mitte des zwölften Jahrhunderts an der Stelle eines alten Gotteshauses erbaut. Jetzt ist sie in der Restauration begriffen und wird eine der schönsten Kirchen Cölns.

Ehe man die Stadt verläßt, sollte man sich's nicht versagen, einen Besuch im zoologischen Garten und der Flora zu machen, denn beide sind vortrefflich eingerichtet und verdienen einen längern Aufenthalt.



Groß-Martin zu Köln

4.1.11 Kleine Geschichte von Köln

Etwa um das Jahr 58 v. Chr. Geburt war Julius Cäsar an den Rhein gekommen und hatte so zu sagen im Fluge Gallien (das linke Rheinufer) erobert. Auf das rechte wagte er sich noch nicht, aber es wurde ihm bald eine willkommene Gelegenheit, denn die Ubier, welche von der Lahn bis zur Wupper wohnten, wurden von den Sueven hart bedrängt, so daß sie den römischen Feldherrn baten, ihnen Wohnsitze auf dem linken Rheinufer zu geben. Julius Cäsar ging gerne auf ihren Wunsch ein und gab ihnen am Rheine das Gebiet von Andernach bis Uedingen, wofür sie sich verpflichteten, die rechtsrheinischen Germanen zu bewachen und sie an Ueberfällen zu verhindern. Wir haben schon gehört, daß die Römer aus dem linken Rheinufer allenthalben Standlager anlegten, um sich der üherrheinischen Feinde desto besser erwehren zu können. Ein solches Lager befand sich auf der Stelle, wo jetzt Cöln liegt, und ein Theil der übergesiedelten Ubier fand hier Unterkommen. Sie legten inmitten des römischen Winterlagers eine Niederlassung unter dem Namen „Oppidum Ubiorum“ an. Diese älteste Stadt dehnte sich vom Dom bis nach St. Maria im Capitol aus.

Hier lebten sie unter römischem Schutz, aber auch unter römischem Zwange. Ehe die Ubier sich hier niederließen, war im Winterlager Julia Agrippina, die Tochter des Germanikus, geboren worden. Als diese den Kaiser Claudius geheirathet

hatte, kam es ihr in den Sinn, dem Orte, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte, ihren Namen zu geben. Sie schickte deßhalb eine Anzahl römischer Veteranen nach dem Oppidum Ubiorum, die dort eine Niederlassung gründeten, welcher der Kaiser auf ihren Wunsch den Namen Colonia Agrippinensis beilegte, woraus später Cöln-Köln wurde. Dieses geschah 50 n. Chr.

Die Ubier hatten sich bereits der nationalen Selbstständigkeit so sehr entwöhnt, daß sie gern auf ihren Namen verzichteten. Sie wurden nach und nach ganz zu Römern und ließen sich von den Eingewanderten regieren. Die Begeisterung für die Freiheit schwand gänzlich. Römische Sinnenluft und Geldgier traten an die Stelle. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß allmählich die Stadt ganz nach römischem Muster und römischer Verwaltung umgestaltet wurde, daß sich neben der Ara Ubiorum, dem alten Götterheiligthum, römische Tempel, Theater, Cirken, Badhäuser etc. erheben. Der römische Luxus und das verschwenderische Wohlleben bedingten auch römische Handwerker. Künstler, Sänger, Schauspieler und Gladiatoren. Also römisches Wesen überall.

Die Stadt blühte dadurch rasch empor und die hier stationirten Legionen wurden so mächtig, daß sie sich bald anmaßten, ein Wort in der großen Politik mitzusprechen. Am 3. Januar des Jahres 70 wurde der wüste Schlemmer Vitellius hier zum Kaiser ausgerufen.

Als später Civilis den batavischen Aufstand erregte, kam dieser nach Cöln, um sich der Mithilfe der Stadt zu vergewissern. Sie versprachen, sich dem Aufstande anzuschließen. Die Tenkterer, ein germanischer Stamm auf dem rechten Rheinufer, die schon mit Civilis verbunden waren, verlangten nun, daß die Cölner ihre Mauern niederlegten, um wieder die Luft der Freiheit zu athmen. Sie schützten vor, daß sie dieselben der Römer wegen eher verstärken müßten, im Uebrigen aber treue Bundesgenossen sein wollten. Es kamen nun viele Germanen nach Cöln, um bei der Hand zu sein, wenn der Kampf beginne, aber die Cölner hatten von den Römern schon die Doppelzüngigkeit erlernt; während sie mit dem Munde süße Worte sprachen, spannen sie im Herzen Verrath, und als die römischen Legionen sich der Stadt näherten, ermordeten sie in einer Nacht sämmtliche bei ihnen eingekehrte Germanen.

Durch ihre Blutthat waren sie von dieser Zeit an allen germanischen Stämmen verhaßt, denn sie trugen die Hauptschuld, daß der batavische Aufstand ohne Früchte blieb; freilich nicht zu ihrem Vortheile, denn die Römer setzten den Fuß immer fester auf ihren Nacken; auch als die Stadt unter Constantin zur Metropole der Provinz Germania Secunda wurde, hatte es nur die Ehre, noch vermehrte Lasten zu tragen und ein ungeheures Heer von Beamten zu ernähren.

Constantin war in der ersten Zeit seiner Regierung um nichts besser, als die vorhergegangenen Imperatoren, und für die Germanen und ihre Freiheitsbestrebungen hatte er eine solche Abneigung, daß er gefangene Frankenfürsten in den Amphitheatern von wilden Thieren zerreißen ließ.

Um die übrerrheinischen Franken desto besser züchtigen zu können, ließ er zu Cöln eine steinerne Brücke über den Rhein bauen, die als ein Wunder der Welt angestaunt wurde. (Später ist aus den Trümmern derselben die Pantaleonskirche erbaut worden.)

Indessen begann der Bau des Römerreiches in allen Fugen zu wanken; die grimmigsten unter seinen Feinden waren die aus den Germanenstämmen entstandenen Franken, die sich in großen Schaaren dem Rheine näherten, über die Brücke des Constantin gingen und Cöln zerstörten (355). Von nun an ging es mit der Römerherrschaft immer mehr bergab. Wie hätten die Cölner dem mächtigen Anprall widerstehen können! Sie verstanden noch zu schwelgen und zu sündigen, aber nicht zu kämpfen. An die Stelle der römischen Colonia Agrippinensis trat das fränkische Cöln, und fränkische Könige ließen sich im Kapitol nieder.

Um diese Zeit des grenzenlosen Sitteneleses fand das Christenthum Eingang in Cöln und breitete sich während der Herrschaft der Franken aus. Auf den umgestürzten Tempeln und Palästen entstanden Kirchen, und die Säulen und Ornamente der Prachtbauten wurden zum Schmucke der Goteshäuser benutzt. Das weltliche Regiment der Franken aber war um nichts besser, als das der Römer; es troff von Blut und strotzte von Verrath und Untreue. Erst mit dem Untergange der Merowinger brachte die starke Hand Karl's des Großen eine bessere Ordnung hinein, und Cöln blühte wieder mächtig empor. Allerdings hatte es durch die verheerenden Züge der Normanen viel zu leiden, aber es erhob sich wieder aus dem Schutte und nahm an Bedeutung gewaltig zu, wurde die erste Stadt am Rheine.

Mit der Ausbreitung des Christenthums stärkte sich die geistliche Macht so sehr, daß die Bischöfe auch auf weltliche Dinge einen großen Einfluß gewannen und als Rätthe der deutschen Könige und Kaiser den höchsten Rang einnahmen, ja endlich zu Herzögen und Churfürsten erhoben wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihre Macht und die Privilegien der Bürger häufig in ein feindliches Verhältniß geriethen, daß Streitigkeiten entstanden, die nur mit dem Schwerte gelöst werden konnten, und so sehen wir denn die Erzbischöfe ihre Streitrosse besteigen und in voller Rüstung dem Feinde entgegenziehen, um auf dem Schlachtfelde die Entscheidung zu treffen.

Diese Streitigkeiten erreichten unter dem Erzbischofe Anno II. und seinen Nachfolgern die

höchste Höhe, und es waren besonders die bevorzugten Geschlechter der Cölner Bürger, welche den Erzbischöfen stolz und mit dem Schwerte in der Faust gegenübertraten.

Engelbert von Falkenburg (1261-1275) lebte in steter Fehde mit der Stadt und mußte endlich aus derselben entfliehen. Die Bürger theilten sich in zwei Parteien, die sich unter dem Namen ihrer Anführer, der Overstolzen und der Weisen, bekämpften. Die letztern zogen den Kürzern, flohen aus der Stadt und begaben sich nach Bonn zu dem jetzt auf dem bischöflichen Stuhle sitzenden Engelbert, der sich unterdessen mit den Grafen von Cleve und Limburg gegen die Cölner verbunden hatte.

Außerhalb der Cölner Stadtmauern wohnte in einem verfallenen Hause ein Kornhändler mit Namen Hänsel Wrese. Diesen gewannen die Bonner, daß er in der Nacht ein Loch in die Stadtmauer brach, groß genug, um Fußgänger und Reiter durchzulassen.



Hermann Winkelbart.

Hänsel Wrese brach das Loch, während Cölner Bürger, darunter auch ein Schreiner Namens Stefan Winkelbart, auf dem Mauerthurme Wache hielten, ohne Etwas zu merken. In der Dämmerung des folgenden Morgens näherten sich sein Sohn Hermann und seine Tochter Mechthild dem Thurme, um dem Vater, dessen Namenstag heute war, ein Angebinde zu bringen. Da vernahm Hermann ein Geräusch an der Mauer; er bückte sich nieder und gewahrte im Dämmerlichte am Boden den Kopf eines Menschen, der eben im Begriffe war, durchzuschlüpfen. Sogleich merkte er, was vor sich ging und erkannte in dem Durchkriechenden den Grafen von Limburg. Sofort eilte er zu den Overstolzen. Diese schwangen sich auf ihre Rosse und sprengten nach dem bedrohten Orte, aber schon waren der Graf von Limburg und der Ritter von Falkenburg mit dreihundert Mannen in der Stadt. Da begann ein blutiges Gemetzel, in welchem die Geschlechter Sieger blieben. Später wurde der Erzbischof gefangen und vier Jahre lang im Gefängniß gehalten, bis Albertus Magnus ihm die Freiheit verschaffte.

Hundertmal in Kriege verwickelt, blühte Cöln dennoch weiter und nahm unter den deutschen Städten fast den bedeutendsten Rang ein, bis es unter französischer Herrschaft immer mehr seinem Ruine entgegenging und auf eine kleine Zahl von Einwohnern herabsank. Erst unter preußischer Herrschaft erhob es sich durch vielfache Begünstigungen wieder zu seiner alten Höhe und hat jetzt hundertdreißigtausend Einwohner.

Im jetzigen Cöln stehen Handel und Gewerbe in hoher Blüthe, und man sieht an den prachtvollen Häusern, die in der Neuzeit entstanden sind, daß es nicht an einem gediegenen Wohlstande fehlt. Seit die Stadt einen neuen Aufschwung genommen, sind eine Menge Fremde eingewandert, aber man unterscheidet unter der Masse doch noch den alten Cölner mit seinem örtlichen Typus. Vor allen Dingen hält der echte Cölner seine Vaterstadt für die erste der Welt und man darf ihm nicht mit Anpreisung anderer Städte kommen. Er hat allerdings einige Berechtigung zu seinem Kirchturmpatriotismus, denn Cöln ist wirklich zu allen Zeiten bedeutend gewesen, und eine große Vergangenheit breitet immer einen gewissen Bürgerstolz über die Gegenwart. Es scheint, daß ihm die Römer auch den Hang zum Großartigen und zu einer unbändigen Vergnügungslust vererbt haben. Witzig, wie bei den Römern Pasquino und Marforio miteinander sprachen und ihren Spott über öffentliche Zustände ausgossen, ist auch der Cölner jederzeit aufgelegt, seine beißende Satyre über öffentliche und private Dinge loszulassen. Schlagender Witz ist in allen Klassen der Bewohner verbreitet; derselbe erhöht sich noch durch das eigenthümliche Plattdeutsch, in dem sie sich gefallen.

Zur Probe folgen hier ein paar Strophen aus dem Liede eines Cölners: Einzug der Franzosen in Köln:

Veer un nünzig woehr et Joehr,
Do nohmen sei Cöln en förwoehr,
Kaum wohren se drei Woche her,
Do hatten sei Geld, un meer Papeer.

Doh han meer auch der Dag erläv,
Dat meer dat Geld niet Pap gekläv;
De ganz' Armee, de log em Feld,
Un hat nix als papeere Geld.

Wer hatt dat Geld dann ausgedach?
'N Nazion vun Lumpe gemaach,
Se ging domet wohl üvver der Rhein
Die schönste Klöpp die brachten se heim.

Scharschant, Major un Kapetain
De quomen en Cöln ohn Schohe herein,
De Offezeer un General
Hatten kei Geld dazumal.

Dä eine grön, dä andern gries,
Dä drette gähl, dä veete wies,

Dä fünfte bloh, dä sechste ruth,
O Hemmel helf uns uus der Nuth. etc.

Aus den ältesten Zeiten hatten sich noch lange eine Reihe von Festen heidnischer Abstammung erhalten, aber die meisten derselben sind nun verschwunden; nur der Carneval hat sich in seinem alten Glanze erhalten und sich von Cöln auch über die Nachbarstädte verbreitet. Seine Formen haben sich im Laufe der Zeit geändert, der geistige Kern ist geblieben. Früher begnügte man sich wohl mit Lokalscherzen und traditionellen Wiederholungen und es kam nicht viel darauf an, wie sich die Tollheit gestaltete. Ein Hauptvergnügen war es, am Ende der tollen Zeit den Carneval zu begraben. Man verfertigte zu diesem Zwecke eine große Puppe, die von Alt und Jung zur Begräbnisstätte geführt und auf dem Wege mit Hülfe eines ausgespannten Tuches häufig in die Höhe geschneelt wurde.



Begräbnis des Carnevals.

Heute muß Alles prächtig und glänzend sein. Die einfachen alten Gebräuche genügen nicht mehr, sie gewähren nicht genug Vergnügen. Die närrischen Sitzungen mit ihren Vorträgen, die Bälle und Versammlungen nehmen eine lange Reihe von Wochen in Anspruch, und zum Schluß erklettert man in den drei letzten Tagen den Gipfelpunkt der Narrheit, besonders durch den großen Maskenzug, der in der Regel eine Menge von Fremden herbeizieht. Keine andere Stadt kann Cöln in der Narrheit die Palme streitig machen.

5 Von Cöln bis Düsseldorf

5.1 Der Centralbahnhof



Im Centralbahnhofe zu Cöln, wo alle in dieser Stadt ankommenden Eisenbahnzüge einlaufen, herrscht stets das bunteste Menschengedränge. Fortwährend füllen sich die Restaurationsräume mit Reisenden aus allen Richtungen der Windrose. Engländer, Franzosen, Russen, Deutsche, Amerikaner, Holländer, Spanier etc. lassen sich in dem Warte- oder Speisesaale nieder, um den knurrenden Magen und die dürstende Kehle zu befriedigen. Kellner fliegen hin und her, die Wünsche eines Jeden entgegenzunehmen und auf großen und kleinen Schüsseln die Speisen herbeischleppend, Wein, Bier, Cognak, Fleischbrühe, Cigarren umhertragend.

Jeden Augenblick öffnen sich die Thüren und neue Reisende treten ein. Hier treffen sich zwei Freunde wieder, die sich seit Jahren nicht mehr gesehen haben, dort giebt eine wohlmeinende Mutter dem abreisenden Sohne noch gute Rathschläge, hier harret der Lohnbediente auf sein Trinkgeld. Vom Perron aus erscheint der Ausrufer und schreit den Zug, der eben abfahren soll und die bedeutendsten Stationsorte in den Saal hinein. Bonn, Remagen, Coblenz, Mainz etc. Es ist ein eintöniger, stets sich gleich bleibender Ruf, den er in seinem Leben schon viele tausendmale ausgestoßen hat, und der bei den Anwesenden sehr verschiedene Wirkung hervorruft. Diejenigen, welche diese Route nicht fahren, horchen kurz auf und kehren sich nicht weiter daran. Unter denjenigen, die es angeht, unterscheidet man sofort die routinirten Reisenden und die Neulinge. Die letztern gerathen in eine hastige, aufgeregte Bewegung, raffen Schirm, Stock und Reisetasche zusammen, thun noch rasch einen Schluck aus dem Glase und stürzen von dannen, als ob die Welt in Brand stehe, während die erstern ruhig sitzen bleiben, mit einem überlegenen Lächeln

den Hastigen nachschauen und sich dann gemüthlich erheben oder des zweiten Rufes harren.

Begeben wir uns auf den Perron, so befinden wir uns in einem bunten Menschengewimmel von Kommenden und Gehenden. Die Einen streben dem Wartsaale zu, die Andern den verschiedenen Zügen. Jeden Augenblick stürzt Jemand auf den rothbemühten Inspektor, auf den Portier oder einen andern Beamten zu und fragt Dieses und Jenes. Bei aller Bereitwilligkeit, dem Publikum zu dienen, ist es doch fast eine übermenschliche Aufgabe, alle Fragen zu beantworten.

Durch das Gedränge von Menschen eilt jetzt noch Einer mit seinem Handkoffer daher. In der Angst, den Zug zu verspäten, schiebt er Alles auf Seite, wird aber nun plötzlich aufgehalten. Die Gepäckschieber kommen ihm mit ihren hochbeladenen Wagen in die Quere. „Vorsicht, Vorsicht“, rufen sie, und er ist verurtheilt, zu bleiben, in- deß ihm der Zug vor der Nase abfährt. Er tobt und schreit und droht, die Direction zu verklagen, aber man lächelt nur und sagt ihm, er hätte einige Minuten früher kommen sollen.

Für uns ist es indessen ebenfalls Zeit geworden. Wir setzen uns in den Zug der Cöln-Mindener Bahn, der bald nachher langsam abdampft und uns Zeit läßt, noch einmal einen Blick auf den Domchor und den unterhalb der Terrasse stehenden heiligen Petrus zu thun.

„Alaf Cöln“, sagen wir im Stillen und fahren dem Gitterwerk der Brücke entgegen.

5.2 Die Eisenbahnbrücke

Das erste, was uns in die Augen fällt, ist die Reiterstatue Friedrich Wilhelm IV. Auf hohem Postamente steht das mächtige Roß, auf dem mit wallendem Federbusche der Herrscher sitzt und im Begriffe scheint, in das Oppidum Ubiorum einzureiten, Während auf der Deutzer Seite der Kaiser Wilhelm I., als ob er siegreich von den gallischen Gefilden heimkehrte, sein Roß dem Osten zuwendet. Die erste Statue ist von Bläser, die zweite von Drake.

Am 6. Juni 1855 geschah der erste Spatenstich zur Brücke, der Nachfolgerin der constantinischen, und König Friedrich Wilhelm IV. legte am 3. Oktober dieses Jahres den Grundstein zu dem Riesenbau, den der Regierungsbaurath Lohse leitete und in vier Jahren vollendete, so daß am 3. Oktober 1859 in Gegenwart des Prinzregenten, jetzigen Kaisers, die Einweihung stattfinden

konnte.

Die massiven steinernen Pfeiler, auf denen die Brücke ruht, sind tief in das Flußbett gesenkt und nach Süden spitz zulaufend construiert, so daß sie zugleich als Träger der ungeheuern Eisenlast und als Eisbrecher dienen. Es ist eigentlich eine Doppelbrücke; die nördliche für Wagen und Fußgänger ist siebenundzwanzig Fuß breit, sie hat an beiden Seiten erhöhte Trottoirs für die zu Fuße Wandelnden, in der Mitte ist die Bahn für Wagen und Pferde, Karren und Reiter. Die nördliche Seite, durch Gitterwerk von der erstern abgespannt, dient dem Eisenbahnverkehr. Beide Brücken sind mit Thürmen flankirt, bestimmt, das mächtige Eisengitterwerk zu tragen, welches sie wie riesige Vogelbauer oben und an den Seiten einfaßt. Das Gewicht des Eisens beträgt zehn Millionen Pfund und hat eineinhalb Millionen Thaler gekostet. Die Brücke liegt zweiundfünfeinhalb Fuß über dem Nullpunkte des Cölner Pegels, eine stattliche Höhe, von der man einen prachtvollen Blick über den Rhein, die Stadt und das Gebirge hat. Die Schiffe können aber doch nicht mit aufrechten Masten darunter her fahren; deßhalb hat an allen eine Vorrichtung zum Niederlegen derselben angebracht werden müssen. Selbst die Dampfschiffe müssen die Schornsteine in ihrem obern Theile kappen. Der ganze Bau hat ungefähr vier Millionen Thaler gekostet, aber das angelegte Kapital rentirt sich durch die zu entrichtenden Gebühren, denn Niemand kann die Brücke drauf oder drunter ohne einen Zoll Passiren. Für die Eisenbahnreisenden findet ein erheblicher Zuschlag auf das Billet statt.

5.3 Deutz

10,590 Einwohner und 1480 Mann Militair. Schön gelegene Gasthöfe: Prinz Carl, Marienbildchen. Bahnhöfe: Cöln-Mindener, Neigisch-Märkischer. Abteikirche. Pfarrkirche. Artillerie-Werkstätte, Kavallerie-Kaserne. Festungswerke. Evangelische Kirche.

Von Deutz aus hat man einen prächtigen Anblick über den Rhein, die imposante Frontseite von Cöln, die Eisenbahn- und die Schiffbrücke. Für die Cölner ist Deutz ein beliebter Spaziergang, denn in den Vorgärten der am Rheine gelegenen Gasthöfe finden häufig Militärkonzerte statt, wo sich die schöne Welt zusammenfindet. Auch für den Fremden ist es höchst ergötzlich, bei schönem Wetter hier den Klängen der Musik zu lauschen, die schöne Aussicht zu genießen und den ankommenden und abfahrenden Schiffen nachzusehen.

Die Stadt hat nicht viel Bemerkenswerthes, aber eine alte Geschichte, von der wir hier in Kürze die Hauptpunkte wiedergeben wollen.

Die Römer, welche auf der rechten Rheinseite einen schmalen Landstrich besetzt hielten, um

gegen die Ueberfälle der Germanen gesichert zu sein, hatten hier ein festes Kastell, das Castrum Diventium; doch ist es gewiß, daß schon vor den Römerzeiten hier eine blühende Cultur existirte. Die Ubier nahmen den Landstrich vom Ausflusse der Lahn bis an die Wupper ein und hatten daselbst nicht allein feste Wohnsitze, sondern auch Städte, in denen Handel und Gewerbe schon damals blühten. Die Sigambrier, welche an sie angrenzten und den ganzen Landstrich bis zur Lippe einnahmen, waren allerdings unstäter, aber sie werden sich ebenfalls dem Einflusse der seßhaften Ubier nicht haben entziehen können. Es geht auch eine alte Sage, Deutz sei früher größer gewesen, als Cöln. Daß es schon früh eine hervorragende Bedeutung hatte, geht aus dem Umstande hervor, daß es dem spätern Gau den Namen gab. Einige wollen behaupten, es sei eine alte germanische Cultstätte gewesen, wo Teut verehrt wurde. Ja, man geht sogar so weit, zu behaupten, hier sei eine der ersten Urstätten der Kelten und Germanen gewesen, die sich später zu einer großen Stadt erweiterte. Einem Kenner der keltischen Sprache und des cölner Dialectes würde es am Ende nicht schwer fallen, zu untersuchen, ob in beiden so viel Verwandtschaft liegt, daß die Annahme, die Ubier seien ein von den Germanen befehdelter Culturstaat der Kelten gewesen, gerechtfertigt erschiene.

Geschichtliche Aufzeichnungen reichen indessen nicht so weit hinauf und wir müssen uns mit den Nachrichten begnügen, die wir von den Römern und den spätern deutschen Schriftstellern besitzen.

Den Römern war hier eine Befestigung nöthig, weil sie von den rechtsrheinischen Germanenstämmen stets behelligt wurden, besonders nachdem die Ubier auf das andere Ufer übergesiedelt waren. Ob sich diese Feste lange erhalten, wissen wir nicht; es scheint aber kaum, denn die Germanen machten an dieser Stelle stets Angriffe auf Cöln.

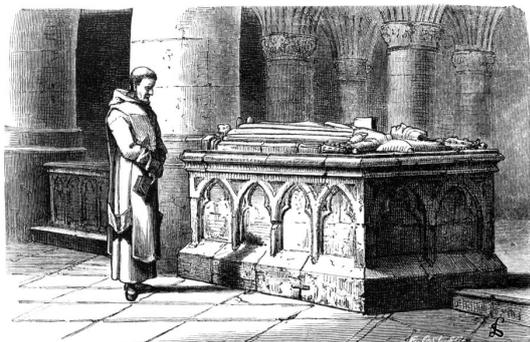
Später, als die Franken fortwährend gegen das wankende Römerreich anstürmten, erbaute Constantin der Große (gegen 310) an der Stelle, wo jetzt die Eisenbahnbrücke liegt, eine kolossale Steinbrücke über den Rhein, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregte. Zum Schutze derselben mußte er in Deutz eine Befestigung anlegen,¹ in welcher später ein festes Schloß stand, welches noch von Karl dem Großen stärker befestigt wurde und das ihm auf seinen Zügen gegen die Sachsen zum Stützpunkte diente. Schon damals war in dem Castrum ein fränkischer Herrnhof und für die Bewohner desselben eine Pfarrkirche vorhanden.

Es scheint, daß der Erzstuhl von Cöln schon früh hier ein Anrecht besaß. Wir hören es schon

¹ E. Smeddinck in den Annalen d. h. V. f. d. N. 1. Heft, Seite 47.

von dem Erzbischofe Bruno, der die constantinische Brücke abbrach. Der nachmalige Erzbischof, der heilige Heribert, ließ im Jahre 1002 die Scheunen und Ställe niederreißen, um an ihrer Stelle ein Kloster und eine Kirche zu errichten. Beide waren schon im folgenden Jahre vollendet und wurden eingeweiht, aber der Bau war allzurast fertig geworden. Eines Morgens, als die Brüder kaum die Kirche verlassen hatten, stürzte sie zusammen. Auf Befehl Heribert's wurde dieselbe von Neuem und dauerhafter aufgeführt. Diesmal ging man mit größerer Vorsicht zu Werke, grub tiefe Fundamente und gebrauchte gutes Material. 1019 war sie fertig; Heribert selbst weihte sie ein und bewahrte ihr sein ganzes Leben lang eine große Vorliebe, wählte sie sogar zu seiner Begräbnißstätte.

Der treffliche Kirchenfürst hatte viel Ungemach zu erleiden, dazu eine schwere und blutige Zeit durchzumachen, aber er ertrug Alles mit der größten Geduld und erlebte noch den Triumph, daß seine Feinde und Widersacher verstummen mußten. Im Jahre 1021 fühlte er, daß sein Ende herannahte; da wollte er noch einmal die heiligen Orte seiner Diözese besuchen, aber zu Neuß wurde er kränker und von heftigen Fieberschauern ergriffen. Er ließ deßhalb den Abt Helias von St. Martin aus Cöln kommen und empfing von ihm die heiligen Sakramente. Dann ließ er sich zu Schiffe nach Cöln bringen. Nachdem er in der Domkirche gebetet und noch eine Ermahnung an die Umstehenden gerichtet hatte, wurde er in seinen Palast getragen. Auf dem Sterbebette verschenkte er alle seine Güter und starb am 16. März 1021. Seinem Wunsche gemäß wurde er in der Abteikirche zu Deutz vor dem Hochaltar begraben. Sein heiliger Lebenswandel zog eine Menge Verehrer zu seinem Sarge, an dem sich viele Wunder ereignet haben sollen. Fünfzig Jahre später wurde er vom Papste Gregor VII. heilig gesprochen.



Bald nach seinem Tode ließ der Abt Rudolf die Abteikirche mit schönen Wandgemälden ausschmücken. 1128 brach ein großer Brand aus, der die Gebäulichkeiten des Castrum vernichtete und die Abtei beschädigte, die Kirche aber verschonte.

Schon früher, als nach dem unrühmlichen Aus-

gange der Karolinger die Grafen und Dynasten aufkamen, streckten die Grafen von Berg die Hände nach Deutz aus; sie wurden Schirmherren des Klosters und der Stadt, welche in dem ihnen zugehörigen Deutzgau lag. Lange Zeit blieb der Ort ein Zankapfel zwischen Cöln und den Grafen von Berg. Brand, Raub und Plünderung waren die Folge. In den Streitigkeiten zwischen dem Erzbischofe Friedrich von Saarwerden und der Stadt Cöln nahmen die Deutzer Bürger Partei für den Bischof und büßten dieses Unterfangen mit der Niederreißung der Mauern und Befestigungen und dem Brande ihrer Häuser. Das Heribertmünster blieb verschont, doch wurde es ausgeplündert, die Gebeine des Heiligen dem Grabe entrissen und nach Siegburg geführt, von wo sie 1387 zurückkamen. Bald nachher aber wurden auch Stifts- und Pfarrkirche niedergebrannt. Die Cölner mußten Stadt und Kirchen wieder aufbauen und zwar so, wie es der Schiedsspruch vorge-schrieben.

Deutz ist auch von da ab zu seinem Schaden noch immer in die rheinischen Kriege und Streitigkeiten verwickelt gewesen. Im siebzehnten Jahrhunderte hatte es von den Schweden viel zu leiden. Sie sprengten, nachdem sie mannigfache Excesse ausgeübt, die schöne Urbankirche.

In der Pfarrkirche wird der kunstreiche Reliquienkasten mit den Resten des heiligen Heribert aufbewahrt; er ist mit Emaillen und getriebener Arbeit reich verziert. Die jetzigen Befestigungswerke sind von den Preußen im Jahre 1816 angelegt worden.

Nachdem man den Bahnhof zu Deutz verlassen und die Festungswerke passirt hat, gelangt man auf dem sogenannten Deutzerfelde an die Werkstätten der Cöln-Mindener Eisenbahn und eine Anzahl Fabriken, die der Umgebung eben keinen freundlichen Charakter aufdrücken. Hohe rothe Ziegelmauern, von Ruß und Rauch geschwärzt, lange Fensterreihen ohne alle Zier, hohe rauchende Kamine, dürftige Wäsche, die hier und dort auf Leinen gespannt ist, beladene und unbeladene Waggons, Eisenschienen, schlechte, mit Kohlenasche bestreute Wege, das ist so ziemlich die Physiognomie, die uns entgegengrinst und gähnt. Die Fabrikgebäude mit den hohen Schloten setzen sich noch rechts im Felde fort, reichen bis nach Kalk. Dieser Ort war einst das Wanderziel der Cölner, denn dort konnten sie in idyllischer Einsamkeit des Stadtgeräusches vergessen und einen fröhlichen Nachmittag verleben. Das hat nun aufgehört, denn in und um Kalk tost und rasselt es von Maschinen, und die Schornsteine pusten Rauch und Aschenstaub von sich, als ob sie extra dafür da seien, den Cölnern die Landpartie zu verderben.

Freundlicher ist der Blick auf der linken Seite; dort sieht man hübsche Landhäuser, und jenseits

des Rheines erheben sich die Gebäude des zoologischen Gartens und der Flora. Das Land ist äußerst fruchtbar; alle Arten von Gemüse und Getreide gedeihen vortrefflich und der Schweiß des Arbeiters verwandelt sich in goldene Frucht. Das erklärt leicht die Hartnäckigkeit, mit welcher die Grafen von Berg an diesem Landstriche festhielten und sich lieber den blutigsten Kriegen aussetzten, als daß sie eine Scholle Grundes drangaben.

5.4 Mülheim am Rhein (Kreis)

Ehe wir die Stadt selbst näher in's Auge fassen, wollen wir einen Blick auf die Naturerzeugnisse der Umgegend werfen: Der Boden ist, wie bereits erwähnt, sehr fruchtbar. Im Rheinthale und auf den Hügeln giebt es eine Menge von Naturprodukten, die dem Lande bei dem Fleiße seiner Bewohner einen angenehmen Wohlstand sichern. Die Berge werden von ergiebigen Metalladern durchzogen; reichlich findet man Eisenerz, Kupfer, Blende, Blei, Quecksilber – sogar Silber lagert hier und dort, wenn auch spärlich in den Erzsichten, und im Rheinsande wurde früher einiged Gold gefunden, welches aber die Kosten des Sammelns und der Bearbeitung nicht aufbrachte. An Gestein giebt es Grauwacke in Menge, die zur Ausbesserung der Wege gebraucht werden, auch fehlt es nicht an leicht zu bearbeitendem Randstein für den Hausbau, doch werden hiezu meistens die aus sandigem Lehme gebrannten Ziegelsteine verwendet. Sehr reichhaltig ist in den Hügeln der Kalkstein vertreten, der in Kalköfen gebrannt, dann in Wasser gelöscht und mit Sand vermischet als Mauermörtel verwendet wird. Hin und wieder findet man auch hellen und dunkeln Marmor, und in der Nachbarschaft der Hügel und Gebirge Braunkohle. Waldbäume, die durch Überschwemmungen und Erdrevolutionen umgestürzt und durch nachfolgende Elementarereignisse mit Schlamm, Erde und Sand bedeckt worden sind, liegen jetzt tief im Erdschooße und werden auf bergmännischem Wege an das Licht befördert, um als Feuerungsmaterial verwerthet zu werden. Wie lange sie da unten gelegen, kann nicht bestimmt werden, doch müssen sie in vorhistorischer Zeit umgestürzt und begraben worden sein. An sumpfigen Stellen befinden sich reiche Torflager; an trockenen Thon, Klei, Sand, Quarz, Thonschiefer, Rothstein und Amethyst. Steinkohlen sind nicht vorhanden, wohl aber Kohlschiefer. In den Schichten des Kalksteines giebt es eine Menge von Versteinerungen.

Da die Bodenbeschaffenheit sehr mannichfaltiger Art ist, so giebt es einen ungeheuern Pflanzenreichthum, der den Botanikern eine reiche Ausbeute liefert; seltene Spezies liefern die Sümpfe,

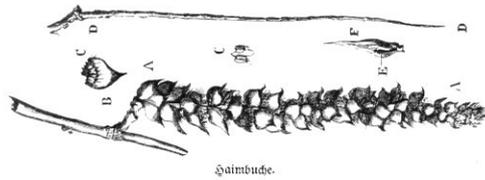
wohlriechende Blumen giebt es in großer Menge, besonders Veilchen und Maiglöckchen, die im Frühlinge in den Städten verkauft werden. Dem Botaniker würde ich sicher einen großen Dienst erweisen, wenn ich die ganze Flora des Kreises hier aufzählen wollte, aber die Liste würde allzulang werden, denn sie müßte nicht weniger als eintausendzweihundert Phanerogamen und achthundert Kryptogamen umfassen. Besonders reich ist die Flora am Strunderbach, wo auch die Sage einen ergiebigen Boden gefunden.



Viele von den wildwachsenden Pflanzen bieten in ihren Knollen, Wurzeln und Blättern gesunde und wohlschmeckende Nahrungsmittel. Dasselbe ist mit einer überraschend großen Anzahl von Schwämmen der Fall, aber man macht weder von den einen, noch von den andern Gebrauch, weil man sie nicht kennt, oder weil es die Gewohnheit nicht mit sich bringt, sie zu verspeisen. Ebenso unbekannt und unbenutzt sind die große Menge der Heilkräuter. Wollte man den Reichtum, der in diesen Kräutern alljährlich verfault, ausgiebig benutzen, so würde sich der Wohlstand rasch heben.

Wir sprechen so viel von der Vortrefflichkeit unserer Schulen, und ich bin weit entfernt, ihnen dieses Prädikat abzustreiten, aber sie könnten noch um Vieles vortrefflicher sein, wenn sie sich die Kenntniß der Heimath auf's Wärmste angelegen sein ließen. Es würde dies ein außerordentlich würdiger und lohnender Stoff sein, der vor dem Schlendrian bewahrte, Liebe zur Heimath und zum Vaterland erzeugte und den Nationalwohlstand vermehrte. Die Ausführung eines solchen Planes würde allerdings eine gediegenere Vorbildung der Lehrer voraussetzen, aber der Staat würde für die Mehrausgabe hundertfach belohnt werden.

Nicht minder reich sind die wildwachsenden Oelpflanzen, die Jahr um Jahr nutzlos verfaulen.



Besser gekannt sind in neuerer Zeit die zahlreichen Arzneipflanzen, weil sie von den Apothekern gesammelt werden, doch werden die vielen Pflanzen, welche Pottasche und Farben liefern, noch immer sehr vernachlässigt. Zu den erstern gehören Sommer- und Wintereiche, Buche, Erle, Adlerfarn, zu den letztern Weide, Färberwau, Rainweide, Färberchamille, Wegdorn, Faulbaum, Ginster, Birke, Erle, Wolfsfuß, Labkraut, Dreidorn u. s. w.



Birke (*Betula alba*).

Zu den in etwa vierzig Arten vorkommenden Gerbepflanzen gehören unter andern Haidekraut, Lungenkraut, Wintergrün, Schlehdorn, Tormentille, Hundsrose, Eberesche u. s. w.

Die Privatwälder sind leider zum größten Theile verschwunden, aber die königlichen Forste werden außerordentlich gut gepflegt und sind je nach dem Boden mit Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Erlen, Eschen, Pappeln und andern Bäumen bestanden. An Brennstoff mangelt es nicht, weil die Erde Braunkohlen in Menge, die Sümpfe Torf liefern.

Das Thierreich hat gegen früher abgenommen; viel sind noch vorhanden, welche großen Schaden anrichten, so die Ackerschnecke, die Erdflöhe, Maikäfer, Borkenkäfer etc. Die große graue Weinbergschnecke, die in Menge vorkommt, wird nicht als Nahrungsmittel benutzt. Krebse sind in allen Bächen vorhanden, Frösche in stehenden

Wässern. Beide machen sich nützlich, indem die erstern ganz, von den letztern die Schenkel in den Städten verkauft werden.

Im Rheine und in den Bächen gedeihen: der Aal, der Barsch, die Barbe, der Karpfen, die Schleie, die Esche, die Briefe, der Lachs, die Maikrele, der Stichling etc.

Die Wälder und waldigen Flußufer sind belebt von der Nachtigall, den verschiedenen Fintenarten, dem Kuckuk, der Bachstelze, dem Schwarzköpfchen, dem Hänfling, der Drossel, der Amsel, der Lerche, der Wachtel, dem Spechte. Wölfe und Bären giebt es nicht mehr, dagegen sonstige jagdbare Thiere aller Art.

Wenn ich das Vorstehende etwas weit ausgeführt habe, so ist es geschehen, weil auch die andern Gegenden, die wir auf dieser Strecke zu bereisen haben, mehr oder minder dieselben Erscheinungen hervorbringen; doch habe ich mich auf das Allernothwendigste beschränkt und Vieles gar nicht erwähnen können.

5.5 Die Stadt Mülheim am Rheine

13.511 Einwohner. Schöne neue katholische Kirche in gothischem Style. Webeschule. Viele Fabriken. Zweigbahn nach Bensberg. Local-Dampfschiff nach dem zoologischen Garten und Cöln.

Mülheim hat in alten, vorrömischen Zeiten, wie so viele andere Orte am Rheine, auf einer Insel gelegen. Wie ich schon früher erwähnt habe, theilte sich der Strom, sobald er in die nieder-rheinische Ebene trat, in viele Arme, die je nach den Umständen ihr Bett verließen und wieder einnahmen. Als aber die Römer Gallien eroberten, erkannten sie schon wegen der Schifffahrt die Nothwendigkeit, das Wasser so viel als möglich in einen einzigen Strom einzuengen. Dieses war auch geboten, weil die rechtsrheinischen Völkerstämme die seichten Arme leicht durchwaten und durchschwimmen und ihnen durch unerwarteten Angriff gefährlich werden konnten.

Im bergischen Lande wird in einem alten Kindermärchen erzählt, es seien einst neun Riesen in's Land gekommen, um den Rhein auszugraben. Mit ihren großen Schaufeln fuhren sie in das Wasser hinein, vertieften den Strom und häuften die ausgehobene Erde am Rande auf, wodurch sich die flachen Ufer erhöhten. Oberhalb Königswinter waren sie mit ihrer Arbeit fertig und klopfen dort die Schaufeln ab, wodurch das Siebengebirge entstand. Wenn man sich die naive Vorstellungsweise des Volkes vergegenwärtigt, so paßt die obige Sage ganz zu einer Stromcorrection, die den Urbewohnern noch eine unbekannte Sache war.

Daß dieser Landstrich schon vor den Römern bewohnt war, ist nicht zu bezweifeln; wir wissen

es von ihnen selbst. Man darf sogar als sicher annehmen, daß schon die Kelten hier ihre Wohnsitze hatten und nach ihnen, lange bevor die Römer kamen, die Germanen. Die Höhen oder Hardten, welche die ältesten Flußarme begleiten, sind die Friedhöfe unserer heidnischen Vorfahren. Ich habe das schon bei Düsseldorf erwähnt und füge hier hinzu, daß der Rhein unsern Vorfahren ein heiliger Strom war, wie der Ganges den Indiern. Deßhalb ließen sie sich auf den alten Rheinufern, den Höhenzügen, welche von der Sieg bis zur Ruhr gingen, vorzugsweise gerne begraben. So war es auch in der Nähe von Mülheim.

Cäsar erzählt von der großen, volkreichen Ubiertadt, ohne die Stelle anzugeben, wo sie stand. Der Lage gemäß könnte man auf Deutz oder Mülheim schließen, letzteres aber hat die Sage für sich, Mülheim sei eine große Stadt gewesen, als Cöln nur ein unbedeutendes Fischerdorf war. „Groß-Mülheim, Klein-Cöln“ heißt es noch jetzt im Munde des Volkes, und im Jahre 1612 wurden unter der Erde sehr alte Mauerwerke aufgefunden, welche man damals für Grundmauern der alten Ubiertadt hielt.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die den Ubiern feindlich gesinnten Volksstämme die alte Ubiertadt Mülheim, sobald die Bewohner sich auf das andere Rheinufer begeben hatten, von Grund aus zerstörten, denn sie liebten die Städte im Allgemeinen nicht, und an einer so feindlich gesinnten ließen sie ohne Frage ihre Rache ganz besonders aus. Allerdings läßt sich annehmen, und es ist auch erwiesen, daß sie an diesem Orte stets auf der Lauer lagen und jede günstige Gelegenheit benutzten, um in das Gebiet der linksrheinischen Ubiertadt und Römer einzufallen.

Mülheim verschwindet für lange Zeit aus der Geschichte, aber es hörte darum doch nicht auf, zu existiren, sondern blieb wohl immer ein Wachtposten der Deutschen, bis die Franken die Römerherrschaft zertrümmerten und in Cöln ein selbstständiges Reich gründeten. Der Frankenkönig Siegebert, der zu Cöln residirte, herrschte zu beiden Seiten des Rheines und hatte also auch Mülheim unter seiner Botmäßigkeit. Die Eifersucht zwischen den beiden Städten hörte also auf. Siegebert wurde bei Mülheim im Buchenforste, wovon noch Buchheim den Namen hat, auf Anstiften Chlodwig's von seinem eigenen Sohne erschlagen. Unter den Frankenkönigen wird Mülheim sich allmählich wieder erhoben haben, aber zu einer größern Blüthe gelangte es doch erst, als die Grafen von Berg Herren des Deutzergaues wurden. Diese lagen in beständiger Fehde mit Cöln; deßhalb begünstigten sie Mülheim, wo es nur immer anging. So wuchs Mülheim heran, und der Graf Adolf VIII. von Berg ließ es um gegen Cöln ein Gegengewicht zu haben, im Jahre 1355 mit Mauern und Gräben umge-

ben; aber in den ewigen Streitigkeiten mit Cöln wurden seine Mauern wieder abgebrochen und seine Gräben ausgefüllt. Adolf von Berg baute sie wieder auf und verlieh dem Dorfe im Jahre 1322 Stadtrechte. Später mußten die Festungswerke wieder geschleift werden, und da die offene Stadt allen Feinden preisgegeben war, so sanken Einwohnerzahl und Wohlstand wieder tief herab. Einfälle von jenseits, Brand und Plünderung beschleunigten den raschen Verfall.

In der Folge kam die Stadt aber wieder in die Höhe, weil sie von ihrem Landesherrn viele Privilegien erhalten hatte. Leider wurde es sehr häufig in immerwährenden Kriegen verwüstet und konnte nicht wieder auf seine frühere Höhe kommen. In den spanischen Kriegen wurde es abermals zerstört, hatte auch häufig durch Wasser und Eis zu leiden und im Jahre 1614 wurde es von den Spaniern sozusagen vernichtet. Die Mauern wurden abgebrochen, die Kirchen mit Pulver gesprengt, die schönsten Häuser niedergehauen, die Scheunen, Ställe und Magazine verbrannt. Nun hätte man sagen sollen, es sei für immer vernichtet, aber durch die aus Cöln vertriebenen Protestanten wurde es bald wieder groß und angesehen, bis die Schweden es abermals verwüsteten. Die Franzosen thaten später dasselbe in empörender Weise, und die Stadt wurde erst von ihren Drangsalen befreit, als Preußen die Herrschaft antrat. Jetzt blühten wieder Handel und Gewerbe und die Stadt nahm rasch an Einwohnern zu. Im Jahre 1841 hatte sie derselben viertausenddreihundert, heute drei-zehntausendfünfhundert.

Fabrikirt werden dort Sammt und Seide, Tuch, Casemir, Baumwollenzeuge, Seife, Bier u. s. w. In der Neuzeit haben die Fabriken noch stärker zugenommen.

Von bedeutenden Männern, die in Mülheim geboren wurden, nenne ich Adam Adami, geboren 1607. Er war ein gelehrter Benediktinermönch und einer der bedeutendsten Publizisten des siebzehnten Jahrhunderts. 1642 wurde er Prior der Abtei Murrhard im Württembergischen. Ihm wurde die Ehre zu Theil, bei den Unterhandlungen des westfälischen Friedens thätig zu sein. Er starb am 1. März 1663 als Weihbischof von Hildesheim und hinterließ ein vortreffliches Werk: „Geheimnisse des westfälischen Friedens“.

5.6 Ausflüge

Von Mülheim aus lassen sich einige interessante Ausflüge machen. Links, in nicht weiter Entfernung liegt am Rheine das dem Grafen von Fürstenberg zugehörige Schloss Stammheim, in welchem sich eine bedeutende Kupferstichsammlung befindet, die der Graf mit grosser Liberalität den Reisenden öffnet.

Rechts führt der Weg nach Dünwald und Bensberg.



Dünwald, so genannt, weil es in dem Walde an der Dün liegt, ist sehr alt. Es hatte früher ein Prämonstratenserkloster, welches im Jahre 1117 gestiftet wurde. Nach der Aufhebung lag es lange leer und wurde später in eine chemische Fabrik verwandelt. Anfangs war das Kloster von Mönchen, dann von Nonnen bewohnt. Im Jahre 1190 brannten es die Böhmen nieder, aber der Graf von Berg baute es wieder auf. Im Jahre 1250, als der Graf Adolf von Berg die Cölner besiegt hatte, schenkte er demselben eine Fruchtrente. Im dreizehnten Jahrhundert hatten nur adeliche Stiftsdamen Zutritt in demselben. 1795 legte sich der französische republikanische General Lefèbre hinein und verheerte von hier aus die Gegend durch Sengen und Brennen. Seine Plünderungen und Gewaltthaten leben noch im Andenken der Bewohner. 1803 traten es die Bayern an Frankreich ab, und Napoleon schenkte es seinem Finanzminister Agar, der es dem Bankier Schaafhausen in Cöln für siebenhunderttausend Francs verkaufte. Um das Kloster herum baute sich das Dorf an.

Folgt man von hier aus der Dün, so gelangt man auf romantischem Wege nach Altenberg, wo der wiedererstandene bergische Dom uns einen bedeutenden Abschnitt mittelalterlicher Dynastengeschichte in's Gedächtniss zurückruft. Die Schirmvoigte der cölnischen Kirche, deren ich schon bei Deutz Erwähnung that, hatten hier auf dem Berge ein Schloss, von dem sie sich die Grafen von Berg nannten. 1150 besaßen die Brüder Adolf und Eberhard dieses Schloss gemeinsam. Adolf war vom Wirbel bis zur Zehenspitze ein kriegerischer Held und überall dabei, wo es galt, Lorbeeren zu verdienen; Eberhard aber war ein frommes, beschauliches Gemüth und befasste sich gerne mit dem Studium heiliger Schriften. Im Jahre 1126 begab es sich, dass Adolf mit dem Herzoge Wallram von Limburg gegen Lothringen zu Felde lag. Sein Bruder führte ihm die tapfern

Berger zu Hülfe, und es kam zu Thaldorf in der Nähe des Klosters Morimund an der Grenze der Champagne zu einer blutigen Schlacht. Die Bergischen waren siegreich, aber Eberhard wurde von einer feindlichen Streitaxt verwundet und blieb auf dem Schlachtfelde liegen. Als er wieder zu sich kam und die vielen Leichen sah, wurde er so erschüttert, dass er sich vornahm, von nun an ein Leben der Busse und des Gebetes zu führen und allem irdischen Glanze zu entsagen.

Seine Rüstung und sein ritterliches Geschmeide gegen die Kleidung eines Knechtes vertauschend, wurde er von mitleidigen Bauersleuten gepflegt. Als er genesen war, trat er bei dem Pächter des Klosters Morimund als Schweinehirt in Dienst und führte in dieser niedrigen Stellung ein Leben voller Demuth, Entsagung und Gebet. Sieben Jahre blieb er Schweinehirt; unterdessen liess sein Bruder ihn in allen Landen suchen und beweinte ihn zuletzt als todt. Da traf es sich, dass Lehnsleute Adolfs ihn fanden und erkannten. Die Mähr, dass ein hochgeborner Graf so lange die niedrigsten Knechtsdienste verrichtet hatte, gelangte rasch zu den Ohren des Abtes von Morimund, und dieser beredete ihn, in den Convent seines Klosters einzutreten.

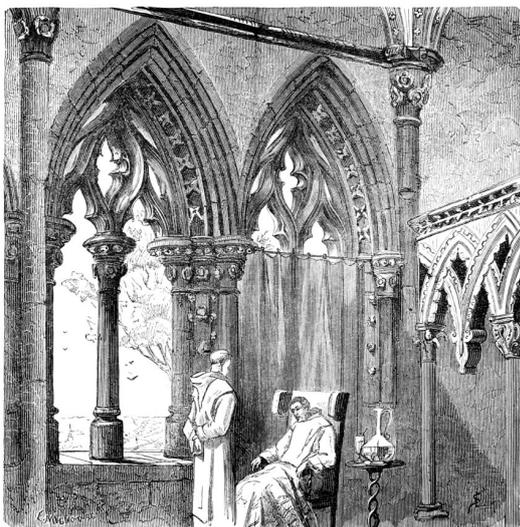
Als Adolf von seinen Leuten die Wundermähr vernahm, eilte er, seinen Bruder auf die väterliche Burg zurückzuführen; aber alles Zureden half nicht. Da schenkte ihm Adolf die väterliche Burg nebst Wäldern, Wiesen und Aeckern, damit er dort ein Kloster einrichte. Im Jahre 1133 zog Eberhard im weissen Cisterziensergewande ein und lebte als schlichter Mönch unter den mitgebrachten Brüdern. Adolf wurde von dem Beispiele seines Bruders so tief ergriffen, dass er demselben folgte, die Regierung des Landes an seine Söhne abtrat, Helm und Schwert auf den Altar niederlegte und ebenfalls das Mönchsgewand nahm. Gemeinsam führten sie in brüderlicher Liebe ein gottseliges Leben, bis Eberhard am 15. Mai 1152 in den Armen seines Bruders verschied.

Auf dem Sterbebette sagte er Adolf voraus, dass er ihm bald folgen werde, aber er würde ihm vor seinem Hinscheiden ein Zeichen schicken, eine weisse Rose, die er auf seinem Chorsitze finden werde. Die Rose wählte er, weil sie das Wappen der Grafen von Berg war. Eines Tages fand Adolf die Rose wirklich. Gottselig verschied er und wurde mit Eberhard in demselben Grabe zur Ruhe bestattet. Die Rose erschien jedesmal, wenn ein Mönch aus dem Leben scheiden sollte, bis die Reihe einst einen jungen Klosterbruder traf, der noch gerne länger leben wollte. Unvermerkt schob er sie seinem Nachbarn hin. Da wurde die Rose blutroth und erschien seitdem nicht wieder.

Am Morgen nach Adolf's Beerdigung fand man sein Grab eingesunken und beider Leichen in demselben Gewölbe. Ueber demselben hatten sich

zwei Lilienstengel zu einer einzigen Blüthe vereinigt. So dauerte die Bruderliebe bis über das Grab hinaus. Beide wurden später als Heilige verehrt.

Noch zu Lebzeiten der beiden Brüder waren die Geschenke an das Kloster so reichlich geflossen, dass man dazu übergehen konnte, den steilen, unbequemen Berg zu verlassen und ein Kloster mit prachtvoller Kirche an der Dünbrücke zu errichten.



In der Folge wurde die Abtei eine der reichsten im ganzen Lande, und da die Kirche im Jahre 1222 von einem Erdbeben stark gelitten hatte, so entschloss man sich zu einem Neubau und legte hier einen überaus prächtigen Landesdom an, in dem die Angehörigen des Hauses Berg ihre letzte Ruhestätte fanden. So wurde der bergische Dom zu einem Fürstenmausoleum, in dem noch heute die Gebeine der Landesherrn ruhen, wie die Denkmale mit ihren Inschriften beweisen.

Es würde zu weit führen, hier all' der wichtigen Ereignisse und der hervorragenden Männer von Altenberg, sowie der vielen lieblichen Sagen zu gedenken, welche sich an Kirche und Kloster heften.

In der französischen Revolution verlor das Kloster alle linksrheinischen Güter und wurde von den Republikanern hart gebrandschatzt. Am 4. Juni 1803 wurde es von der bayerischen Regierung aufgehoben und als Staatseigentum erklärt. Damit hatte die Anstalt, die Tausenden von Menschen zum Segen geworden war, ein Ende.

Während der Franzosenherrschaft wurden die herrlichen Kunstschätze verschleppt und verschleudert. Im Dormiter der Abtei wurde eine Farbstofffabrik angelegt, worin in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1815 Feuer ausbrach, welches drei Tage lang wüthete und die Prachthallen, die kaum ihres Gleichen fanden, in einen Schutthaufen verwandelte. Die Kirche blieb nur im In-

nern unbeschädigt. Der dachlose Dom ging immer mehr der Zerstörung entgegen und beträchtliche Theile stürzten ein.

Da endlich hatte man ein Einssehen, der König von Preussen, die Edeln des Landes und die Gemeinden wirkten zusammen und so wurde wenigstens die Kirche wieder aufgebaut. Am 22. September 1847 wurde sie in Gegenwart des Königs von Preussen und seines Gefolges durch eine Festkantate eingeübt, bei der auch der Verfasser mitwirkte.

5.7 Bensberg

Wie man glaubt, soll in Bensberg ein Römerkastell zum Schutze der rechtsrheinischen römischen Ansiedlungen gestanden haben. Gewiss ist, dass unter den Frankenkönigen hier eine Burg stand, auf welcher ein über den Wild- und Waldbann gestellter Beamter wohnte. Dieser Bann setzte sich aus dem Frankenforste, dem Königsforste und dem Buchforste zusammen. Wahrscheinlich wurde die Burg unter den Ottonen von Raubrittern bewohnt, denn es heisst, dass sie damals ein Raubnest gewesen und zerstört worden sei. Später gelangte sie in den Besitz der Grafen von Berg, welche ihre Burgmänner dort hatten. Sie hielten hier ihre grossen Familienfeste und hatten oft längere Zeit daselbst ihren Wohnsitz. Prächtig auf der Höhe gelegen, gewährte sie einen weiten Ausblick auf das Land.

An den Mauern dieser Burg fanden die Böhmen, welche in dem Thronstreite zwischen Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben die Rheingegenden verwüsteten, ihren Untergang. Der Bergvoigt Kurt von Arloff schlug sie vollständig aufs Haupt.

Von hier aus zog Graf Adolf mit dem Barte 1217 zum Kreuzzuge. Als der Erzbischof Engelbert der Heilige im Jahre 1225 vom Grafen Heinrich von Isenburg ermordet worden war, wurde sie von den Cölnern zerstört. Heinrich von Berg baute sie wieder auf, und seine Nachfolger hatten hier oft achthundert Reiter nebst vielen Fussgängern, die den Cölnern häufig gefährlich wurden. 1225 kehrten hier viele deutsche Fürsten, welche bei der Grundsteinlegung des Altenberger Münsters zugegen gewesen waren, bei dem Grafen Adolf als Gäste ein. Im Jahre 1279 war Kaiser Rudolf von Habsburg als Gast auf Bensberg.

Man könnte fast Jahr um Jahr nachweisen, dass die Grafen und spätern Herzöge von Berg häufig ihren Sommeraufenthalt hier wählten oder sich wegen der Jagd daselbst aufhielten, aber es würde ein langes, interesseloses Register werden. 1593 und 1594 wohnte hier die bekannte Herzogin Jacobe von Baden. Nach dem Tode ihres blödsinnigen Gemahls kam es in den Besitz Brandenburgs.

Der Churfürst Johann Wilhelm (1690-1716) liess das alte Schloss abbrechen und einen wahrhaft königlichen Bau an die Stelle setzen.



Edelhirsch.

Unter Johann Wilhelm nahm das Wild im Königsforste so überhand, dass die Bauern Tag und Nacht auf der Wache stehen mussten, damit Hirsche, Rehe und Wildschweine ihnen die Ernte nicht verderben. Des Churfürsten Lust war die Jagd, und die Bauern mussten es büßen. Dadurch wurde der Jagdfrevel allgemein und es kam so weit, dass die Bauern und die Waldhüter sich förmliche Schlachten lieferten. Karl Theodor, der seine Residenz von Düsseldorf nach München verlegt hatte, half endlich der berechtigten Klage ab und gab den Befehl, den ganzen Wildstand niederzuschliessen. Bloss von Hirschen sollen viertausend Stück erlegt worden sein.



Wildschwein.

1793 hatten die Kaiserlichen im neuen Schlosse ein Lazareth, in welchem nicht weniger als sechstausend Soldaten verschieden, die auf dem sogenannten kaiserlichen Kirchhofe begraben wurden. Viele sollen halblebend verscharrt worden sein,

und es geht die Sage, eine Mutter habe ihren Sohn lebendig in der Grube gefunden und mit sich fortgenommen; unter ihrer Pflege sei er dann wieder gesundet. 1795 liessen sich hier die Franzosen nieder und hausten wild und grausam. In dem Bensberger Jünglinge Ferdinand Stacker erstand ihnen ein Rächer. Er machte als ein gewaltiger Held den ganzen Freiheitskrieg mit und wurde wegen seiner Tapferkeit zum Reichsfreiherrn von Weyerhof ernannt. 1824 starb er als kaiserlicher Kabinettsrath in Mähren.

Das Städtchen Bensberg lebt jetzt in Ruhe und Frieden und nährt sich vom Ackerbau und Klein-
gewerbe.

Kehren wir nach diesem Ausfluge wieder auf die Eisenbahn zurück, so gelangen wir zunächst nach Station Küppersteg. Von hier aus kann man den Ausflug nach Altenberg ebenfalls unternehmen. In der Nähe befinden sich Opladen, Neukirchen, Burtscheid. Ein Spaziergang in dieser Richtung ist äußerst lohnend, denn die Gegend bietet eine große Abwechslung. Opladen an der Wupper, die Grenze des Ubiergebietes, hat eine historische Vergangenheit. In seinem Namen klingen die Ubi-er wieder. Im Mittelalter hatte es ein Rittergericht und später wurden die Landtage des bergischen Landes so lange dort abgehalten, bis sie nach Düsseldorf verlegt wurden. Der Ort, sowie die ganze Gegend ist sehr industriell; Ackerbau, Viehzucht und Fabriken bringen einen gediegenen Wohlstand.

Der Flecken Neukirchen liegt auf einem Vorgebirge und gewährt prächtige Aussichten in weite Entfernung. Das Rheinthal von Düsseldorf, Neuß mit der hochragenden Quirinuskirche, Cöln und der Rhein bis zum Siebengebirge liegen vor den Blicken des Beschauers. Ueber dem Rheine tritt uns das Vorgebirge entgegen und die Abtei, jetzt Strafanstalt Brauweiler, leuchtet weiß schimmernd herüber, während mehr südlich die Kuppen der Eifelberge sich erheben und links das Schloß Bensberg sich im Gebirge aufthürmt. – In den Wäldern und an den Feldrändern findet man häufig den Spindelstrauch, den die Bauern mit dem Namen „Pfaffenmützchen“ belegen, weil die Frucht, deren Samen (g) in einer gelbrothen Umhüllung liegen, Aehnlichkeit mit einem Priesterbarret haben.

Von Kuppersteg aus passirt man links das Dorf Bürriq, dessen Einwohner sich von Ackerbau und kleinem Holzhandel ernähren, dann folgt rechts das Schloßchen, Reuschenberg, wo der Schriftsteller Karl Heinrich Gabriel von Mylius im Jahre 1803 geboren wurde. Hier geht die Bahn über die Wupper. Etwas weiter und von der Bahn weiter entfernt liegt das Dorf Reusrath, durch seine gute Obstbaumzucht bekannt. Es hat zwei Kirchen und vielbesuchte Jahrmärkte. Die Station Langenfeld, die man jetzt erreicht, hat wenig Be-



Spindelstrauch.

merkwürdiges. Eine Stunde davon entfernt liegt am Rheine Monheim, ein alter, blühender Ort, der viel Handel treibt. Es wird schon im zwölften Jahrhundert erwähnt und der Edeln von Monheim gedacht. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war es eine befestigte Freiheit. Wie bereits erwähnt, wurde der Erzbischof Siegfried von Westerburg nach der Schlacht von Worringen in der dortigen Kirche bewacht und mußte die Nacht in derselben verbleiben, bis er nach der Neuburg abgeführt wurde.

Benrath, ein Dorf mit einem schönen königlichen Schlosse, war ehemals ein Dynastensitz; auch das Dorf ist ältern Datums. Im Jahre 1677 stiftete hier Philipp Wilhelm, der in Düsseldorf wohnende Herzog von Jülich-Cleve-Berg, ein Nonnenkloster, welches später aufgehoben wurde. Das Dorf treibt Ackerbau, hat eine Dampfmühlmühle und andere Fabriken. Das jetzige Schloß ließ der Churfürst Karl Theodor in den Jahren von 1756-1760 für seine Gemahlin Elisabeth erbauen. Vor demselben liegt ein großer Teich. Das Schloß besteht aus einem Mittelbau mit hoher schöner Treppe und zwei Seitenflügeln und macht einen imposanten und angenehmen Eindruck. Mehrere Säle haben Decken im Roccostyle. Es ist im Innern zierlich, aber zu klein für einen großen Hofhalt. Dagegen ist der Park sehr ausgedehnt und hat schöne, große Bäume. In den Teichen sind viele Goldfische und Schildkröten.

Als Joachim Murat das Großherzogthum Berg inne hatte, residirte er (1805) in diesem Schlosse. Später nahm Prinz Friedrich hier zuweilen seinen Wohnsitz, sowie auch die preußischen Könige, wenn sie sich längere Zeit hier aufhielten. In der Neuzeit wurde es einige Jahre von dem Erbprin-

zen von Hohenzollern bewohnt, der aber jetzt den Jägerhof zu Düsseldorf zu seiner Residenz hat. Die Düsseldorfer machen gern einen Ausflug nach Benrath, um die schönen Gartenanlagen zu sehen.

Rechts von Benrath sieht man in einiger Entfernung Schloß Eller, welches seit vielen Jahren von der verwittweten Prinzessin Friedrich von Preußen bewohnt wird. Das Schloß ist von schönen Waldungen umgeben, an dessen Wassergräben sich der Schachtelhalm zu einer seltenen Größe entwickelt. Im Schatten der Bäume findet man häufig den Seidelbast. Das Dorf treibt Ackerbau und wird viel von Düsseldorf aus besucht, besonders das schöne Gartenlokal von Richarz. Das Haus Ellner ist älter als Düsseldorf, und die Dynasten von Eller gehörten zu dem hervorragendsten Adel des Landes, die bei den Haupthandlungen der Grafen von Berg gewöhnlich zugegen waren. Sie scheinen mit den Grafen auf dem besten Fuße gelebt zu haben und waren Kampfgenossen sowohl in der Heimath, als auch in Palästina. Ueberall waren sie dabei, wenn der Landesherr Kirchen stiftete oder ausstattete. Aus ihrer Schloßkapelle ging die Pfarrkirche hervor. Sie hatten das Grafenamt über die Waldmark zwischen Gerresheim, Flingern und Bilk und übten die Jagd aus bis an den Rhein, also auch an der Stelle, wo jetzt Düsseldorf steht.

Nach kurzer Zeit erreicht man, an großen Fabrikgebäuden vorüber, Düsseldorf!

6 Von Düsseldorf bis Oberhausen



Zunächst wollen wir uns mit der Linie Düsseldorf-Oberhausen befassen. Man benutzt die Cöln-Mindener-Bahn (Eingang zum Bahnhofe auf der Friedrichsstraße). Bei der Abfahrt durchschneidet man das Häusergewirr von Düsseldorf, Oberbilk, Geisten und Pempelfort, ein Terrain, welches mit jedem Jahre stärker bebaut und in nicht allzulanger Zeit ganz von der Stadt eingenommen sein wird. Hier ist ein weiter Kranz von Fabriken angelegt, die zum Theile bedeutende Ausdehnung haben. Nachdem man die Düsseldorf-Elberfelder Landstraße überschritten hat, sieht man in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde rechts die bewaldeten Hügel des Grafenberges, wohin an schönen Tagen die Düsseldorfer schaarenweise wandern, um in den prächtigen Laub- und Nadelholzwäldern bei Kaffee, Wein und Bier einen angenehmen Nachmittag zu verbringen. Jeden Augenblick rollen Equipagen dorthin. Der Wald und die dahinter liegenden Höhen verdienen in der That einen Besuch. Hinter demselben auf der Höhe liegt das Wasserreservoir der Düsseldorfer Wasserleitung, ganz in der Nähe die neue, gebäudereiche Provinzial-Irrenanstalt, dahinter die alte Stadt Gerresheim, von der wir später sprechen werden. Nur der erste Punkt ist von der Bahn aus sichtbar, die beiden andern sind durch die Hardt und die Bäume verdeckt.

Rechts im Felde liegt der neu angelegte zoologische Garten, der sich eines regen Besuches erfreut; dahinter die Rettungsanstalt Düsselthal. Früher bestand hier ein Trappistenkloster, welches vom Hofe zum Speck hierher übersiedelt war, weshalb die Bewohner des Klosters im Munde des Volkes Speckermönche genannt wurden. Der Orden war außerordentlich strenge, ihre Zeit vom frühen Morgen bis in die Nacht der Arbeit und dem Gebete gewidmet. Hier hatte sich eine eigenthümliche Industrie entwickelt. Die Mönche verfertigten nämlich aus Papiermaché Schnupftabaksdosen, die mit Silber und Perlmutter einge-

legt waren und die wegen der schönen, saubern Arbeit weit und breit einen großen Ruf erlangten. Bei der Aufhebung der geistlichen Genossenschaften ging das Kloster mit seinen bedeutenden Liegenschaften in den Besitz des Staates über. Später gründete hier der Graf Adalbert von der Recke-Volmarstein eine Erziehungsanstalt für verwaiste und verwahrloste Kinder, die noch besteht und mit der jetzt auch an der Zoppenbrücke ein Schullehrer-Vorbereitungsseminar verbunden ist.

Dahinter, auf den Höhen des Grafenberges, liegt die Fahnenburg, wo der Schriftsteller Fahne sein Tusculum aufgeschlagen hat. Höher im Walde das romantisch gelegene Haus Roland, welches aber dem Auge durch den Baumschlag verborgen ist.

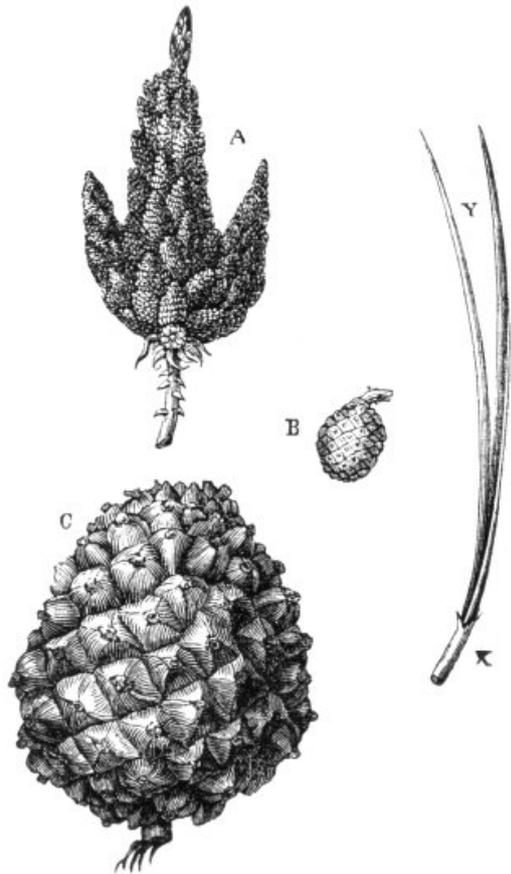
Links fahren wir an dem Dorfe Derendorf mit seiner dreithürmigen Kirche vorüber. Die Bewohner nähren sich von Ackerbau und Gartenzucht. Ihre Blumen und Gemüse setzen sie täglich auf dem Markte zu Düsseldorf ab. Oestlich liegt das Dorf Mörsenbroich, hinter welchem die Fortsetzung des Grafenberges der Aaperwald heißt. Früher war der ganze Bergrücken kahl, aber durch die Fürsorge der Regierung ist er jetzt mit Kiefern bestanden.

Die erste Station ist Rath, ein Kirchdorf, welches ein hohes Alter für sich in Anspruch nehmen darf, und wo sich ein fränkischer Königshof befand. Es hatte früher ein Frauenkloster von der dritten Regel des heiligen Franziskus und in der neuesten Zeit eine Erziehungsanstalt unter der Leitung der Schwestern vom heiligen Kreuz, welche aber jüngst den Kirchengesetzen hat weichen müssen.

In der Nähe, im Walde das Haus Hain, wo vor wenigen Jahren durch den Architekten Rinklake ein Karthäuserkloster begonnen wurde, welches aber nicht vollendet wird. Die Bahn führt jetzt durch einen schönen Wald, rechts Lintorf und Ratingen liegen lassend, zur Station Calcum.

Von der Station bis zum Dorfe Calcum hat man noch etwa eine halbe Stunde zu wandern. Das Dorf ist alt, noch älter aber das Schloß, jetzt Eigenthum des Fürsten Hatzfeld. Die Edelen von Calcum kommen schon im dreizehnten Jahrhundert vor u. haben sich in ritterlichen Kämpfen häufig rühmlich hervorgethan. In geringer Entfernung, etwa eine Viertelstunde, fließt der Rhein, woran das früher genannte Kaiserswerth liegt.

Zwischen den Stationen Calcum und Großenbaum zeigt sich rechts in einiger Entfernung von



Die Kiefer. A. Zweig mit männlicher Blüthe auf der Spitze. B. Rothe weibliche Kätzchen. C. Zapfen. X. Y. Nadel.

der Bahn Angermund an dem Fließchen Anger, welches sich bei Angerorth in den Rhein ergießt. In frühern Zeiten ging bei Angermund ein Arm des Rheines vorüber, in welchen sich dort die Anger ergoß, woher der Name des Städtchens.. Es war eine Freiheit mit Landrecht und besaß ein Schloß, dessen Ueberbleibsel die Kellnerei heißen, und wo jetzt die Oberförsterei ist.

Die Churfürsten besaßen hier eine Wildbahn und in den benachbarten Forsten gab es eine Menge wild herumlaufender Pferde, die beim Fange auf den Hof der Kellnerei getrieben wurden. Das Städtchen, welches sich jetzt fast ausschließlich vom Ackerbau ernährt, wird in der Landesgeschichte viel genannt, und hier wurde die Dienerschaft der unglücklichen Herzogin Jacobe von Baden eingesperrt, als man in Düsseldorf den Prozeß gegen sie einleitete. In Angermund wurde Tobias Magirus, Professor der Physik zu Frankfurt a. d. O., † 1652, geboren.

Links im Walde liegt das dem Reichsgrafen von Spee zugehörige und von ihm bewohnte Schloß Heltorf, von dem noch lebenden Maler, Professor Mücke zu Düsseldorf, mit schönen Fresken ausgeschmückt. Etwas weiter Großwinkelhausen, dessen Adelsgeschlecht schon 1288 vorkommt. In der Umgegend findet man mehrere Bauernhöfe, die

einst Rittergüter waren und sich wahrscheinlich wegen der alten Königshöfe zu Rath und Kaiserswerth hier angesiedelt hatten.



Die Roßkastanie.

Die Station Großenbaum bringt nicht viel Bemerkenswerthes, aber wir erreichen jetzt die weitgedehnten Aecker, auf denen sich einst der große Duisburger Wald ausdehnte. Der Wald ist jetzt zum größten Theile verschwunden, nur hier und dort zeigt sich noch ein kleiner Rest, in welchem die weißen Blüthen der Roßkastanie wie schimmernde Kronleuchter himmelan streben. In einer Entfernung von fünfundzwanzig Kilometern haben wir links

6.1 Duisburg

31.000 Einwohner. Rheinisch-westfälische Pastoratsgehülfen-Anstalt. Rettungsanstalt für verwaiste Kinder. Salvatorkirche. Viele Fabriken.

Die Stadt ist in mächtigem Aufschwunge begriffen; überall, wohin man schaut, steigen hohe rauchende Fabrikschlote in die Luft. Hauptsächlich werden fabrizirt: Eisen, Baumwollstoffe, Tuch, Leder, Strumpfwaren, Tabak, Seife, Zucker etc.

Die Stadt Duisburg darf ein sehr hohes Alter für sich in Anspruch nehmen, denn sie soll schon vor den Römern bestanden haben. Zur Zeit, als diese sich Galliens bemächtigt hatten und stets Einfälle auf das rechte Rheinufer machten, soll hier ein befestigtes Lager der Deutschen gestanden haben, welches von den Römern zu verschiedenenmalen angegriffen wurde. Die Lage war allerdings zu einem Lager wohl geeignet, denn der

Ort lag damals auf einer sanften Anhöhe un- mittelbar am Rhein und an der Ruhmündung. Landwärts war es von einem dichten Walde ge- deckt. Später nahmen die Römer Besitz davon und nannten es Castrum Deusonis, weil die Teu- tonen hier gelegen hatten. Wann es von den Deut- schen wieder in Besitz genommen wurde, ist un- gewiß, doch scheint es um 382 wieder in ihren Händen gewesen zu sein, denn damals gingen die Römer zu Neuß¹ über den Rhein, um die Franken in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Diese hat- ten sich in ihre Wälder zurückgezogen und lie- ßen die Römer zwei Tagemärsche weit vordrin- gen. Auf diesem Zuge verbrannten die Römer al- le Hütten der Franken und drangen immer tiefer in die Waldung, bis sie sich nicht mehr zurecht- zufinden wußten und rathlos umherirrten. (Duis- burg ist von Neuß zwar keine zwei Tagereisen weit entfernt, aber mit Brandlegen und Umherirren ging viel Zeit verloren). Am Morgen nach einer ängstlich durchwachten Nacht kamen sie an hohe Zäune, die sie an weiterm Vordringen hinderten. Da brachen sie in die an die Waldungen anstoßen- den sumpfigen Anger, wo sie erst von Einzelnen, dann von Vielen angegriffen wurden. Die Franken stellten sich auf Baumstämme und schossen von diesen herab ihre Pfeile auf die im Sumpfe Wa- tenden und Reitenden. Sie suchten sich nun auf das Feld zu retten, aber hier konnten sie im nas- sen Lehm Boden nicht vorwärts und begaben sich wieder in den Wald, wo sie gänzlich aufgegeben wurden.

Um das Jahr 431 nahm der Frankenkönig Chlo- dio Besitz von dem Orte, der jetzt Dispargum hieß. Er befestigte sich und verlegte den Sitz sei- nes Reiches hierher. Dann sandte er von hier aus seine Kundschafter auf das jenseitige Rheinufer, setzte mit seinen Mannen über den Rhein und drang in wildem Siegeszuge bis nach Cambrai. Von jener Zeit an blieb Duisburg Krongut der fränkischen Könige.²

Wahrscheinlich wurde schon unter Pipin hier die erste kirchliche Anlage gemacht, aus der später die Salvatorkirche entstand. Im Jahre 884 kamen die Normanen mit vielen Schiffen nach Duisburg, überfielen dasselbe und setzten sich für eine Zeitlang hier fest.

Durch Urkunden kann es nachgewiesen werden, daß die deutschen Kaiser sich häufig in dem al- ten Palaste aufhielten. Daraus geht hervor, daß es in Duisburg wie in Kaiserswerth zum mindesten einen Wirthschaftshof gegeben habe, in welchem das zahlreiche Gefolge und die Beamten Unter- kommen fanden. Wahrscheinlich hat es aber auch schon damals andere Wohnungen hier gegeben. Ein Zoll und eine Münze brachten den Ort in Flor und 1145 fehlte es bereits an Wohnungen. Kaiser

¹ Löhner Seite 23.

² Lacomblet Archiv III. Band, Seite 11.

Konrad III. gestattete deßhalb, daß um den Pa- last und den königlichen Hof (auf der Burg) ge- baut werden dürfe. Schon 1021 soll es ein bedeu- tender Handelsplatz gewesen sein und noch früher die Duisburger mit ihren Schiffen zum Kaufen und Verkaufen den ganzen Rhein befahren ha- ben. In den Jahren von 1153-1156 wurde eine Johanniter-Ordenskirche erbaut. Im dreizehnten Jahrhunderte ging es mit dem Glanze der Stadt bergab. Sie wanderte als Pfand aus einer Hand in die andere und hörte damit auf, wie bisher eine freie Reichsstadt zu sein. Da sie ihren Ver- pflichtungen gegen den Hansabund in Folge ihrer Uebergabe an Cleve nicht nachkommen konnte, so wurde sie im Jahre 1349 von derselben ausge- schlossen, 1406 aber, nachdem sie tausend Reiter gestellt hatte, wieder aufgenommen. 1433 schlug der Herzog Adolf von Berg bei dieser Stadt die Clever und Markaner.

Im Jahre 1538 wurde durch Imand Orzen zu- erst die lutherische Lehre gepredigt, doch niste- ten sich auch die Wiedertäufer ein und richteten hier wie in andern Städten des Niederrheins viel Unheil an. Flüchtlinge aus London, die wegen ih- res Glaubens das Land hatten verlassen müssen, siedelten sich hier an, wie sie in Wesel gethan, und verstärkten das protestantische Element. Der Wohlstand hob sich wieder, aber als im Jahre 1614 die Stadt von den Spaniern eingenommen wurde, hörten Handel und Schifffahrt auf, wo- zu freilich auch die Veränderung des Rheinlaufes beitrug. Der Strom hatte sich nämlich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. 1672-79 brachten die Franzosen, später der siebenjährige Krieg viel Unheil.



Fabrikarbeiter beim Bier.

Der große Churfürst hatte 1652 hier eine Uni- versität gestiftet, die aber 1811 wieder aufgeho- ben wurde. Seit 1831 hat man die Entfernung des Rheines dadurch unschädlich zu machen gesucht, daß man die Stadt durch einen Kanal mit dem Strome verband. Seitdem hat sich der Handel be- deutend gehoben und der Wohlstand ist sehr er- heblich gestiegen. Die Bevölkerung besteht zu ei-

nem großen Theile aus Fabrikarbeitern, die sich in den Glanzjahren der Industrie einem verschwenderischen Genusse hingaben und noch jetzt von dem kommenden goldenen Zeitalter träumen, in welchem der Arbeiter obenan steht, Socialdemokratische Führer erhalten die Armen sträflicher Weise in dieser thörichten Verblendung.

Duisburg hat einige hervorragende Männer hervorgebracht: Johann Tylcius (1579), welcher eine Geschichte der Stadt in lateinischen Versen verfaßte; Peter von Duisburg (im vierzehnten Jahrhundert Ordenspriester), welcher eine Geschichte von Preußen schrieb. Peter von Saarn († 1735 zu Mörs), theologischer und philosophischer Schriftsteller. Hier lebte auch der bekannte Astronom und Geograph Gerhard Mercator, dessen Projection noch in jedem Atlas vorkommt. 1550 kam seine Horizontalprojection zuerst heraus. Kaiser Karl V. achtete ihn sehr hoch und mit ihm die gelehrte Welt. Er starb 1594. In der jüngsten Zeit hat man ihm auf dem Burgplatze ein Denkmal errichtet.

Ruhrort liegt, ungefähr dreiviertel Stunden von der Bahn entfernt, an der Mündung der Ruhr in den Rhein. Es lohnt sich der Mühe, dort hinzugehen, um die Schiffsbauwerften und die großartigen Etablissements der Gesellschaft Phönix zu sehen. Die Stadt betreibt außerdem bedeutenden Steinkohlenhandel und hat viele Fabriken. Der Hafen ist stets mit Schiffen gefüllt und faßt deren vierhundert. Er ist der größte Flußhafen in Deutschland. Auf der Ruhr werden aber auch im Jahre durchschnittlich fünfundzwanzig Millionen Centner Steinkohlen hierherbefördert. Eine Menge von Schiffen, die an sechzehn Schleppdampfer angehängt werden, transportiren diese schwarzen Diamanten unaufhörlich rheinauf- und abwärts. Ruhrort allein besitzt vierhundert Schiffe, die sich zum größten Theile mit diesem Transporte beschäftigen.

Im Hafen steht eine Granitsäule zu Ehren des Mannes, der sich um die Ruhrschiffahrt ein so hohes Verdienst erworben, des im Jahre 1844 verstorbenen Oberpräsidenten von Westfalen, Ludwig von Vincke.

Hier befindet sich auch die Trajectanstalt, vermittelt welcher die beladenen Eisenbahnwaggons mit Gütern und Passagieren von der Höhe des Ufers auf ein mit Eisenschienen versehenes Trajectdampfschiff herabgelassen werden. Es ist also gleichsam eine fahrende Brücke, welche beim Uebersetzen über den Rhein das Umladen erspart.

Oberhausen liegt an einem Eisenbahnknotenpunkte, wo fünf Hauptlinien zusammentreffen. Der Verkehr ist ein außerordentlicher, denn täglich kommen und gehen hundertfünfzig Züge. Dem Reisenden, der hier auf eine andere Bahnstrecke übergehen muß, also auch denen, die zur holländischen Grenze wollen, ist große Vorsicht

anzurathen, damit sie nicht in einen falschen Zug einsteigen. Ehe die erste Eisenbahn hier vorüberführte, bestand die ganze Umgebung nur aus einer großen Haide, der sogenannten Lipperhaide, mit einem den Grafen von Westerholt-Gisenberg zugehörigen Schlosse. Verfasser ist sehr häufig über diese unfruchtbare Haide gekommen, die den Eigenthümern nur eine Last war. Da man dieselbe für gänzlich unculturfähig hielt und nichts auf derselben gezogen wurde, so war sie den Bauern noch für die geringen Steuern viel zu theuer, und für ein paar Thaler konnte man weite Strecken des unfruchtbaren Landes kaufen. Nicht selten geschah es, daß die Bauern im Wirthshause um einen Morgen Haide Karten spielten und sich nicht im mindesten alterirt fühlten, wenn sie verloren.

Das hat sich aber nun plötzlich geändert. Unter unsern Augen ist wie durch einen Zauberschlag eine Stadt von zwölftausend Einwohnern entstanden, und auf der sonst so öden Haide sind jetzt großartige industrielle Werke angelegt. Den Morgen Haide, der früher gar keinen Werth hatte, bezahlt man jetzt häufig mit dreitausend Thalern. „Wer's gewußt hätte,“ sagen die Bauern, „der konnte hier ein zehnfacher Millionär werden.“

Überall dampfen jetzt riesige Kamine. Links vom Bahnhofe die umfangreichen Bauten der Gallmeiwerke Vieille Montagne; hinter dem Bahnhofe die großartigen Eisenwerke von Jacobi, Haniel und Huysen, in deren Hoch-, Puddlingsöfen und Walzwerken durchschnittlich eintausendsechshundert Menschen beschäftigt sind. Was der Boden auf seiner Oberfläche nicht geben wollte, dafür hat er in seinem Schooße tausendfach entschädigt. Dicht am Bahnhofe liegt die Zeche Concordia, die aus ihren Schächten jährlich über drei Millionen Centner Steinkohlen fördert. Die Wasserhaltungsmaschine hat achthundert Pferdekräfte. Der Transport der Kohlen aus den Stollen zu den Schächten wird auf Eisenschienen durch Ponys besorgt, die lange Reihen von Kohlenwagen hinter sich herziehen.

Um den Bahnhof herum liegen viele Hüttenwerke, in denen es beständig prasselt und braust, hämmert und schnarrt.

Der Anblick dieser neuen Stadt ist aber keineswegs lieblich und angenehm, denn überall sieht man nur dampfende Schloten, geschwärzte Mauern, Schlackenhaufen und von Rauch und Arbeit geschwärzte Menschen.

Das Gewühl am Bahnhofe ist besonders Sonntags so groß, daß man Mühe hat, sich zurechtzufinden.

Die Bahn führt von Oberhausen durch eine sehr gewerb- und industriereiche Gegend über die Emscher nach der Station Sterkerade, wo die Herren Jacobi, Haniel und Huysen bedeutende Eisenwerke haben, in denen schon 1841

siebzigttausend Centner Eisenstein jährlich verarbeitet wurden. Seitdem aber sind die Werke sehr erheblich ausgedehnt worden, und die Gute-Hoffnungshütte ist nun ebenso bedeutend, wie die Werke in Oberhausen. Die neue katholische Kirche ist ein hübscher Ziegelbau in romanischem Styl.

Hinter Sterkerade beginnt die Gegend wieder öde und unfruchtbar zu werden; Haide- und Weideland wechseln mit Kiefernwaldungen ab, die Dörfer sind weniger zahlreich, die Häuser liegen mehr einzeln und zerstreut und schon kommt man in die Region der Windmühlen hinein. Rechts liegt Hiesfeld, ein Dorf, in welchem hübsche Thonsachen zu Häuserverzierungen verfertigt werden. Dann folgt die Station Dinslaken, ein gewerbreiches Städtchen mit einer katholischen und einer evangelischen Kirche. Ackerbau, Viehzucht, Strumpf-, Mützen-, Hut- und Leinenmanufacturen, Gerbereien und bedeutende Viehmärkte haben demselben einen tüchtigen Wohlstand verschafft. Früher wohnte hier ein Dynastengeschlecht, dem die Grafschaft Dinslaken zugehörte, welche aber durch Heirath schon im Jahre 1220 an den Grafen Diederich V. von Cleve kam. Der Ort wurde in diesem Jahre zur Stadt erhoben.

Der blinde Dichter Constantin Möllmann ist hier geboren.

Auf der Spellerer Haide hinter Dinslaken steht ein colossaler Löwe als Kriegerdenkmal, welches im Jahre 1874 die Weseler Feldartillerie ihren im Kriege von 1870 bis 1871 gefallenen Kameraden errichtete. Einen schönern Platz auf dieser öden Haide hätte das Denkmal kaum erhalten können. Hier sind wir schon in das Gebiet eingetreten, wo die Römer häufig einfielen, um die Bewohner der Lippe zu bekämpfen. Ueber die Lippe gelangt man jetzt nach Wesel, dessen wir schon früher gedacht haben.

Die Reise wird von hier ab ziemlich interesselos. Anfangs ist der Boden noch fruchtbar, aber nach und nach geht er in Sandstrecken über, auf denen sich fast nur Gestrüpp und Kiefernwaldungen erheben. Damit nimmt natürlich auch die Bevölkerung mehr ab. Die ganze Gegend nimmt schon einen niederländischen Charakter an. Wir befinden uns bald in dem Gebiete, welches die Römer besetzten und befestigten, damit die diesseits wohnenden Deutschen nicht ungehindert in das linksrheinische Gebiet einfallen konnten. Die ganze Strecke war in jener Zeit von Sümpfen durchzogen und es lagen nur zerstreute Hütten umher, die von den Römern niedergeworfen oder niedergebrannt wurden. Die deutschen Bewohner zogen sich tiefer in das Innere der Wälder zurück und überließen bis zu gelegenen Zeiten den Landstrich ihren Feinden, welche denselben durch ziemlich weit auseinanderstehende Wachtthürme mit Besatzungen sicherten und



den Landstrich benutzten, um ihre Heerden auf demselben weiden zu lassen. Auch jetzt sind noch nicht alle Sumpfstellen urbar gemacht. An niedrigen Oertlichkeiten giebt es noch Sümpfe, in denen der Sumpfporst gedeiht, und wo die Brombeeren wild wuchern. An der Station Emmerich vorüber gelangen wir zum Eltenberge und zur Station Elten, deutscher Grenzort, der früher am Rheine lag, jetzt aber dreiviertel Stunden von demselben entfernt ist. Die Stiftskirche der ehemaligen Abtei Elten, in holländisch-gothischem Style erbaut, mit einem hohen Thurme, ist sehenswerth.

Auf dem vorspringenden Hügel des Eltenberges erbaute Drusus ein Kastell, um bei seinen Kriegszügen gegen die Germanen einen festen Stützpunkt zu haben. Wie bereits erwähnt, ging der Rhein hier dicht vorüber und schloß die batavische Insel ab, auf der seine Legionen stationirt waren. Hier hatte er auch seinen Hafen, worin die Kriegsschiffe lagen, mit denen er zur Bezwingung der Deutschen den Rhein und das Meer befuhr. Von jenem Kastell sind zu verschiedenen Zeiten Steine aufgefunden worden; der bedeutendste Ueberrest aber ist der auf dem Berge liegende allbekannte Drususbrunnen, der eine Tiefe von zweihundertzehn Fuß hat.

Auf dem entgegengesetzten Ende des Hügel liegt die Hochwarte des Monserland, eine fünfzig Fuß hohe, künstlich aufgeworfene Sandkuppe, die in Römerzeiten mit Wällen und Gräben



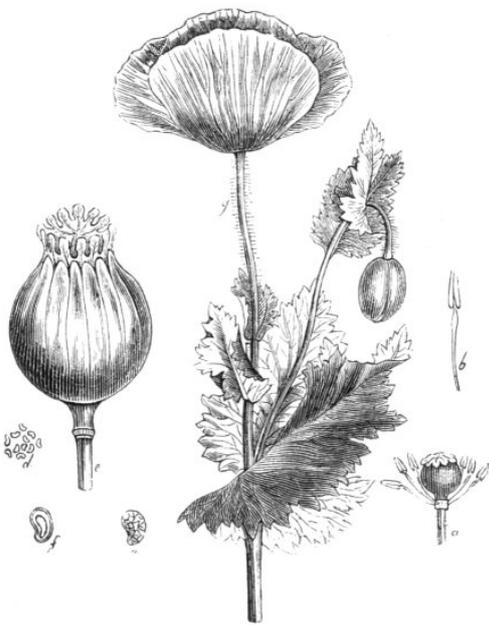
befestigt war, auf ihrer Spitze einen Beobachtungsturm trug und ebenfalls einen tiefen Brunnen hatte. Er war der erste dieser Thürme in der Richtung vom Eltenberge nach Mehr, die zur Bewachung des mehr- genannten freien Landstriches dienten. Von den Befestigungen ist nichts mehr vorhanden und selbst der Brunnen zugeschüttet.

Als die Römer von den Franken verjagt waren, siedelten sich diese durch ganz Gallien an und auch das römische Kastell auf dem Eltenberge erhielt seine Bewohner. Wer die ersten gewesen, läßt sich nicht mehr ermitteln, doch ist es wahrscheinlich, daß das zum Theil ruinirte Bauwerk ein fränkischer Königshof wurde und von diesen an die nachmaligen Kaiser überging, wenigstens finden wir, daß letztere sich zeitweilig dort aufhielten. Im Jahre 944 wohnte Kaiser Otto der Große daselbst. Nach dieser Zeit muß es in Privatbesitz übergegangen sein, denn zwanzig Jahre später errichtete Graf Wichmann auf dem Eltenberge ein adeliges Fräuleinstift, welches bis auf unsere Zeit bestanden hat.³ Man erzählt sich, daß auf dieser Kuppe zu verschiedenen Zeiten bedeutende Schätze gefunden worden seien; doch weiß man nichts Näheres davon, weil die Finder dieselben verheimlichten.

³ Dr. Jakob Schneider, Neue Beiträge, Seite 10.

7 Von Cöln nach Nymwegen

Nachdem man den Centralbahnhof verlassen hat, fährt man noch eine Zeitlang an unschönen Hinterhäusern Cölns vorüber und gelangt mit der rheinischen Bahn bald nach Nippes, früher ein ganz unbedeutendes Oertchen, ein Spaziergang für die Cölner. Seitdem aber die rheinische Eisenbahn hier ihre großartigen Werkstätten angelegt hat, ist das Dorf rasch gewachsen und zu einer Vorstadt von Cöln geworden. Die wachsende Einwohnerzahl macht viel neue Häuser nöthig; es herrscht deßhalb in Nippes große Bauthätigkeit.



Als Arbeitercolonie weist es nichts Bemerkenswerthes auf. Auch die ganze Gegend, welche wir bis zur holländischen Grenze zu durchlaufen haben, bietet nichts Hervorragendes. Sie ist ganz eben, fast ohne Wald. Rechts, und links von der Bahn sieht man wohl angebaute Ackerfelder, die meist in Folge von Erbtheilungen in kleinere Parzellen zerlegt sind. Die Landleute sind recht fleißig; beständig sieht man sie mit Acker, Pflug und Egge beschäftigt. Korn, Weizen, Hafer, Buchweizen, Gerste, Kartoffeln, Klee, Rüben, Möhren, Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, Reps etc. gedeihen in allen Feldern. Im Sommer sind die Korn- und Weizenfelder oft glühend roth von der Menge des Mohns, welcher zwischen den Halmen steht. In den Gärten wachsen alle in diesen Gegenden gebräuchlichen Küchenkräuter.

In der Erntezeit ging es früher munter zu. Die Schnitter und Garbenbinderinnen zogen früh Morgens in das Feld und kehrten erst am Abend

zurück. Zur Mittagsstunde schickte die Hausfrau in Körben eine bessere und reichlichere Mahlzeit, als es in den übrigen Jahreszeiten Mode war. Es gehörte stets ein Eierkuchen dazu, den man Kregelbrod nannte. Kregel heißt so viel als munter; der kräftige Eierkuchen sollte sie also munter und kräftig zur Arbeit erhalten. Der letzte Wagen mit Garben wurde bekränzt, und die eine oder andere Schnitterin setzte sich hoch hinauf. Am nächsten Sonntage pflegte dann das Erntefest stattzufinden, bei dem Tanz, Scherz und Kurzweil, Essen und Trinken eine große Rolle spielten. Auf den großen Gütern, die jetzt meistens verschwunden sind, nahm auch die Gutsherrschaft Antheil an diesen Festen, und der Lehrer des Dorfes studirte die Jugend zu Liedern und Vorträgen ein.

Seitdem die Bodenzerstückelung eingetreten und die Dampfplüge, die Säe-, Schneide-, Dresch- und Reinigungs-Maschinen aufgekommen, werden die Arbeiten, von denen jede einzelne früher nach altem Herkommen in echt familiärer Weise besorgt wurde, mehr geschäftsmäßig ausgeführt. Gleich nach dem Mähen des Getreides geschieht auf offenem Felde durch die Maschinen auch das Dreschen und Reinigen. Die Körner kommen sogleich in die Säcke und werden oft sofort zum Verkauf nach der nächsten Stadt verladen. Damit fallen nach und nach die liebgewordenen Gewohnheiten und auch die Erntefeste fort.

Es folgen die Stationen Longerich und Worringen. Worringen, das alte Buruncum der Römer, hat eintausendneuhundert Einwohner, und da es nahe am Rheine gelegen ist, so trieben die Insassen viel Schifffahrt und Fischerei. Spuren von römischen Bauwerken sind noch jetzt vorhanden. Im Jahre 1247, als die Wahl Wilhelm's von Holland zum deutschen Könige bevorstand, veranlaßte Papst Innocenz IV. in dem Schlosse zu Worringen eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten. Der kriegerische Erzbi-

schof Siegfried von Westerburg zu Cöln, der mit den Bürgern dieser Stadt häufig in Fehde lag, ließ das Schloß im Jahre 1284 stark befestigen. Vier Jahre später fiel ganz in der Nähe, auf der Fühlinger Haide, die blutige Schlacht vor, in welcher Graf Adolf von Berg den Erzbischof gefangen nahm. Diese Schlacht ist dem Namen nach allgemein bekannt. Im Einzelnen werde ich sie bei der Chronik von Düsseldorf noch schildern.

Nach der Schlacht wurden Schloß und Festung abgerissen, denn so nahe bei Cöln waren sie eine stets drohende Zwingburg, die nicht länger geduldet werden durfte.

Dormagen, das römische Durnomagus, wo die zweiundzwanzigste Legion stand. Der Ort scheint aber von den Römern schon vorgefunden worden zu sein, denn die Endung *magen* = *magh* ist keltisch und bedeutet Ebene, Feld, wo man Nahrung findet. Sie kommt in mehreren Ortsnamen vor: Remagen, Neumagen etc. Die Stadt hat eintausendachthundert Einwohner, treibt Ackerbau, Viehhandel und andere kleine Handelsgeschäfte.

Es sind noch Spuren von der einstigen Anwesenheit der Römer genug vorhanden. Zu allen Zeiten sind hier Alterthümer in der Erde gefunden worden, und in der Mauer der Michaelskirche befindet sich noch ein römischer Denkstein. Gegenüber auf der andern Rheinseite liegt Monheim.

Links in einiger Entfernung hat man die Ruinen der ehemaligen, im Jahre 1866 abgebrannten Prämonstratenserabtei Knechtsteden. Die Kirche ist glücklicher Weise vom Brande verschont geblieben. Die Abtei wurde 1130 von dem Domdechanten Hugo Grafen von Sponheim gestiftet. In der Nähe liegt das Dorf Nettlesheim, wo der bekannte, 1535 zu Grenoble gestorbene Gelehrte Heinrich Cornelius Agrippa von Nettlesheim geboren wurde. Rechts am Rheine erheben sich die Thürme von Zons, das Sontium der Römer. Der Marktflecken mit seiner alten Burg, auf welcher 1463 der Erzbischof Diedrich von Mors starb, macht wegen seiner Thürme schon von Weitem einen romantischen Eindruck. Es hat eintausendzweihundert Einwohner und nährt sich von Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt. Im Mittelalter wurde es Friedstrom genannt, im Jahre 1291 von Siegfried von Westerburg mit Mauern umgeben und mit einem Schlosse bereichert. Erzbischof Friedrich von Saarwerden befestigte es. Ummauerung und Befestigung waren ein Danaergeschenk, das nur Unheil brachte, denn von jetzt ab war die Stadt bei Kriegen stets feindlichen Angriffen ausgesetzt. 1475 wurde es von Kaiser Friedrich III. erobert und im dreißigjährigen Kriege so oft belagert, daß es in seiner Entwicklung ganz gehemmt wurde und mehr und mehr zurückkam. Zudem war es oft für Schulden seiner Besitzer verpfändet und konnte sich deshalb nicht frei bewegen.

Die Pfarrkirche entstammt dem Jahre 1514.

Von den Festungswerken ist noch der Peters- oder Zollthurm am Norderthor übrig.

Links von der Bahn liegt Nievenheim, im Munde des Volkes Nieveringen genannt. Ich nenne es nur wegen der beiden noch jetzt und gleichzeitig bestehenden Endungen, um mit Hülfe derselben zu zeigen, welchen Veränderungen die Ortsnamen unterlegen haben. Die Silbe *ingen*, welche so häufig vorkommt (*Ratingen*, *Uerdingen*, *Huckingingen*, *Ehingen*), heißt im Altnordischen *Inni* = Haus und Wohnung. Im Englischen ist daraus *inn* = Haus und Gasthaus geworden. Es bedeutet also ein Drinsein, die Heimath, und ist später in *ingen* übergegangen. Ganz dasselbe bedeutet auch *ringen* und *heim*. Ursprünglich hat also der Ort *Niever* = *Inni* geheißen. Die später Eingewanderten, welche den Ort noch vorfanden, die Germanen, änderten die keltische Endung in *ingen* um. Die noch später kommenden Franken waren sich bewußt, daß ihr *heim* und *ingen* dieselbe Bedeutung hatten, deßhalb behielten sie beide bei. Sehr häufig geschah es aber auch, daß man zu dem alten Namen die Übersetzung zufügte, so daß also zwei Namen entstanden, die beide dasselbe hießen, wie *Ungham* = *Ingenheim* (Hamm bei Düsseldorf).

Aus den vorkommenden Ortsnamen würde man die Züge der Kelten, Germanen und Franken nachweisen können. So findet sich z. B. die Ortsendung *ingen* nicht allein auf beiden Ufern des Rheines, sondern auch in andern Gegenden Deutschlands und im Luxemburgischen. *Inn* mit seinen Veränderungen ist jedenfalls am ältesten und gehört der gemeinsamen Mutter der germanischen und romanischen Sprachen an, wie sich durch eine lange Reihe von gleichklingenden Wörtern verschiedener Sprachen für denselben Begriff nachweisen läßt. Ich schließe daraus, daß alle Ortschaften mit *in*, *ingen*, *ung*, *ungen* sehr alt sind. Irrthümer zu vermeiden, muß man allerdings die ältesten Urkunden zu Rathe ziehen und die Namen mit denen der folgenden Daten vergleichen, um zu sehen, welche Veränderungen im Laufe der Zeit Platz gegriffen haben.

Die Bahn fährt an Delrath und Elvecum vorbei zur Station Norf und von da nach Neuß.

7.1 Neuß

Rechts vor Neuß erblickt man einen ansehnlichen rothen Ziegelbau aus neuerer Zeit, ein Alexianerkloster, in dem sich eine Detentionsanstalt für Geisteskranke befindet. Zu Neuß kreuzen sich die rheinische und Aachen-Düsseldorfer Bahn. Die Stadt hat dreizehntausend Einwohner und macht mit ihrer hohen Kirche und den vielen Fabrikthürmen schon von Weitem einen imposanten Eindruck. Wie rasch sie sich in der Neuzeit ent-

wickelt hat, kann man aus dem Umstande schließen, daß sie im Jahre 1841 nur fünftausendneuhundert Einwohner hatte. Schon früher besaß sie Schönfärbereien, Tuchbleichen, Seifensiedereien, Buchdruckereien, Mahl-, Oel-, Walk-, Loh- und Farbmühlen, Wollentuch-, Stärke- und Siamosenfabriken, Wollspinnereien, Frucht-, Kohlen-, Viehhandel und Märkte. Seitdem ein Bahnhof hier vorhanden ist, giebt es noch bedeutendere Fabriken verschiedener Branchen und in den Comptoirs herrscht eine rege Thätigkeit.



Unter den Kirchen ist die Stiftskirche St. Quirin die sehenswertheste und übertrifft alle Kirchen der Nachbarschaft. Im romanisch-rheinischen Style erbaut, wurde sie von Meister Walbero 1209 begonnen und um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vollendet. Im Aeußern und Innern macht sie einen großartigen Eindruck. In den Blenden des Westportals zwei große, 1853 aufgestellte, von Bayerle in Düsseldorf verfertigte Standbilder von Petrus und Paulus. Im Innern Wandgemälde von Ittenbach. Das große Freskobilde, welches der Altmeister deutscher Kunst, Peter von Cornelius, in seinem zwölften Jahre (1806) über dem Hochaltare anfertigte, hat bei der Restauration weichen müssen. Die Glasgemälde sind nach der Zeichnung des zu Düsseldorf gestorbenen Malers Petri, von Baudri gebrannt. An einem Pfeiler hängt ein kleines Gemälde von Lukas Cranach. Unter dem Chor eine Krypta aus dem elften und zwölften Jahrhundert, Rest der früher hier gestandenen Kirche. Auf der Kuppel steht die Colossalfigur des heiligen Quirinus, der, mit Schild und Speer geziert, weit in die Lande schaut. (Man pflegt in der hiesigen Gegend von alten Jungfern zu sagen, sie müßten nach Neuß gehen, um den heiligen Quirinus zu scheuern. Diese Redensart bestand im Mittelalter an vielen Stellen: Alte Jungfrauen mußten Heiligenbilder putzen.)

Das Drusus- oder Oberthor verdient ebenfalls einen Besuch. Hier soll Drusus einen Thurm gebaut haben, auf dem das spätere Thor entstanden. Also ist hier wohl jedenfalls eine der Stellen, wo früher der Rhein vorüberging. Wann sich

derselbe von der Stadt abgewendet, ist nicht bekannt, aber im Mittelalter machten die Bürger vergebliche Anstrengungen, denselben wieder an ihrer Stadt vorbeizuleiten. Es gelang indessen nicht, und sie mußten sich damit begnügen, der Erst einen Kanal an ihrer Stadt vorbeizugraben.

Der Nordkanal, bestimmt, den Rhein mit der Maas zu verbinden, beginnt in dem nahen Grimmlinghausen. Er wurde im Jahre 1806 unter der französischen Regierung begonnen und bis zum Jahre 1811 fortgesetzt, aber niemals vollendet. Ob es sich bei den zahlreichen andern Communicationsmitteln jetzt noch lohnte, den Bau wieder aufzunehmen, können nur Kenner entscheiden. Die Stadt Neuß ist eine der ältesten des Landes. Bevor die Römer an den Rhein kamen, sollen hier die Condrusen und Segnier gewohnt haben. Als aber die Ubier auf die linke Rheinseite übersiedelten, wurden diese beiden Völkerschaften nach Belgien und zwar in die Gegend von Lüttich versetzt; nach Neuß aber kamen Ubier.

Drusus gründete dort in den Jahren von 12-9 v. Chr. Novesium. In kriegerischer Action aber finden wir die römische Besatzung von Neuß erst um das Jahr 69 n. Chr. Nach Nero's Tod gaben die Streitigkeiten um die höchste Gewalt in Rom den Anlaß dazu. Claudius Civilis, von dem wir später noch reden werden, benutzte die Gelegenheit, um einen Aufstand zu erregen. Er rief das ganze Volk der Batavier zu den Waffen; auch die Germanen nahmen Theil an dem Kriege, welcher zwei Jahre lang dauerte und anfangs mit dem Siege der Batavier und der Vertreibung der Legionen aus den rheinischen Standlagern endigte. Später siegten die Römer. Tacitus beschreibt den schimpflichen Abzug sehr anschaulich. Von denen zu Neuß sagte er:

„Die sechzehnte Legion sammt den Hülfsvölkern, die sich zugleich ergeben hatten, wurden von Novesium nach der Trevierercolonie befehligt mit Anberaumung des Tages, an welchem sie das Lager verlassen sollten. Die ganze Zwischenzeit brachten sie unter mannigfaltigen Sorgen zu; die Feigsten voll Zaghaftigkeit ob dem Beispiele der bei Vetera Erschlagenen; der bessere Theil schamroth und voll Schmachgefühl, wohin wohl ihr Weg gehe, wer ihr Führer sei, und wie sie so ganz in derer Gewalt stehen, die sie zu Herren über Leben und Tod gemacht hätten. Andere, unbekümmert um Schande, steckten ihr Geld und ihr liebstes Eigenthum zu sich. Einige langten die Waffen hervor und gürteten sich mit Gewehr wie zur Schlacht. Während dieser Betrachtungen kam die Stunde der Abreise, über Erwartung traurig; denn innerhalb des Walles war der Greuel nicht so auffallend; Feld und Tag enthüllte die Schmach. Heruntergerissen die Bildnisse der Imperatoren, die Feldzeichen verunehrt, indeß hin und wieder die gallischen

Fahnen schimmerten; stillschweigend der Zug und gleichsam ein langes Leichengeleite. Ihr Führer war Claudius Sanctus, einäugig, von wildem Antlitz, desto schwächer von Geist.“

Später siegten die Römer wieder, und die Legionen, kehrten zurück. Der Krieg war damit noch nicht beendet, er dauerte vielmehr einen langen Zeitraum hindurch fort. Die Geschichte unserer Gegend aber weist bis zum Jahre 250 fast nur dunkle Stellen auf. Um diese Zeit aber gewannen die Franken große Siege über die Römer und zerstörten viele Orte und Städte auf dem linken Rheinufer, auch Neuß. Als der Feldherr Julian mit einem großen Heere in's Land kam, fand er nur Ruinen. Es gelang ihm, die Rheinkastelle wieder in seine Hände zu bekommen. Er baute sie nun auf, darunter auch Neuß. Aber die Römer irrten sich, wenn sie glaubten, die Kraft und Energie der Germanen sei zu Ende. Das war keineswegs der Fall, denn sie fielen immer von Neuem in Gallien ein und waren endlich siegreich. Von nun an gebieten die Franken in Gallien. Im Jahre 611 zogen sie von Neuß aus gegen die Sachsen.

Wahrscheinlich hatte um diese Zeit das Christenthum schon lange Eingang in Neuß gefunden, aber es gab dort auch noch Heiden. Vor dem Drususthor stand ein Bachustempel, der erst im Jahre 690 unter Pipin von Heristal und auf dessen Geheiß von dem kölnischen Bischöfe Adelwin in eine christliche Kapelle unter dem Namen der heiligen Maria Magdalena verwandelt wurde. Unter den Franken sank Neuß gänzlich von seiner Höhe herab, wir hören fast nichts mehr von demselben bis gegen 843, wo von Eberhard, dem Grafen von Cleve, und seiner Gemahlin Bertha das Münster gebaut wurde, an dessen Stelle jetzt die Quirinskirche steht. Eberhard und Bertha sollen dort begraben worden sein. Im neunten Jahrhundert wurde die Stadt mehrmals von den Normanen verwüstet. Im Jahre 1050 wurden die Reliquien des heiligen Quirinus nach Neuß gebracht.

Die Stadt hatte sich noch immer nicht erholen können; fast alle Einwohner waren zu Hörigen herabgesunken. Da geschah es, daß der Erzbischof Anno (1074), von den Cölnern verjagt, nach Neuß floh. Die Einwohner nahmen ihn freundlich auf und zogen ihm gegen Cöln zu Hilfe. Anno belohnte sie, indem er die Hörigkeit aufhob und dadurch ein neues Bürgerthum gründete. Zugleich beschenkte er sie reichlich mit Aeckern, Höfen und Privilegien.

Jetzt begann wieder eine neue Blüthe; es entstanden Kirchen und Klöster; Macht und Wohlstand wuchsen so sehr, daß die Bürger überall in die Weltereignisse mit eingreifen konnten. Wir sehen sie deßhalb auch in vielen kriegerischen Ereignissen jener Zeit verwickelt. Es würde zu weit führen, dieses Alles zu erzählen, doch wollen wir einige Ereignisse ausführlicher mittheilen.

7.1.1 Die heilige Hildegunde von Neuß

Zu Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte in der Stadt Neuß ein angesehenes Ehepaar. Reichlich mit Gütern dieser Erde gesegnet, mangelte ihnen gleichwohl das Theuerste, dessen christliche Eheleute sich erfreuen können, sie hatten keine Kinder. Oft flehten sie in heißen Gebeten zu Gott, daß er ihnen auch in diesem Stücke seine Gnade erweisen möchte, und je länger der Herr mit der Erfüllung ihrer Bitte zögerte, desto häufiger und inbrünstiger stiegen ihre Flammengebete zu den Wolken empor.

So vieler Sehnsucht wollte Gott sein Ohr nicht verschließen; er schenkte den frommen Eltern zwei Töchter zugleich, Hildegunde und ihre Zwillingsschwester Agnes. Ihre Kinder als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels betrachtend, thaten sie das Gelübde, sie auch für den Himmel zu erziehen, damit demselben am Ende ihrer Tage sein Eigenthum nicht vorenthalten werde. Sie vertrauten also die Erziehung ihrer beiden Kinder den frommen Klosterschwestern zu Neuß, zogen dann Pilgerkleider an und machten sich auf, eine Dankreise über das Meer in das heilige Land und nach der Gottesstadt Jerusalem zu machen.

Das führten sie auch aus. Mit dem Pilgermantel angethan, die Reisetasche am Halse und den Stab in den Händen, durchzogen sie in ihrem heißen Herzensdrange die entfernten Länder und den Sand der Wüste. Unzählige Mühen und Gefahren überwindend, erreichten sie endlich die heilige Stadt und beugten ihre Häupter in den Staub nieder, wo vor tausend Jahren der Erlöser seine blutigen Fußstapfen hingesezt. Sie bestiegen den Oelberg und wanderten in das Thal Josaphat hinab, lagen vor dem Grabe des Erlösers und tranken aus dem Bache Kydron. Keine Stelle, die für den frommen Christen einen Werth hat, blieb unbesucht. Endlich, da ihr Herz Befriedigung genossen, verlangte ihre Seele wieder der fernen Heimath zu, wo die Kindlein weilten, die ihnen zu der Pilgerreise die Veranlassung geboten. Unter Beten und frommen Uebungen langten sie nach vielen Jahren endlich wieder in ihrer Vaterstadt Neuß an, an dessen Mauern vorbei damals noch der liebe alte Rheinstrom floß, der ihnen schon von weitem entgegenblickte.

Mit welcher Freude nach so langer Abwesenheit die Mutter ihre Zwillinge in die Arme schloß, der Vater in ihrem Anschauen selig versunken war, mag sich jeder leichtlich denken, der einmal lange Zeit einen lieben Angehörigen nicht mehr gesehen hat, und ihn nun plötzlich wieder findet. Aber die Freude sollte nicht von langer Dauer sein, denn die Tage der Mutter waren gezählt und sie wurde bald nachher von Gott hinweggenommen. Da litt es den Vater nicht länger in Neuß, wo ihm so Theures war genommen worden. Er wollte noch

einmal die lange Fahrt machen, um an den heiligen Stätten sein Herz auszuweinen und sich Trost zu holen, dort, wo sie mit ihm gebetet und Gott gepriesen hatte.

Hildegunde war zwar noch ein zartes Kind, als sie aber von dem Vorhaben ihres Vaters Kunde erhielt, da war es ihr, als trieb eine geheime Stimme sie an, die Pilgerfahrt mitzumachen. Von nun an hatte sie keine Ruhe mehr; Tag und Nacht dachte sie an den Kalvarienberg und den Tempel zu Jerusalem und ließ nicht nach, den Vater mit Bitten zu bestürmen, bis derselbe nach vielfachen Weigerungen endlich versprach, sie mitzunehmen.

Von einem Knechte begleitet, wurde nun die Reise angetreten; Hildegunde aber, gleich dem Vater mit Pilgermantel und Muschelhut bekleidet und mit dem Namen Josef belegt, damit sie überall für einen Knaben gehalten werde. Anfangs ging Alles gut von Statten, aber da sie auf's Meer kamen und auf den salzigen Fluthen lange zurückgehalten wurden, erkrankte der Vater. Hildegunde pflegte ihn auf's sorgfältigste und liebevollste, doch verschlimmerte sich die Krankheit mit jedem Wellenstoße und endlich hauchte er mitten auf dem großen Weltmeere seinen frommen Geist aus. Die Schiffsleute warfen den Körper in die Fluthen und steuerten unbekümmert weiter.

Nun war Hildegunde hülflos und verlassen, nur der Knecht stand ihr zur Seite und der schien mehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht zu sein, als auf die Sorge für seine junge Gebieterin. Dennoch beschloß sie, ihre Reise fortzusetzen, um die heiligen Oerter selbst zu betreten und die heiligen Reliquien zu küssen.

Da sie nun in die Nähe von Jerusalem gekommen waren, bemächtigte sich der treulose Knecht ihres ganzen Eigenthums und ergriff heimlich die Flucht, sie mittellos und fremd im fernen Lande zurücklassend. Weinend über die Bosheit des Knechtes, aber dennoch voll Muth und Glaubensfreudigkeit im Herzen zog sie ihre Straße, als sie von einem Manne eingeholt wurde, dem ihre Kümmerneiß nicht entgangen war.

Er nahm den vermeintlichen Pilgerknaben mit nach Jerusalem und wies ihn an die Tempelherren, die in der heiligen Stadt ein Kloster besaßen und sich der Pflege und dem Schutze der Pilger mit dem Schwerte in der einen und dem Rosenkranz in der andern Hand unterzogen. Ein ganzes Jahr lang blieb sie als Diener bei ihnen und da ein Pilger aus Cöln seine Rückreise von Jerusalem nach dem Rheine antrat, so schloß sie sich diesem an und gelangte so in die Nähe ihrer Heimath.

Hier trat sie unter dem Namen Josef als Knecht in die Dienste eines Kanonikus und verrichtete, wie es ihr Verhältniß mit sich brachte, die niedrigsten Dienste. Bald nachher mußte ihr Dienstherr eine Reise nach Rom antreten, auf welcher ihm

sein Diener zu Fuße folgen sollte, indeß er selbst zu Pferd vorausritt.

Einst nun geschah es, daß auf dem Wege ein Mann neben ihm herging, der einen Sack mit allerlei Gegenständen auf dem Rücken trug; er knüpfte mit Josef ein Gespräch an, sah aber unter dem Sprechen oft hinter sich, und da er nun gewährte, daß er verfolgt werde, so sprach er zu Josef: „Trage mir doch den Sack eine kurze Strecke, bis ich mir im Walde dort einen Stecken abgeschnitten habe, auf den ich meine Hand stützen kann.“

Wie hätte Josef in seiner Gutmüthigkeit dem Manne dieses abschlagen können?

Nicht lange, so hatten die nachsetzenden Männer Josef erreicht, fielen mit Stockschlägen über ihn her und führten ihn zur Stadt zurück, indem sie ihn einen Dieb schalteten, der die gestohlenen Sachen noch auf dem Rücken trage. Josef vertheidigte natürlich seine Unschuld und erzählte ganz unbefangen, wie er zu dem Sacke gekommen. Aber das half nicht, er mußte vor den Richter, der seinen Aussagen wenig Glauben beimaß, vielmehr eben im Begriffe stand, ihn zu verurtheilen.

Als nun Josef sah, welches Schicksal ihm drohte, da richtete er sich mit Zuversicht empor und sprach: „Ich weiß, daß ich unschuldig bin und mein Leben in Gottes Hand steht, darum vertraue ich auf seine Hülfe und will meine Reinheit durch das hierorts übliche Gottesurtheil zu beweisen suchen.“

Der Richter ließ die Schergen schwere Eisenplatten in der Esse glühend machen und vor Josef's Füßen hinlegen, der bereits Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, und nun mit einem Gebete und einem Blicke nach oben über die rothglühenden, ihre Hitze weithin verbreitenden Platten langsam auf- und niederging.

Kein Häutchen war an seinen zarten Füßen versengt, der Herr hatte ihn beschirmt.

„Der Knabe ist der That, der er angeklagt ist, nicht schuldig,“ sprach der Richter. „Aber beschreibe uns nun den Mann, der dir den Sack zu tragen gab!“ Das that Josef, und die Beschreibung war so genau und klar, daß die Umstehenden sowohl als der Richter sogleich in diesem Bilde einen berühmten Einwohner der Stadt erkannten. Er wurde alsobald eingezogen, verhört, überwiesen und zum Tode am Galgen verdammt, welcher Richterspruch denn auch sogleich vollstreckt wurde.

Das hörten des Diebes Genossen; sie eilten dem freigelassenen Josef nach und da sie ihn an einer einsamen und verrufenen Waldesstelle erreichten, sprachen sie: „Du hast unsern Meister verrathen, und darum mußt du sterben!“ Sie fügten dieser Drohung sogleich die That hinzu, indem sie ihn unter grausamen Mißhandlungen und schreckli-

chen Flächen an einen Baum aufhängten und dann eiligst davon liefen, um nicht als Mörder dem Gerichte in die Hände zu fallen.

Gleich nachher kamen Hirten herbei, welche in der Nähe ihr Vieh weideten. Als sie des Gehängten ansichtig wurden, schnitten sie ihn los, mußten aber zu ihrer Betrübnis gewahren, daß er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, sondern allem Anscheine nach bereits seinen Geist aufgegeben hatte. Sie wollten aber den Entseelten nicht so da liegen lassen, sondern ihn begraben, damit nicht die Raubvögel die Leiche verzehrten.

Wie sie nun mit dem Aushöhlen eines Grabes beschäftigt waren, da sprengte auf einmal auf einem milchweißen Pferde ein Reiter vom Hügel herab, der war weiß wie frischgefallener Schnee und ein Lichtglanz hüllte ihn ein, wie eine von der Sonne erleuchtete Wolke. Die Hirten sahen wohl, daß dieses kein irdischer Reiter, sondern ein höheres Wesen war, darum fielen sie auf die Knie nieder und beteten: „Herr, sieh uns gnädig an!“

Der Reiter aber neigte sich von seinem Rosse, hob die Leiche zu sich empor und verschwand in sausender Eile, wie er gekommen. Und dieser Reiter war ein Engel, vom Throne des Ewigen abgesandt, Hildegunden in seinen Schutz zu nehmen. Die Todtgegläubte erwachte zu neuem Leben in des Engels Armen, der sie auf dem schnellfliegenden Rosse ihrem Herrn nachtrug, welcher bereits Verona erreicht hatte.

Hildegunde ging mit nach Rom, besuchte in tiefer Andacht die heiligen Orte und trat dann mit ihrem Herrn den Rückweg an. Zu Speier hörte sie von dem gottesfürchtigen Leben der Ordensbrüder im Kloster Schonau. Da gab ihr der Geist ein, dort um Aufnahme zu flehen. Die Mönche nahmen Josef auch an und unterrichteten ihn in den Ordensregeln.

Josef aber gab den frommen Brüdern große Hoffnungen für die Zukunft, denn Niemand konnte in der Pflichterfüllung genauer sein, als er, aber noch ehe sein Probejahr zu Ende ging, erkrankte er und starb am 20. April 1128.

Nun erst wurde ihr Geschlecht und ihr wahrer Name offenbar. Als Jungfrau Hildegunde ward sie im Kloster begraben, und an ihrer Gruft sollen viele Wunderzeichen geschehen sein.

Hildegundens Schwester, die selige Agnes, sah in einer Verzückung die Gestorbene, von Himmelsglanz verklärt und von den Musikchören der Engel begleitet, gen Himmel auffahren.

7.1.2 Das Turnier zu Neuß

Gengis-Chan, der gefürchtete asiatische Eroberer, war aus den Wüsten Sibiriens aufgebrochen und hatte alle seine Nachbarn niedergeschlagen; nach seinem Tode überschwemmten seine Söhne mit ihren Barbarenhorden das östliche Europa. Wo ihr

eherner Fuß hintrat, wo ihre Schaaren in unabsehbaren Zügen erschienen, da blieb kein grünender Halm, und was Menschenhände mit Mühe und Kunstsinn gebaut und aufgeführt, das wurde umgestürzt und verwüstet. Das Abendland zitterte vor diesen Barbaren, wie die Türken vor den Heeren der Kreuzfahrer gebebt hatten. Schon waren sie durch Rußland und Polen gebrochen und ergossen sich nun über Schlesien.

Da erhob der Papst seine Stimme und predigte Kreuzzug um Kreuzzug gegen dieses halb wilde Volk, welches Bildung und Gesittung auf Jahrhunderte hindurch vernichtet haben würde, wäre Europa in seine Fesseln gerathen.

Das fühlte man allenthalben Wohl und auch in Deutschland, aber unser gesegnetes Vaterland war damals unter sich uneins und zerfleischt, ohne Haupt und Führer; es fehlte an einer leitenden Hand, welche in alle die Kräfte Einheit zu bringen im Stande war. Alle Städte ertönten vom Geklirre der Waffen; jeder Burgherr machte seine Rüstungen und bewaffnete seine Mannen. Freilich blieb es wegen des Mangels an einem starken Oberhaupte auch nur beim Rüsten. Doch boten die Zeitumstände eine prächtige Gelegenheit zur Abhaltung von glänzenden Turnieren. Die Kampfweise der Mongolen hatte nämlich so wenig Aehnlichkeit mit der deutschen, daß man es für nothwendig hielt, sich besonders auf die erstere einzuüben. So folgte sich Turnier auf Turnier; auch der niederrheinische Adel glaubte nicht zurückbleiben zu dürfen und berief Ritter und Edle nach Neuß zu einem Kampfspiele, das an Glanz und Pracht die meisten anderwärtigen überbot. Man theilte den ganzen Adel in zwei Parteien, wovon die eine die Mongolen, die andere die Deutschen vorstellte. Graf Adolf VI. von Berg wurde erkoren, an der Spitze der Asiaten zu gebieten, Eberhard von der Mark sollte die Deutschen führen.

Am Vorabende des Festes zogen von allen Wegen die Fähnlein heran; Ritter, von Knappen und Knechten gefolgt, sprengten auf prächtigen Hengsten gegen die Thore der Stadt, die jedesmal wieder sorgfältig geschlossen wurden, sobald der Ritter mit seinem Gefolge eingeritten war.

In den Herbergen, wo Herren und Knappen abgestiegen waren, ertönte Lachen und Scherz, denn es war dort ein gar lustiges Stechen von edelm Rheinwein aus schaumenden, silbernen Humpen, von muthigen Kämpfen ans früheren Siegen als Preis davon getragen. Spät erst verstummte die Lust, deckte der Schlaf die vom Weine glänzenden Augen.

Früh am anderen Morgen wurde es auf allen Gassen lebendig, denn Ritter und Knappen erschienen im prächtigen Schmucke, der Stunde harrend, wo das Zeichen zum Anfange gegeben wurde. Aus allen Häusern traten geschmückte

Frauen und Jungfrauen, um von ferne dem Kampfe zuzusehen oder wenigstens den Waffenlärm zu hören. Bürger und Handwerker schlossen sich ihnen an, die ganze Stadt war in Bewegung.

Auf dem Marktplatze aber erhoben sich die Schranken von festen Eichenstämmen, inwendig mit einer hohen Galerie für die Edelfrauen und Preisrichterinnen, welche die ganze Rundung der Schranken einnahm. Knechte schritten aus und ein und bestreuten den innern Raum mit weichem Sande.

Jetzt schlug die Uhr vom Thurme, die Trompeten ertönten, die Blüthe der rheinischen Edelfrauen nahm auf der Galerie im vollen Schmucke der Schönheit und Kleiderpracht ihre Sitze ein. Aus den Straßen sprengten die Ritter heran. Jedemal, wenn ein Fähnlein nahte, ertönten die Blasinstrumente. Bald waren die Schranken gefüllt – ein Wald von hohen Helmen und wehenden Federbüschen. Die Hengste wieherten, die Rüstungen erstrahlten im Glanze der Frühlingssonne. Auf ein Zeichen formirten beide Parteien ihre Schaaren, voran die eisenbedeckten Ritter, hinten die Knappen und Knechte.

Adolf von Berg, an der Spitze seiner Mongolen, die er mit seinem riesigen Körperbau alle um eines ganzen Fußes Länge überragte, stand jetzt kampfbereit, Everhard von der Mark ihm gegenüber. Die Visire waren geschlossen, aber aus den Augöffnungen blitzte ein unheilverkündendes Feuer, denn die beiden Anführer haßten sich persönlich. In dieser kriegerischen Stellung entfachte sich der alte Groll von Neuem und das Spiel wurde zum blutigen Ernste. Adolf spornte seinen Hengst, schwang mit fürchterlicher Kraft das breite Schwert über seinem Haupte und schlug mit einem einzigen, gewaltigen Hiebe dem Streitrosse seines Gegners beide Vorderfüße ab. Everhard stürzte zu Boden, von der Tribüne erscholl ein Schrei des Entsetzens; in den Reihen derer, so ihren Anführer mißhandelt sahen, erhob sich ein dumpfes Grollen, das bald in wildes Wuthgebrüll überging. In einem Augenblicke fuhren alle Schwerter ans den Scheiden und hüben und drüben ging ein fürchterliches Gemetzel los, in welchem Jeder seinen Mann wählte. Viele unausgekämpfte Fehden fanden hier ihre Erledigung auf eine blutige Weise. Das Toben war schrecklich.

Von den Dächern und Bäumen herab erscholl das Wehegeschrei der Neugierigen, die ein Spiel sehen wollten und nun einer Schlacht beiwohnten. Man setzte Leitern an die Schranken und die Edelfrauen flüchteten sich von der Galerie hinab in die Herbergen, unter Schrecken und Zittern den Ausgang erwartend. Der wurde aber so schnell nicht herbeigeführt; schon quoll das Blut stromweise durch die Fugen der Schranken, schon lagen Viele todt auf dem Sande, Andere knickten in ihren Harnischen zusammen, um nie wieder

aufzustehen und immer noch wüthete der heillose Kampf fort. Es schien, daß Niemand mehr lebendig aus den Schranken heraustreten sollte. Als endlich die Arme der Ueberlebenden ermatteten, lagen sechsunddreißig Ritter als Leichen auf dem Boden, Adolf unter ihnen. Nicht weniger als dreihundert Knappen schwammen in ihrem Blute.

Zu Bensberg auf ihrem Schlosse harrte indes Adolf's Gattin, Margarethe, der Heimkehr ihres Gemahles, der am Morgen zu fröhlichem Spiele hinausgeritten war. Ein trauriger Zug naht sich dem Schloßberge, sie tragen einen Leichnam auf der Bahre. Margarethe erkennt ihn schon von Weitem an der ungewöhnlichen Größe. Mit einem jähen Schrei stürzt sie sich an der Bahre nieder, und mit ihr wehklagen sechs Söhne und eine Tochter um den Gefallenen, aber ihre Klagen rufen ihn nicht wieder in's Leben zurück.

Nach wenigen Tagen wurde er im Altenberger Dome, den er vor Kurzem neu hatte aufbauen lassen, begraben.

7.1.3 Tile Kolup

Friedrich II., Kaiser von Deutschland, war 1250 in Italien gestorben. Wie zweifellos nun auch sein Absterben war, so gab es doch Leute genug, welche nicht an seinen Tod glaubten, sondern der festen Meinung waren, er lebe noch und halte sich vor seinen Feinden an einem sichern Orte verborgen. Da das Land ihn wegen seiner Thaten bewundern und lieben gelernt hatte, so gewann diese Meinung bald eine Menge von Anhängern, und die Cölner waren es besonders, welche diesem Glauben Ausdruck gaben, da sie im Leben seine treuesten Helfer gewesen und fort und fort mit Liebe an ihm hingen.

Nach vierunddreißig Jahren, anno 1284, trat nun ein alter Mann auf, der sich für den Kaiser Friedrich ausgab. Da in seinen Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit Friedrich nicht zu verkennen war, so nahm ihn das Volk an vielen Orten mit Begeisterung auf und freute sich über die Maßen, den alten Kaiser wieder in seiner Mitte zu haben. Ueberall jauchzte es ihm entgegen und lauschte mit Entzücken und gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen seiner Schicksale, die nicht allein eine genaue Kenntniß von Friedrich's öffentlichen Handlungen bekundeten, sondern auch eine äußerst spezielle Bekanntschaft mit seinen geheimsten und verborgensten Abenteuern deutlich erkennen ließen.

Wo er sich blicken ließ, fiel ihm das Volk in Haufen zu und erwies ihm königliche Ehren, und die dieses thaten, waren nicht etwa der Pöbel, der sich vom Schein verlocken läßt und leicht glaubt, was er gern glaubt, nein, auch Vornehme und Große hielten ihn für den wahren Friedrich, von dem sie glaubten, daß er bis dahin aus wichtigen

Gründen sich habe verbergen müssen.

Die Kunde gelangte also nach Cöln, wo Alles in freudige Bewegung gerieth und kaum den Tag erwarten konnte, wo er in seine Mauern einziehen würde. Dieser Tag ließ aber nicht lange auf sich warten, denn als der vorgebliche Kaiser erfuhr, wie die Stimmung ihm dort so günstig sei, so zögerte er nicht, von derselben Nutzen zu ziehen, indem er alsbald dorthin zog und seine Rolle zu spielen begann.

In Cöln, der großen, weitberühmten Handelsstadt, wo viele Fürsten und Herren zu verkehren gewohnt waren, gab es auch noch viel klare, vom Vorurtheile nicht befangene Augen, die scharf prüften. Eine Zeitlang vermochte er sie freilich zu täuschen, und diesen Umstand verdankte er hauptsächlich der großen Ergebenheit an den wirklichen Kaiser. Die geborgte Größe verlor aber von Tag zu Tage mehr an ihrem Glanze, und als einmal das Mißtrauen rege geworden war, schlug die Achtung und Verehrung in das gerade Gegentheil um. Die Anhänger fielen allgemach von ihm ab, der beißende Spott schlich erst im Stillen umher, dann wurde er laut auf den Gassen gehört, und seine blinden Verehrer waren gerade diejenigen, welche ihre Verachtung am lautesten aussprachen, um sich für die Mystifikation zu rächen, zu deren Opfer sie sich selber gemacht. Zuletzt mußte er es sogar erleben, daß er öffentlich beschimpft wurde.

Da wandte sich der Kaiser hinweg, schüttelte den Stand von seinen Füßen und entfloh. Dies geschah im Jahre 1288¹, nachdem er Deutschland vier ganze Jahre hindurch mit seinen frechen Gaukeleien getäuscht hatte. Statt nun aber, da er das gewagte Spiel schon einmal verloren hatte, vom Schauplatze abzutreten, spielte er die Rolle des Betrügers fort und wandte sich gen Neuß.

Die Neußer waren nun zu Lebzeiten Friedrich's demselben wenig geneigt gewesen, woraus man hätte abnehmen sollen, daß sie seinem Doppelgänger, der dazu noch mit Schimpf und Schanden aus der Metropole verjagt worden war, mit Verachtung den Rücken gewandt haben würden. Dem war aber nicht so, vielmehr übertrafen sie die guten Cölner an Leichtgläubigkeit und öffneten ihm die Thore. Von Tag zu Tag vermehrte sich der Haufe seiner Verehrer, man erwies ihm königliche Ehren bei Tag und Nacht und war nicht wenig stolz darauf, einen Kaiser zu haben, der sich herabließ, seine Residenz in ihren Mauern zu nehmen.

Da überschritt Tile Kolup's Frechheit alles Maß er kleidete sich in königlichen Schmuck, zierte sein Haupt mit der Krone und saß mit dem Scepter in der Hand auf einem prachtvollen Throne, auf dem er sich vermaß, über Fürsten und Herren zu

Gericht zu sitzen und Urtheil zu sprechen.

So geschah es einst, daß er durch den Bischof von Utrecht eine Vorladung anfertigen und den Grafen Florentinus von Holland vor seinen Thron entbieten ließ, denn die Friesen, leichtgläubig wie die Neußer, hatten diesen Grafen bei ihm verklagt. Als dieser die Vorladung erhielt, lachte er über die kecke Anmaßung und schrieb ihm zur Erwiderung jenen lateinischen Vers:

Non es magnificus quondam caesar Friedericus,
Non es monarcha, sed Nusiae Patriarcha.

Du bist nicht Friedrich, der einst so thatenreiche
Kaiser,

Du bist kein König, sondern Nusiens Patriarch.

Nun sollte man sagen, Tile Kolup, so war nämlich der eigentliche Name dieses Betrügers, wäre durch diese Antwort gewitzigt worden, aber er wurde im Gegentheile nur immer anmaßender und trachtete in allem Ernste darnach, den deutschen Kaisermantel sich zu Frankfurt um die Schultern zu schlagen. Er hatte in seinem tollen Uebermuthe Handlungen in Menge vor, welche nur dem gekrönten Herrscher zukamen und hatte die Genugthuung, daß sich sein Anhang immer noch vermehrte. Endlich mochte er sich wohl selbst einreden, daß es mit der vorgeblichen Majestät seine Richtigkeit habe, denn er ging zu dem bedenklichen Schritte über, einen allgemeinen Reichstag nach Frankfurt auszuschreiben. Dorthin wollte er mit seinem Anhang ziehen und sich von Fürsten und Rittersn huldigen lassen.

Der rechtmäßige Kaiser, Rudolf von Habsburg, hatte dem tollen Treiben dieses Menschen bisher stillschweigend zugesehen und keine Notiz davon genommen, da er aber sah, bis zu welcher Verwegenheit er es trieb und er mit Recht aus diesem Beginnen allerlei Wirren hervorgehen sah, da schickte er Kriegsvölker hinab an den Rhein, die ihn gefangen nahmen, damit aus diesen Tollheiten nicht Bürgerkrieg und Unglück aller Art entstünde.

Statt sich nun heldenhaft zur Wehr zu setzen und mit dem Schwerte zu vertheidigen, was er mit dem Munde behauptete, fand es der Betrüger angemessen, den Händen der kaiserlichen Kriegsknechte sich durch die Flucht zu entziehen. Das gerieth ihm zwar noch zur genauen Noth, aber von dem Augenblicke an war er geächtet und vogelfrei und mußte sich bei Nacht und auf geheimen Pfaden durch die Wälder schlagen, um nicht entdeckt zu werden. Hier und da fand er noch einen Leichtgläubigen, der ihm für einige Tage Nahrung und Obdach gab, aber ihre Zahl wurde von Tag zu Tag geringer.

Bald mußte er die Wohnungen der Menschen fliehen und gerieth in die äußerste Noth. Wie gerne hätte er jetzt dem Hermelin entsagt, wäre sein

¹ In demselben Jahre wurde Düsseldorf zur Stadt erhoben.

Leben nicht bei Nacht und bei Tage bedroht gewesen.

Endlich entdeckte man ihn in seinem Schlupfwinkel; frech behauptete er auch jetzt noch, er sei Kaiser Friedrich. Da ward er auf die Folter gespannt und mit erschrecklichen Plagen gepeinigt, bis er seine Aussagen widerrief und sich selbst für einen Betrüger erklärte.

Das peinliche Gericht verurtheilte ihn zum Scheiterhaufen, welchen Feuertod er im Jahre 1290 auch wirklich erlitt. Der Ort, wo dieses geschehen, ist bis jetzt noch nicht ermittelt, doch hat es nicht an Geschichtschreibern gefehlt, welche Neuß, den Schauplatz seiner Thaten, für den Ort annehmen, wo das Urtheil vollzogen worden sei.



In Neuß wurden geboren: Martin Henriquez von Strevesdorf, historisch-poetischer Schriftsteller, 1608 Augustinermönch zu Cöln und Professor der dortigen Universität; 1656 Bischof von Mainz. – Karl Schaaf, Professor der orientalischen Sprachen an den Universitäten zu Duisburg und Leyden, geboren 1646. – Johann Fischer, Maler; malte in Gemeinschaft mit Antonio Milanese die Decke der Galleriesäle zu Düsseldorf. In Neuß lebte auch der Stadtsecretarius Christianus Wierstraat, der die Belagerung Karl's des Kühnen in Versen schrieb. W. Prisack, katholischer Geistlicher, der eine Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben, wurde ebenfalls hier geboren.

Im Jahre 1474 begann Karl der Kühne von Burgund die Belagerung der Stadt, welche fast ein ganzes Jahr dauerte und der Stadt einen ungeheuren Schaden zufügte. Die Bürger bewiesen in dieser traurigen Zeit einen heroischen Muth, der allezeit einen strahlenden Glanz über Neuß ausbreiten wird. Der Herzog brachte es allerdings fertig, die Stadt zu verwüsten und auf lange Zeit ihren Wohlstand zu untergraben, aber er mußte schließlich doch unverrichteter Sache abziehen.

Im Jahre 1586 wurde die Stadt durch Alexander Farnese erobert und geplündert. 1689 siegten hier die Brandenburger über die Franzosen.

Von Neuß führt eine Bahnstrecke über die

Eisenbahnbrücke zu Hamm direct nach Düsseldorf, eine andere nach Oberkassel, Düsseldorf gegenüber auf dem rechten Ufer. Die Fortsetzung der rheinischen Bahn aber geht über Heerdt nach dem Dorfe Oesterath.

Hier geht eine Zweigbahn nach Essen, Wattenscheid etc. Man erreicht auf dieser Strecke den Flecken Linn mit einer malerischen Schlossruine. Der Flecken ist wohlhabend und hat eine reichere Vergangenheit hinter sich, als viele andere Orte in der Umgebung. Von hier geht die Bahn nach der am Rheine gelegenen Stadt Uerdingen. Tiefer hinab, bei Rheinhausen, führt seit dem Jahre 1873 eine grossartige Eisenbahnbrücke über den Rhein nach der Station Hochfeld. Von hier nach Duisburg und mit der Cöln-Mindener Bahn nach Speldorf, dann über die Ruhr nach Mühlheim a. d. Ruhr, Essen, Wattenscheid.

7.2 Krefeld

Die Stadt liegt in einer ebenen fruchtbaren Gegend fünfviertel Stunden vom Rheine entfernt. Sie macht mit ihren schönen, breiten Alleen, an denen sich die prachtvollsten Gebäude erheben, den angenehmsten Eindruck, und man sieht an Allem, daß sie in der gedeihlichsten Entwicklung begriffen ist. Ihre Blüthe verdankt sie hauptsächlich der Seiden- und Sammtfabrikation, deren Centralpunkt sie ist. In ganz Preußen nimmt sie in dieser Hinsicht die erste Stelle ein. Seit dem Jahre 1840 hat sich die Einwohnerzahl von fünfundzwanzigtausendneuhundert auf sechzigtausend gehoben.

Im Jahre 1870 waren achtundzwanzigtausendzweihundertdreizehn Webstühle für Krefeld beschäftigt; der Verkauf der eigenen Fabrikate brachte eine Summe von zwanzigeinhalb Millionen Thaler, und es wurden fünfeinhalb Millionen Thaler an Arbeitslöhnen gezahlt.

Die Fabrikation beschränkt sich nicht allein auf die Seide; hauptsächlich ist neben ihr die Färberei in Flor. Die erste Fabrik gründete im Jahre 1656 Adolf von der Leyen, der aus Rade vor dem Walde hier einwanderte. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert waren es besonders Menoniten und Separatisten, die, wegen ihrer Religion von andern Orten vertrieben, hier das Fabrikwesen in Flor brachten.

Für den Reisenden bietet die Stadt nur wenig mehr als den allgemeinen, angenehmen Anblick. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind das Rathhaus in der Weststraße, das sogenannte alte Schloß, früher der Familie von der Leyen angehörig. Der Saal desselben ist kürzlich von dem Maler Jansen in Düsseldorf mit Fresken, welche die Hermannsschlacht darstellen, geziert worden. Daneben das große, schöne Polizeiamt. Am Schwanenmarkte die evangelische Kirche mit go-

thischem Thurme. Die katholische Stefanskirche hat bunte Chorfenster, welche Scenen aus dem Leben des heiligen Stefan darstellen. Sie sind in München gebrannt. Die katholische Marienkirche, das katholische Waisenhaus, die neue evangelische Friedenskirche, die neue Synagoge, das evangelische Waisenhaus und das Hauptzollamt gehören ebenfalls zu den hervorragenden Gebäuden.

Die dankbare Stadt hat dem Herrn Cornelius de Greiff († 1863), der sich durch großartige Vermächtnisse zum Besten wohlthätiger Anstalten hervorgethan, am Ende des Ostwalles eine Granitsäule mit dem Vogel Greif und Reliefs errichtet.

Im dreizehnten Jahrhunderte war Krefeld noch ein Dorf; erst am 14. April 1361 erhielt es von Kaiser Karl IV. die Erlaubniß, einen Markt zu halten, und am 1. Oktober 1373 wurde es von demselben Kaiser zur Stadt erhoben. Vom Grafen Friedrich von Meurs mit Mauern und Gräben umgeben, hatte es die kleinen und großen Wechselfälle der Zeit zu ertragen, spielte aber niemals eine hervorragende Rolle. 1595 kam die Stadt und Herrlichkeit von Krefeld an Nassau-Oranien, unter Wilhelm III. an England und von diesem an den großen Friedrich. Erst mit den Glaubenswirren nahm es durch Einwanderung von protestanten und Menoniten einen raschen Aufschwung.

7.2.1 Die Schlacht bei Krefeld 1758



Friedrich der Große.

Im siebenjährigen Kriege stand Frankreich bekanntlich gegen den großen Friedrich in den Waffen. Er hatte sich damals gegen fast halb Europa zu wehren und konnte einer Drittelmillion Streiter nur die Hälfte entgegenstellen. Unter seinen hundertfünfsiebzigttausend Mann befanden sich dreißigttausend Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Bückeburger und Sachsen-

Gothaer, über welche der Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg den Oberbefehl führte. Der König von Preußen hatte die Absicht, sich zuerst die Franzosen vom Halse zu schaffen, um desto wirksamer gegen die übrigen Feinde (Oesterreicher, Russen, Schweden und Reichstruppen) vorgehen zu können.

Der Herzog rechtfertigte das in ihm gesetzte Vertrauen und trieb die Franzosen aus Hannover und Braunschweig über die Weser und über den Rhein, wo sie sich im April wieder festsetzten. Der Herzog folgte ihnen nach und bezog bei Elten ein Lager; bann schlug er eine Brücke über den Rhein und trieb die Feinde noch weiter vor sich her. Diese aber hielten nicht Stand, sondern zogen sich bis Neuß zurück, hielten aber auch die Festung Düsseldorf noch besetzt.

Auf der Haide (jetzt Ackerland) zwischen Krefeld, Fischeln, Anrath und St. Tönis zog der Herzog seine Truppen zusammen und hielt in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni in seinem Zelte Kriegsath; es wurde der Beschluß gefaßt, gleich am folgenden Morgen anzugreifen. Sogleich wurden die Lager abgebrochen, und nachdem der Herzog vom Kirchthurme zu St. Tönis das feindliche überschaut und sich alle Wege gemerkt hatte, begann früh Morgens der Ausmarsch.

Clermont, der Anführer der Franzosen, erhielt erst um 10 Uhr Nachricht von dieser Bewegung. Nun setzte auch er sich in Marsch, aber er war noch nicht weit gekommen, als er sich auf allen Punkten angegriffen sah. Um 9 Uhr Abends hatten die Franzosen trotz ihrer großen Überlegenheit die Schlacht verloren, und der Sieger schlief in Krefeld.

Der französische General und Abbe von Clermont führte sein geschlagenes Heer von Neuß über Zons und Worringen nach Cöln, wo er in Nippes sein Hauptquartier aufschlug. Eine Folge dieses Sieges bei Krefeld war die Einnahme von Düsseldorf, welche zwei Tage später stattfand.

In der Schlacht waren hervorragende Heldenthaten begangen worden und sie hatte überhaupt eine solche Wichtigkeit, daß sie in Deutschland und England die größte Freude, in Frankreich aber Furcht und Bestürzung hervorrief. Die Franzosen geißelten den unfähigen Feldherrn in Spottliedern; eines davon hatte folgende Stelle:

Moitié casque, moitié rabat
Aussi propre à l'un comme à l'autre
Clermont preche comme un soldat
Et se bât comme un apôtre.

7.3 Kempen

Eine Kreisstadt von viertausendachthundert Einwohnern, meist katholisch. Hier befindet sich

in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters ein katholisches Lehrerseminar, womit eine Taubstummen- und eine Uebungsschule verbunden ist. Schon von Weitem bemerkt man die Burg, worin sich jetzt das Gymnasium befindet. Sie ist ein imposanter, in den Jahren 1384-1388 von dem Cölner Erzbischofe Friedrich III. von Saarwerden erbauter Ziegelbau, welcher der Stadt ihr Gepräge giebt. Die Pfarrkirche, ein schönes, 1868 restaurirtes Gotteshaus, stammt aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. Ein großer Leuchter mit geschnitzten Engelsfiguren und drei geschnitzte Altäre laden zum Beschauen ein. Der Altarschrein des Hauptaltares rührt von Adrian von Overbeck her.

Das Städtchen, lange in sich abgeschlossen, und dadurch von der Außenwelt ziemlich unberührt, bietet wenig Merkwürdiges. Nur zwei Straßen haben eine anständige Breite, die übrigen sind enge, die meisten Häuser alt und wenig ansehnlich. Erst mit der Eisenbahn ist eine größere Regsamkeit in die Einwohner gekommen. Sie nähren sich hauptsächlich vom Ackerbau, Kleingewerbe und einigen Fabriken. Der Geist derselben ist durch und durch katholisch und die ganze Bürgerschaft wird von einem conservativen Geiste durchweht.

Der Grund, worauf die Stadt steht, gehörte von jeher dem Erzstuhle zu Cöln, weßhalb es auch früher die Benennung „Bischofs-Kempen“ trug. Der Anfang war ein Bischofshof, um den sich, der Fruchtbarkeit der Gegend wegen, nach und nach viele Ansiedler niederließen, welche dem Erzstifte eine kleine, kaum nennenswerthe Abgabe zu entrichten hatten. Unter der Regierung des heiligen Heribert (990-1021) scheint die erste dieser Ansiedelungen durch die Frau Raganza mit ihren vier Töchtern stattgefunden zu haben. Sie bezahlte für die ihr zugewiesenen Aecker jährlich per Kopf drei Heller.

Die Umgegend bestand damals aus Sumpf, Wiese, Wald und Acker, und war wenig bewohnt, doch gab es in der Nachbarschaft mehrere Rittersitze. Die Bewohner besaßen einen großen Wald zwischen Kempen, Hüls und Vorst. Als nun ihr Landesherr, der Erzbischof Philipp von Heinsberg, durch Ankauf des Schlosses Krikenbek und anderer Güter tief in Schulden gerathen war, erinnerten sie sich seines väterlichen Regiments und schenkten ihm den Wald, den er zum Theile ausrodern ließ und mit dem Holze seine Schulden bezahlte. Diese Rottung wurde durch Gewinnung von Ackerland zum Segen für die ganze Gegend.

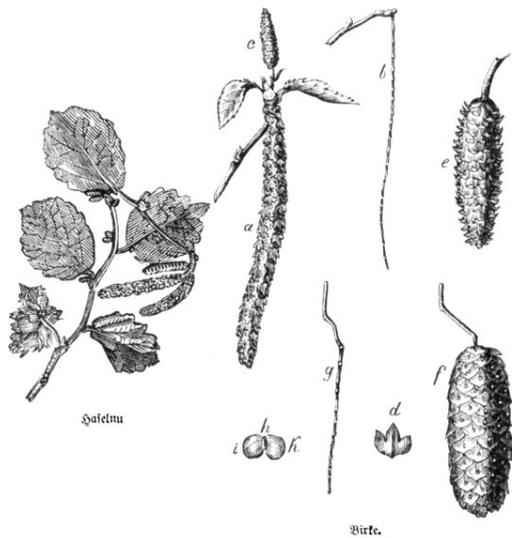
Unterdessen war die Zeit des Faustrechtes angebrochen, wo Jeder mit dem Schwert erkämpfte, was er von dem Rechte nicht erlangen konnte. Der Bischofs- und die andern um ihn herum liegenden Höfe und Häuser hatten davon soviel zu leiden, daß sie ihren Herrn, den Erzbischof Siegfried von Westerburg, den damalige Schriftstel-

ler einen zweiten Romulus nennen, angingen, sie auf zweckmäßige Weise zu schützen. Dieser legte nun im Umkreise um den Ort drei hohe Thürme an, die langen Thürme genannt, die aber erst 1369 fertig wurden. Siegfried verkündigte Stadtfreiheiten und forderte die Umwohner auf, sich in derselben anzusiedeln. Der ewigen Plackereien der Raubritter müde, kamen sie von allen Seiten. Eine rege Thätigkeit begann. Es wurden Thore gebaut, Gräben aufgeworfen, Mauern errichtet, Häuser gebaut und Straßen angelegt. So wurde Kempen eine Stadt mit Bürgermeistern und Schöffen und zwar noch ehe die Schlacht auf der Worringer Haide geschlagen war. 1308 wurde die Stadt befestigt, 1316 mit dem Bau des Schlosses angefangen. 1421 entstanden das Hospital und die Kirche zum heiligen Geist, jetzt ein Wohnhaus. 1642 wurde die Stadt von den Franzosen eingenommen, dann die Festungswerke vergrößert und 1774 geschleift. Das Schloß zerfiel, aus den Gräben wurden Gärten.

Aus Kempen gingen einige bedeutende Männer hervor, von denen ich einige hier namhaft mache: Alexander à Kempis gehörte zu den sechs Doctoren, welche 1388 von Paris kamen, um in Cöln die Hochschule zu gründen. Johann Holthusen, als Schriftsteller bekannt, war 1560 Rector der Domschule zu Augsburg. Jakob Hutter, Domherr zu Cöln. Balthasar Blum, lateinischer Dichter und Professor zu Kempen, erlangte den Reichshofrathstuhl zu Weimar († 1750). Außerdem gab es eine Menge ausgezeichnete und freiheitsliebende Männer in der Verwaltung, besonders unter den Bürgermeistern. E. Hölterhof führt noch an: die Gebrüder Aegidius und Johann Gelenius, gelehrte Geschichtschreiber. Aegidius starb 1656 als Weihbischof von Osnabrück, Johann 1631 als Generalvicar zu Cöln. Johann Peter Fischer, Arzt und Schriftsteller (1717). Adamus Kempensis († 1557), Stiftsherr an St. Gereon zu Cöln, war einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit.

Der Stern von Kempen aber war Thomas à Kempis, der Wiedererwecker des klassischen Sprachstudiums, geboren 1388. Nächste der Bibel ist sein Buch von der Nachahmung Christi das verbreitetste auf Erden. Es ist unzähligmale gedruckt und in alle gebildete Sprachen übersetzt worden. Ich habe von demselben in dem Bande „Holland“ bereits gesprochen und gesagt, daß er in hohem Alter im Kloster Agnatenberg, dessen Chronik er schrieb, starb († 1471). Sein älterer Bruder Johann à Kempis (eigentlich Johann Hämerken), war Prior zu Windesheim und ebenfalls geistlicher Schriftsteller. Vielleicht ist dieser Bruder Veranlassung zu dem Glauben gewesen, daß es zwei Thomas von Kempen gegeben.

Von Kempen zweigt die Bahn nach Venlo ab. Sobald man die Stadt im Rücken hat, nimmt



die Gegend einen holländischen Charakter an. Auf beiden Seiten liegen große Wiesen, die mit Zäunen eingezogen oder mit Wassergräben umgeben sind. Viele Gutsbesitzer, die in der Landwirtschaft keinen lohnenden Erwerb mehr fanden, haben sich auf die Viehzucht gelegt; und so sieht man auf diesen Wiesen oft große Kuhheerden, welche während der schönen Jahreszeit stets im Freien bleiben und dort gemolken werden. Hier und dort liegen vereinzelte Gehöfte. Von den Wäldern, die einst die ganze Gegend bedeckten, stehen noch einzelne Striche, die der Landschaft einen stillen, einfachen, aber reizenden Charakter geben. Zwischen üppig grünem Nadelholz stehen häufig zartweilige Birken, deren weiße Stämme weithin sichtbar sind und deren Blütenkätzchen sich im dichten Laube schaukeln. Unter den dichtgedrängten Stämmen wächst die Haselnuß, denen Kinder und Eichhörnchen gleich eifrig nachstellen. Die Windmühlen kommen schon häufiger vor und deuten darauf hin, daß wir uns dem Lande der Windmühlen nähern. Die Landleute sind rührig, aber still und ernst.

Aldekerk, ein Marktflecken, der nach der Schlacht von Worringen zugleich mit Nieukerk von Siegfried von Westenburg zur Schadloshaltung wegen der verlorenen Schlacht an den Grafen Rainald von Geldern übergeben wurde.

Von Aldekerk aus kann man leicht einen kleinen Ausflug nach dem eineinhalb Stunden entfernten Camp machen, bei welcher Gelegenheit man hübsche Nadelholzwaldungen sieht.

Die prachtvollen Gebäulichkeiten des Klosters Camp, von welchen jetzt nur noch Kirche und Pfarrhaus stehen, lagen auf einer schönen Anhöhe, von welcher man nach allen Seiten eine Landschaft mit fruchtbaren Feldern überschaut. Die Gegend war nicht immer so anmuthig; im Anfange des zwölften Jahrhunderts war hier Alles weit umher öde Haide und Moorland, stehende

Wässer und Sümpfe, wahrscheinlich von Rheinarmen, die sich um diese Zeit zurückgezogen hatten, gebildet. Bewohner waren nur spärlich vorhanden, und diese wenigen lebten in Armuth und Unwissenheit.

Die Umwandlung war den Mönchen des Cisterzienserordens zu Morimond, von dem auch das Kloster Altenberg hervorgegangen, vorbehalten.

Auf den Wunsch des Erzbischofs Friedrich von Cöln kamen im Jahre 1122 zwölf Klostergeistliche und ein Abt und gründeten das Kloster. Der Erzbischof schenkte ihnen die Anhöhe und Umgebung, und dort legten sie, ringsumher von Sumpf und Bruch umgeben, den Grundstein zu dem ersten Bau.

Die Mönche hatten das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Mit dem Eintritte in den Orden waren sie der Welt abgestorben. Sie sahen ihre Eltern, Geschwister und Freunde niemals wieder, und die Brüder selbst kannten sich nur nach dem Namen, der ihnen beim Eintritte beigelegt wurde. Es war ihnen ewiges Stillschweigen auferlegt. Memento mori (gedenk', dass du sterben wirst), war der einzige Gruss, den sie sich einander bieten durften. Dieser Zuruf tönte schaurig durch die gewölbten Klostergänge, wenn sie einander begegneten.

Der Tag und die Nacht waren in die Zeiten des Gebets, der Ruhe und der Arbeit eingetheilt. Zur Mitternachtsstunde erhoben sie sich vom Lager, um im Chore der Kirche gemeinsam die Psalmen Davids zu singen. Für jeden Tag aber waren die Psalmen und Gebete verschieden. Nach einigen Stunden der Erholung wurden Gesang und Gebet bis an den Morgen fortgesetzt, dann begann die Arbeit, die in bestimmten Stunden durch Gebet unterbrochen wurde. Die Kräftigern bearbeiteten das Feld, die Minderstarken beschäftigten sich mit Abschreiben von Büchern, denn die Buchdruckerkunst war damals noch nicht erfunden. Andere trieben, je nach ihren verschiedenen Gaben, Handwerke oder lagen unaufhörlich dem Studium der Wissenschaften ob.

Ihre Mahlzeiten waren sehr einfach; sie bestanden aus Mehlspeisen, Hülsenfrüchten, Gemüse und Gartenkräutern, Fleisch bekamen nur die Kranken. Mit Sonnenuntergang begaben sie sich nach vollbrachtem Gebete in die gemeinschaftlichen Schlafsäle, wo sie auf Strohpollstern, mit Strohmatten bedeckt, in ihren wollenen Kleidern schliefen. Das Habit war von weisser, ungefärbter Wolle und wurde unter der Brust mit einem schwarzen Gürtel von Kameelhaar zusammengehalten. Ein schwarzes, den Rücken herabhängendes Scapulier, eine schwarze Kapuze, die über den Kopf gezogen werden konnte, ein wollenes Hemde, Strümpfe von wollenem Tuche und Sandalen, die mit Lederriemen über dem Fusse befestigt wurden, das war der ganze Anzug. Das Haupt war

geschoren, nur ein Kranz von Haaren stand rings um den Scheitel. Unter der Lippe trugen sie den Knebelbart.

Durch ihre rastlose Arbeit machten sie die Sümpfe zu fruchtbarem Ackerlande. Die Haide verschwand allmählich, und je mehr der Ordensbrüder kamen, desto grösser wurde der Umfang des urbaren Landes. Dadurch angelockt, kamen auch weltliche Ansiedler in die Gegend und hatten vor den frommen Brüdern die grösste Achtung. Bald wünschte man auch an andern Orten Deutschlands solche Klöster zu besitzen, und so wurde Camp die Stifterin vieler Abteien in der Nähe und in der Ferne.

Bei den geringen Bedürfnissen der Ordensbrüder hatten sie bald eine grössere Einnahme als Ausgabe, und, ohne ihre Mildthätigkeit zu beschränken, konnten sie von ihren Erzeugnissen so viel verkaufen, um nach und nach eine Menge Güter zu erwerben. Ausserdem wurden ihnen von Rittern, welche sich zum Kreuzzuge rüsteten, erhebliche Geschenke gemacht.

Im Jahre 1298 aber nahm durch verheerende Kriege am Niederrheine der Wohlstand ab, denn die Abtei wurde von den Kriegern schwer gebrandschatzt. Zweiundzwanzig Höfe gingen in Flammen auf. Ein ganzes Jahrhundert lang konnte die Abtei den Schaden nicht verwinden. Misswachs und Seuchen verschlimmerte das Elend noch. Dann aber (1327) sprang man ihnen von allen Seiten bei, und es begann wieder eine bessere Zeit, der alte Reichthum kehrte wieder ein, und wie früher konnten sie eine grossartige Gastfreiheit üben.

Die Reformation brachte ihnen Verderben; ihre Gebäulichkeiten und Ländereien wurden gänzlich verwüstet, und sie mussten schliesslich auswandern. Hundertsechzehn Jahre waren sie von ihrem Eigenthume entfernt. Dann wanderten die Brüder, die indessen in den Orden eingetreten waren, nach Camp und bauten das Kloster wieder auf. Michels giebt uns eine Beschreibung, die wahrlich in Erstaunen setzt. Nach derselben muss das Kloster ein Prachtbau gewesen sein, in dem ein Fürst hätte wohnen können. Die Prälatur, welche im Jahre 1741 vollendet wurde, hatte im Erdgeschosse drei Säle, wovon einer ein Deckengemälde hatte, Michels beschreibt diese Säle und alle übrigen Zimmer als sehr schön. Der Garten mit seinen Treibhäusern und Orangenbäumen, Wegen, Beeten, prächtigen Obstspalieren, Gemüsegeldern, Taxuspyramiden, Bildsäulen, Vasen, Springbrunnen, Obstbäumen etc. soll ein wahres Paradies gewesen sein.

Die Musik und die schönen Künste wurden von den Mönchen in Camp mit Ernst gepflegt. Auch die Gastfreundschaft war ein hervorragender Zug der Mönche. Die Abtei war in der schönsten Blüthe und schien eine Pflanzstätte der Wissen-

schaft werden zu wollen, als die französische Republik ihre Armeen nach Deutschland aussandte. Im Herbst 1792 kam ein Streifcorps nach Camp und forderte eine Contribution von hunderttausend holländischen Gulden. Die Mönche konnten nur zweitausend Gulden aufbringen. Da mussten Geisseln gestellt werden. Mit aller Mühe und Noth kamen zwanzigtausend Gulden zusammen, deshalb wurden die Geisseln mit nach Frankreich genommen, entflohen aber unterwegs. 1794 kamen die Franzosen wieder und 1802 wurde die Abtei aufgelöst. Frankreich nahm die Gebäude und die sämmtlichen Einkünfte für sich.

Die Gebäulichkeiten sind seitdem verfallen und mit der Pracht der Gärten hat es ebenfalls ein Ende.

7.4 Geldern

Geldern ist eine Kreisstadt von fünftausendvierzig Seelen. Die Einwohner treiben Ackerbau und Weberei in Wolle, Seide und Leinwand; auch giebt es Knopf- und einige andere Fabriken dort.

Die Stadt bietet in unsern Tagen nicht viel Merkwürdiges, doch hat sie als ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Geldern eine bedeutende Vergangenheit, Nettlesheim, wenn ich nicht irre, ein geborner Gelderner, hat ziemlich ausführlich und mit großer Kenntniß ihre Geschichte geschrieben, wovon wir indessen hier nur Weniges berühren können.

Wenn wir die ältesten Zeiten in Betracht ziehen, so finden wir in der Gegend von Geldern die Völker in großer Bewegung. Die Gallier werden von übergesetzten Germanen vertrieben, und diese wieder von andern Germanenstämmen. Zu Tiberius' Zeiten aber scheinen die Gugurner, welche einst als Sigambrer herübergekommen waren, hier feste Wohnsitze gehabt zu haben. Sie wohnten von Gelduba bis nach Nymwegen. Das heutige Goch lag in ihrem Gebiete und erinnert noch an ihren Namen. Die Gegend muß damals stark bewohnt und die Einwohner mit den Römern durcheinandergewürfelt gewesen sein; denn in der Gegend um die Stadt Geldern herum finden sich viel keltische, germanische und römische Alterthümer.

Im dritten Jahrhundert verschwanden die Namen der einzelnen Volksstämme und die Franken traten an die Stelle. Bei ihren Ueberfällen wurde die ganze Gegend verheert. Zwei Brüder, Wilhelm und Ludolf von Pont, sollen auf dem Grunde von Geldern die erste Burg erbaut haben (990). Die Stadt aber entstand erst 1097 und diente den von den beiden Brüdern abstammten Grafen von Geldern zur Residenz. Auch die nachfolgenden Herzöge von Geldern wohnten hier. Wie alle Festungen des Landes hatte sie von den kriegführenden

den Dynasten viel Ungemach zu erdulden. 1473 wurde sie von Karl dem Kühnen, sechs Jahre später von den Burgundern hart bedrängt, aber nicht eingenommen. Feuersbrünste gesellten sich zu den Kriegen, 1530 brannte sie sogar ganz ab, und kaum hatte sie sich ein wenig erholt, so wurde sie erst von den Holländern, dann von den Spaniern genommen. Krieg und ewig Krieg, bis sie 1703 an die Preußen kam; aber auch jetzt hatte sie noch keine Ruhe, denn die Franzosen beunruhigten sie, und es war ein Glück für sie, daß endlich ihre Festungswerke geschleift wurden. Nun erst konnte sie sich erholen und von den mehrhundertjährigen Leiden ausruhen. Jetzt bietet die Stadt, welche an der Niers und an der Vleuth liegt, einen recht freundlichen Anblick. Das Rathhaus und die katholische Kirche sind hübsche Gebäude, und die sonst so ruhige Stadt hat durch die preußischen Husaren, die seit einigen Jahren hier in Garnison liegen, ein etwas bewegteres Leben bekommen.

Die Fossa Eugeniana geht bei der Stadt in die Niers. Dieser Kanal verdankt sein Entstehen der Isabella Eugenia Clara, einer Tochter Philipp's II., Königs von Spanien. Als sie Statthalterin der Niederlande war, hatte sie auch das Gelderland unter sich. Im Jahre 1626 unternahm sie es, den Rhein und die Maas durch einen schiffbaren Kanal zu verbinden, um dem Handel am Niederrhein zum Nachtheil der Holländer eine größere Ausdehnung zu geben. Leider hat es diesem Kanale gegangen wie dem Nordkanale; er ist niemals in Gebrauch gekommen, und doch würden beide auch jetzt noch für Deutschland von einem unermeßlichen Vortheile sein. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo die beiden Kanäle von Deutschland und Holland gemeinsam wieder aufgenommen werden. –



Als ich in dieser Gegend umherwanderte und nach alten Geschichten und alten Dingen forschte, traf ich auf eine Erscheinung, die ewig alt ist und ewig neu bleiben wird. An der Einfriedigung eines Kirchhofes vorüberkommend, gewahrte ich einen frischen Grabhügel. Traurigen Anlitzes kam eine junge Bäuerin daher geschritten, welche einen Blumentopf in der Hand trug. Bei dem Grabhügel kniete sie nieder, grub den Blumentopf hinein und neigte sich mit dem Kopfe auf die Erde. Ihr Leib zitterte und ich hörte sie leise schluchzen. Der Todtengräber, welcher in der Nähe beschäftigt war, kam herbei, um sie zu trösten, aber sie hörte nicht auf ihn. Lange lag sie auf dem Grabe, dann sprang sie mit einem Schrei empor und stürzte von dannen.

„Gott helfe ihr das Leid tragen,“ flüsterte der Todtengräber.

„Wen beweint sie?“ fragte ich.

„Ihren Gatten, mit dem sie erst seit sechs Monaten verbunden war,“ gab der Mann zur Antwort.

Wehmüthig gestimmt ging ich von dannen. „Geboren und Begrabenwerden,“ dachte ich. „Mit Schmerz kommen, mit Schmerz gehen. So war es bei den Kelten und Germanen, so bei den Römern und uns!“

7.5 Ausflug nach Xanten

Am Niederrhein, ungefähr zwei Stunden flussabwärts von Wesel liegt, etwas vom Strome entfernt, das freundliche Städtchen Xanten. Die Thürme seiner herrlichen Kathedrale winken uns schon von Weitem einen frommen Willkommgruss zu, und wir treten mit gehobenen Gefühlen in die Strassen, wo kräftige Männergestalten und liebliche Frauengesichter uns einen angenehmen Aufenthalt verkünden. Noch voll des süßen Friedens, welcher draussen auf den rauschenden Aehrenfeldern und den lachenden Wiesen lag, grüssten wir den Ort, der einst von den Waffen der Römer und Franken wiederhallte, wo der heilige Victor mit den Resten der thebaischen Legion dem Heidenthume zum Opfer fiel, wo die Kaiserin Helena einen wunderbaren Tempel erhob, der heilige Norbert das Licht der Welt erblickte und wo die im Nibelungenliede gepriesene Burg des Königs Sigmund ihre Zinnen in die Lüfte erhob.

Von Xanten, seinen Lagern und seinen Kämpfen wollen wir hier eine kurze Schilderung machen.

7.5.1 Castra vetera

Der Wanderer, welcher über die Wiesen des rechten Rheinuferes nach Xanten geht, sieht, in der

Nähe der Fähre angekommen, vor sich den sogenannten Fürstenberg, eine Höhe, auf welcher Herr von Hochwächter in idyllischer Einsamkeit seine Wohnung aufgeschlagen hat. Der Leser wolle die Freundlichkeit haben, uns auf die Spitze zu begleiten; es wird ihn nicht gereuen, denn rings um die Villa des Herrn von Hochwächter ist klassischer Boden. Wir durchstreifen mit innerem Behagen die wohlgepflegten Gärten, schauen mit Wohlgefallen in die grünen Wipfel, welche von der Seite des steilabfallenden Fürstenberges zu uns heraufragen, und freuen uns an der Fernsicht den Rhein hinab und hinauf, sowie über das jenseitige Ufer. Was uns aber mehr als die landschaftliche Schönheit bewegt, das ist die wichtige Vergangenheit des Bodens, auf dem wir stehen, die Geschichte, welche uns von allen Seiten bedeutungsvolle Momente in das Gedächtniss zurückruft. Der Leser wolle es uns nicht verargen, wenn wir seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, um ihm den Fürstenberg mit den Gestalten zu bevölkern, die einst hier im Fleische wandelten.

Als der Kaiser Augustus im Jahre 16 vor Christus an den Niederrhein kam, um die Niederlage zu rächen, welche die Römer durch die Sigambrier erlitten, schaute er sich auf dem linken Rheinufer nach geeigneten Punkten zu festen Lagern um. Unser Fürstenberg, von dessen Scheitel man die ganze nördliche Ebene, den Rhein und alle feindlichen Bewegungen im jenseitigen Germanien überschauen konnte, war zu einer solchen Anlage ein herrlicher Punkt. Er errichtete deshalb hier auf der Höhe des Heeswaldes ein Winterlager (*castra hiberna*) für zwei Legionen oder zwölftausend Mann. Weil es das erste der erbauten Lager war, erhielt es später den Namen *castra vetera* (das alte Lager). Vielleicht wurde ihm dieser Name auch erst dann gegeben, als höher den Strom hinauf das Lager zu Neuss (*Novesium*) errichtet worden war.

Das Lager war ein grosser, viereckiger, mit einer starken Mauer umgebener Raum. Diese Mauer war mit Thürmen und Zinnen versehen, und innerhalb des bedeutenden Umfangs lagen die Kasernen, die Provianthäuser und die Magazine für Waffen und Kriegsmaterial. Auf der schönen Höhe, welche jetzt ziemlich einsam daliegt, in dem schattigen Walde ein heiliger Frieden rauscht, wimmelte es in jener weit zurückgelegenen Zeit von Menschen in römischer Soldatentracht. Da erscholl das Commandowort, die Waffen rasselten, die Pferde wieherten, des schreitenden Fusses Echo erdrönte gegen die hohen Mauern und der ganze Lärm eines grossen Lagers schallte in die Ebene hinab.

Manchem Leser mag es gewagt dünken, den Fürstenberg mit schimmernden Uniformen, mit hochragenden Gebäuden und Thürmen zu besetzen; er zieht uns vielleicht der Uebertreibung oder

gar der Erfindung. Aber er kann diese Schilderung ruhig als Wahrheit hinnehmen, denn von Tacitus an geben die bedeutendsten Schriftsteller Kunde von dieser Wahrheit und der Schooss der Erde bestätigt ihre Angaben.

Von den alten Römerwerken ist in unsern Tagen nichts übrig geblieben, als der neunzig Fuss tiefe, mit Tuffsteinen ausgemauerte Brunnen. Im Jahre 1670 aber standen noch zwei Thürme, von denen man die Gegend weit und breit überschauen konnte. Hundert Jahre später, 1774, als die Umwohner den Berg durchwühlten, um die zahlreichen Tuffsteine zum Bau von Wohnungen zu benutzen, fand man noch colossale, mit Cement zusammengefügte Fundamente von römischen Bauwerken. –



Juno.



Mars.

Innerhalb des ummauerten Lagers wohnten nur Soldaten und auf der Höhe des Berges im festen Schlosse der Feldherr, während ausserhalb die Tempel des Mars, des Mercurius, des Silvanus, der Fortuna standen. Auch lagen den Berg hinab Landhäuser der Offiziere und römischen Bürger. Dieses sind nicht blosse Vermuthungen, vielmehr ist ihr einstiges Dasein durch die Ausbeute der Ausgrabungen, die hier stattgefunden, sattsam bewiesen. Altäre, Votivsteine und andere Denkmäler sind auf dem Berge und in dem nahe gelegenen Dorfe Birten, einem Theile des Lagers, in älteren und neueren Zeiten gefunden worden.

Ganz nahebei den Häusern von Birten, etwas feldeinwärts sieht man auf dem freien Felde einen mit Holz bewachsenen Erdwall, der augenscheinlich nicht von der Natur herrührt, sondern von Menschenhänden aufgeworfen ist. Beim Näher-



treten gewahrt man innerhalb dieses Erdwalles eine Vertiefung mit vier, genau nach den Himmelsgegenden angelegten Eingängen. Der äussere Umfang des Walles beträgt ungefähr fünfhundertfünfzig Schritte, der innere hundertzwanzig. Die Böschungen der inneren Wände laufen schräg abwärts. Das war ein römisches Amphitheater, wahrscheinlich ausschliesslich zum Gebrauche der Soldaten bestimmt. Hier hielten sie ihre Fechterspiele und ihre gymnastischen Uebungen. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts befand sich in dieser Arena campestra noch eine aus übereinandergelegten Mühlsteinen erbaute Säule, die Meta. In diesem wahrscheinlich aus Holz erbauten Amphitheater hat man auch eine ungewöhnlich grosse Münze mit der griechischen Inschrift: Dido Basilissa gefunden. In der Nähe der Arena müssen auch Gebäude gestanden haben, denn früher zeigte sich in den umgebauten Feldern mancher Mauerrest, auch birgt der Boden in Menge Ziegelsteine, Gemmen und Münzen, die von Zeit zu Zeit durch die Landleute beim Pflügen zu Tage gefördert werden. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst einen römischen Dachziegel in dem Erdwalle des Amphitheaters gefunden.

Wahrscheinlich fanden auch blutige Gladiatorenkämpfe in der Arena statt, wenigstens grub man in der Nähe derselben eine grosse Anzahl von Urnen mit Gebeinen aus. Im Munde des Volkes heisst die Arena: St. Victor's Lager oder St. Victor's Loch; man verbindet mit dieser Benennung den Glauben, der heilige Victor mit seinen Gesellen sei hier gemartert worden. Obschon diese Meinung in neuerer Zeit noch bestärkt worden, indem man an die Stelle der Mühlsteinsäule ein Missionskreuz aufgerichtet hat und in der Inschrift sagt, dass hier St. Victor von den Römern

getödtet worden sei, so ist dieses doch eine irrige Ansicht. Der Märtyrer erlitt den Tod für seinen Christenglauben nicht auf dem Berge, sondern in der Ebene, nahe bei Xanten am Hagenbusch. Wir kommen später darauf zurück.

Verlässt man den Fürstenberg und geht den Hohlweg hinab, so kommt man am Fusse desselben an den alten Rhein, welcher sich auf dem Biss-, licher Eiland in den neuen Rhein ergiesst und mit seinem andern Ende keinen Abfluss hat. Der alte Rhein, dessen Bett noch jetzt voll Wasser ist, wird auf dieser Stelle von dem jetzt trocken liegenden Rheine, wie er zu Römerzeiten seinen Lauf hatte, durchschnitten, so dass die beiden alten Rheine einen grossen Bogen bilden, in dessen Mitte ein Eiland ist. Hier erbaute Germanicus eine hölzerne, auf Pfählen ruhende Brücke über den Rhein. Ueber diese Brücke zog er im Jahre 14, als er die Marsen bekriegte. Bei niedrigem Wasserstande hat man noch in neuester Zeit die Pfähle dort unter dem Wasser gesehen und ihren Eisenbeschlag erkannt, wie deren auch aus dem angeschwemmten Boden ausgegraben worden sind. Im Jahre 1767 gerieth ein Schiff auf die alten Brückenpfeiler und scheiterte.

In wasserarmen Jahren, wenn das Bett des alten Rheines ausgetrocknet war, hat man im Durchschneidungspunkte der alten Rheine, nahe am Fusse des Fürstenberges, auch dicke Mauern und Fundamente gefunden. Sie rühren von dem Rheinhafen her, den die Römer hier angelegt hatten. Der Hafen und seine Werftanlagen müssen sehr bedeutend gewesen sein, denn hier liess Drusus die grosse Rheinflotte erbauen, auf welcher er im Jahre 12 v. Chr. nach der Mündung der Ems fuhr. Hier stationirte sie später immer. Ein Blick auf die Spezialkarte von Xanten setzt uns der Versuchung aus, zu glauben, der jetzige alte Rhein sei eine bogenartige Fortsetzung des Hafens gewesen.

Von Vetera aus fanden die Züge nach dem Teutoburger Walde statt, überhaupt gingen eine lange Zeit fast alle Operationen gegen die rechtsrheinischen Germanen vom Fürstenberge aus. Hier concentrirte sich die Macht der Römer am Unterhaine und das Lager hatte eine solche Bedeutung, dass die Oberfeldherren sich fast immer daselbst aufhielten. Selbst die Leiche des Drusus war hier eine Zeit lang ausgestellt, ehe sie nach Rom geführt wurde.

Im Museum der römischen Alterthümer zu Bonn befindet sich ein Grabstein; er wurde zu Birten gefunden und ist nach der für die Römer so unglücklichen Schlacht dem Legaten M. Cälius von der achten Legion gesetzt worden. Dieser Centurio gehörte nämlich zu der grossen Anzahl der Gefallenen im Teutoburger Walde.

Nach der Varianischen Niederlage hielt sich Tiberius lange in Vetera auf und feierte seinen Geburtstag durch Pferderennen.

Nach Vetera wurde auch Segestes gesandt, als er vor dem Grimm seines Schwiegersohnes Arminius nicht mehr sicher war.

Zur Zeit, als der Bataver Claudius Civilis sein Schwert gegen die Römer erhob, spielte Vetera noch einmal eine sehr bedeutende Rolle, denn hier war der Kampf gegen die Römer am blutigsten und am hartnäckigsten. Während der Krieg den Strom hinab- und hinaufwogte, und bald in Asciburgum und Gelduba, bald in Neuss Scharmützel vorfielen, hielt sich die von Civilis belagerte Besatzung des Fürstenberges und setzte dem Civilis einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, dass dieser sich endlich entschloss, sie auszuhungern. Auf diese Weise mussten sich die Römer endlich ergeben.

Civilis liess im Grimme das Lager, welches ihn so lange aufgehalten hatte, verwüsten und verbrennen. Aber die Trümmer sollten ihm noch einmal zum Stützpunkte werden, als er von Clericalis verfolgt (siehe das Nähere in dem Aufsätze: Aufstand der Bataver), sich nach der batavischen Insel zurückzog.

Nicht weit von der Römerbrücke liess der unerschrockene und thatkräftige Bataver einen Damm quer durch den Rhein bauen, so dass das Flachland am Fusse des Fürstenberges weithin unter Wasser gesetzt wurde. Auf diesen Damm beorderte er die Bructerer, während er mit seinen übrigen Schaaren jenseits des überschwemmten Landes auf den sanft ansteigenden Höhen des Heeswaldes stand.

Von dem blutigen Kampfe, welcher schliesslich zu Gunsten der Römer endigte, birgt die Torferde der damals überschwemmten Niederung noch eine Menge von Schwertern und Lanzen spitzen, auch wurden dort in Menge grosse, behauene Baumstämme ausgegraben, wahrscheinlich die Ueberbleibsel der Flösse, mit denen die römischen Soldaten in den künstlichen See fuhren, um den Civilis anzugreifen.

Das zerstörte Vetera wurde wieder aufgebaut und später legte Kaiser Trajan tausend Schritte vom Fürstenberge entfernt, nahe bei dem jetzigen Xanten, die Colonia Trajana an. Diese Colonie, welche bis an die Gärten von Xanten reichte, ist zwar jetzt von der Erde verschwunden, aber die mächtigen Fundamente, welche dort aufgedeckt worden sind, die Ruinen der alten Burg und der im Jahre 1822 in dem Garten des Schenk-wirthes Graeff entdeckte Brunnen geben Zeugnisse von ihrem einstigen Vorhandensein. Wie unter den Franken die Gegend verwüstet wurde und das alte Vetera seine Bedeutung verlor, darauf können wir hier nicht eingehen.

7.5.2 Xanten und die Gräber in seiner Umgebung

Die Stadt Xanten selbst rühmt sich eines sehr alten Ursprungs. Im Mittelalter war die Sage allgemein verbreitet, es sei nach der Zerstörung von Troja von den fliehenden und umherirrenden Trojanern erbaut worden. In Folge dieser Legenden trug es auch, und zwar sogar in öffentlichen Urkunden den Namen Troja, Troja Francorum, Troja minor, Lützula Troja, d. h. Klein-Troja. In christlicher Zeit erhielt es auch von seinen Märtyrern die Benennung: Troja Sanctorum, Troja Sancta, aus welch' letzteren Worten dann später Xanten oder, wie es am Niederrhein vielfach ausgesprochen wird, Sancten und Santen erhielt.

Der Grund zu letzterer Benennung liegt in dem Martyrthume des heiligen Victor. Als Maximilian, der Regierungsgenosse des Diocletian, gegen die Aufrührer in Gallien zu Felde zog, hatte er auch eine Legion von sechstausendsechshundertsechszig Mann aus Theben in Aegypten, die thebaische, nach Italien kommen lassen, damit sie ebenfalls gegen die Gallier verwendet würden. Als sie aufgefordert wurden, den Göttern zu opfern, weigerten sie sich dessen, und es stellte sich nun heraus, dass die ganze Legion sammt ihrem Tribun Mauritius aus Christen bestand. Da war ihr Tod beschlossen. Der grösste Theil dieser christlichen Soldaten starb am Genfer See zu St. Maurice, zu Bonn und Cöln unter den Schwertern ihrer Henker. Nur der Cohortenführer Victor mit dreihundertdreissig Waffengenossen war noch übrig geblieben. Auf dem ihm angewiesenen Marsche rheinabwärts gelangte er zur Colonia Trojana bei Xanten und lagerte sich daselbst in den Wiesen des Rheins. Als bald fielen die von Maximilian bestellten Henker über sie her, tödteten sie bis auf den letzten Mann und warfen ihre Leichname in die Sümpfe am Hagenbusch.

Etwa fünfzig Jahre später sammelte die Mutter des Kaiser Constantin, die heilige Helena, die Gebeine der treuen Bekenner und erbaute den St. Victorsdom über denselben.

Die Kirche wurde aber schon 451 von den Hunnen zerstört. Neu aufgebaut erlitt sie dasselbe Schicksal im Jahre 854 durch die Normanen. Dann brannte sie zweimal ab, 1081 und 1109. Aber alle diese Unbilden haben nicht hindern können, dass sie stets wieder aus dem Schutte erstand und noch jetzt, wo sie abermals in Reparatur ist, zu den grössten kirchlichen Zierden des Rheinlandes gehört.

Um wieder auf den Namen Troja zurückzukommen, so ist es wahrscheinlich, dass die Stadt aus und auf den Trümmern der Colonia Trajana erstand und dass im Laufe der Zeit hieraus mit Veränderung eines Buchstabens Trojana und

nachher Troja entstand.

In Xanten wohnte, gemäss der Nibelungensage, in einer reichen und weitberühmten Burg der König Sigmund mit seiner Gemahlin Sigelinde. Ihr Sohn war der Drachenbändiger, der gehörnte Sigfried.

Da wuchs in Niederlanden eines reichen Königs Kind. (Des Vater, der hiess Sigmund, seine Mutter Sigelind) In einer reichen Veste, die weit und breit bekannt, Unten am Rhein gelegen und Xanten war genannt.

Im Nibelungenliede kommt der Münster zu Xanten schon vor, jedenfalls ein Zeugnis für sein hohes Alter.

Da ging in einen Münster gar mancher reiche Knecht!

Man sang zu Ehren Gottes die Messe. ---



Sigfried erlegt mit seinem Schwert Balmung siebenhundert Nibelungen und ihre beiden Könige.

Die alte Nibelungenburg, später der Bischofshof genannt, stand noch bis zum Jahre 1692, wo sie abgebrochen und ihre Steine zum Festungsbau in Wesel verwandt wurden. Der klassische Boden des Palastes ist jetzt zu einem Garten umgewandelt. Doch ist noch ein Rest aus der Nibelungenzeit übrig geblieben. An der Mauer eines Thores, das vom Markte nach der Kirche führt, stehen zwei Figuren in Stein, wovon die eine den gehörnten Sigfried darstellt, wie er dem Lindwurm den Lanzenschaft in den Rachen stösst. —

Sind auch im Laufe der Jahrhunderte die Denkmale der römischen Baukunst verschwunden, so haben doch die Gräber die Geheimnisse der Geschichte bewahrt. Im Jahre 1819 begann der jetzt



Der Nibelungen Ende.

verstorbene Notar Houben zu Xanten mit grossen Geldopfern Nachgrabungen zu veranstalten und er erzielte aus den geöffneten Gräbern eine so reiche Ausbeute an Münzen, Töpfen, Fläschchen, Statuen und Zierrathen aller Art, dass er damit ein eigenes Museum füllen konnte. Leider ist dasselbe nach seinem Tode in alle Welt zerstreut worden. Einige Urnen sind jetzt in meinen Händen.

Wem es auffallen sollte, dass sich so viele Gegenstände in den Gräbern gefunden, der möge sich die römische Begräbnissart vergegenwärtigen. Wenn die Zeit gekommen war, dass der Tote bestattet werden sollte, so grub man auf der Begräbnissstätte ein grosses, kesselartiges Loch, welches auf einer Seite einen Eingang hatte. Hier wurde der Leichnam auf Brettern niedergelegt und mit schnellbrennendem Holze umgeben. Ein Verwandter des Verstorbenen zündete mit abgewandtem Gesichte das Holz an, welches häufig noch mit Oel begossen und mit Pech bedeckt wurde, damit die Flammen den Körper um so rascher verzehrten.

War der Scheiterhaufen erloschen und also die Leiche verbrannt, so sammelte man aus dem Erdkessel die Asche und die nicht verbrannten Gebeine sorgfältig zusammen, besprengte diese Ueberbleibsel mit Wein und Milch, trocknete sie auf leinenen Tüchern, mischte wohlriechende Dinge unter die Asche und legte sie in eine Urne. Um den angenehmen Geruch desto länger zu erhalten, fügte man auch Fläschchen mit wohlriechenden Oelen hinzu, Bei der eigentlichen Bestattung

wurden dann alle Geräthe, die man bei der Cere-
monie gebraucht, mit in den Sarg gegeben. Auch
fugte man häufig eine Menge anderer Dinge hin-
zu, welche dem Todten besonders lieb gewesen
waren oder welche in irgendeiner wichtigen Be-
ziehung zu ihm gestanden hatten.

Houben fand in den geoffneten Gräbern oft
vollständige steinerne Särge, häufig standen auch
die Aschenurnen im Sande und waren nur mit
preparirtem Thon oder mit Dachziegeln bedeckt.

Zum Glücke für die Geschichte und die Alter-
thumsfreunde hat Houben die bedeutendsten An-
tecaglien seiner Sammlung in seinem römischen
Antiquarium der Nachwelt aufbewahrt. Hier fin-
den wir auf achtundvierzig Tafeln die getreu-
en Abbildungen dieser Gegenstände, über deren
Reichthum und Schönheit wir erstaunen müssen.

Fast in allen Gräbern wurde die eine oder ande-
re Münze gefunden, nach welcher man das Sterbe-
jahr des Beerdigten abmessen konnte. Die grösste
Zahl der Gegenstände besteht aus Aschenurnen,
Töpfen, Lampen, Schüsseln, Krügen, die theils
aus rothem, weissem und gelbem Thon, theils
aus terra sigillata und terra cotta gemacht sind.
Hieran reihen sich die Salb- und Pomadetopfe,
die Essenzflaschen und Oelkruge. Die sogenann-
ten Thranenflaschchen und die übrigen gläsernen
Geschirre bestehen meistens aus Glas von ver-
schiedener Farbe. Aus den schönen Formen und
der vortrefflichen Arbeit lässt sich die Höhe erken-
nen, auf welcher die römische Industrie damals
stand. Gleichzeitig geben diese Dinge einen Be-
griff, bis zu welchem raffinirten Luxus das haus-
liche Leben der Römer gestiegen war.

Metallene Handspiegel, Fibeln oder Brechen
zum Zusammenhalten der Kleider, letztere von
der mannichfachsten und schönsten Bildung,
bronzene Statuetten, Dreifusse, Spielsachen für
Kinder, goldene Ringe mit edeln Steinen, Ketten
und Halsschmuck folgen sich in buntem Wechsel.
Häusliche Geräthe aller Art, Lanzenspitzen, Waf-
fen und Schwerter sind nicht selten. Wie sehr sie
auch im Laufe der Jahrhunderte vom Roste an-
gefressen worden sind, so sieht man doch auf den
ersten Blick, wozu sie gedient.

Die zahlreichen Cameen von edeln Steinen sind
häufig von überraschender Schönheit und lassen
uns das Volk bewundern, welches uns zugleich mit
der Knechtschaft die Cultur und die Verbreitung
des Christenthums brachte. Auch grösseren Stein-
denkmäler mit Inschriften hat Houben ausgegra-
ben, und jenseits des alten Rheines sogar den ge-
kronten Schädel eines germanischen Fürsten.

Unweit von Xanten, im Bereiche der Colonia
Trajana, fand eine Wittve in ihrem Acker einen
Schatz von vierhundert römischen Goldmünzen.
Sie sind leider meistens eingeschmolzen worden,
Houben konnte für seine herrliche Sammlung nur
zwei erhalten.

Die Erde von Xanten ist noch reich an Ante-
caglien, täglich fördern Pflug und Grabscheit de-
ren zu Tage. Leider aber ist jetzt Niemand in
Xanten, welcher sich genug für die Erforschung
der römischen Geschichte interessirt, um Houbens
Werk fortzusetzen und die Stadt auf's Neue mit
einem Museum zu bereichern. Bei der Reichhal-
tigkeit des Bodens ist mit ziemlicher Gewissheit
anzunehmen, dass die Hauptschatze noch nicht
gehoben sind.

Wir erinnern an die antike, grosse Bronzefigur,
die vor einigen Jahren in Xantens Nähe von Fi-
schern im Rhein bei Luttingen gefunden wurde.

Unter den Bewohnern der Umgegend geht die
Sage, irgendwo sei mit unermesslichen Schätzen
die Leiche eines Kaisers begraben. Auch haben
zur Entdeckung dieses Grabes Nachgrabungen
stattgefunden, doch waren sie ohne Erfolg.

So erblüht aus den Wohnungen der Todten das
Wissen der Lebendigen. Dinge, welche fast zwei-
tausend Jahre lang im Schoosse der Erde begrab-
en lagen, kommen an das Tageslicht, berichtigen
die Meinungen der Gelehrten und erweitern den
Kreis ihrer Kenntnisse.

Wir können übrigens nicht von den römischen
Gräbern scheiden, ohne mit Abscheu an den
schrecklichen Verfall der römischen Sittlichkeit zu
erinnern. Die Gräber von Xanten haben auch in
dieser Hinsicht Aufschlüsse gegeben, die wahrhaft
haarstraubend sind. Hier aber ist nicht der Ort,
dieses Thema, weiter zu erornern.

Und was, fragen wir zum Schlusse, ist von all'
den römischen Herrlichkeiten geblieben, die da-
mals die Welt mit Staunen und Furcht erfull-
ten? Nichts, als die stummen Zeugen der Gräber.
Aber was damals mit Feuer und Schwert ver-
folgt wurde, was sich nur scheu und verstohlen
an das Tageslicht wagen durfte, um ein kumm-
liches Dasein zu fristen, das Christenthum, es hat
seitdem die Welt erfüllt. Aus den verschütteten
Trümmern der Colonia Trajana ragt der weithin
sichtbare Doppelthurm des heiligen Victor em-
por. Der Hauptaltar des herrlichen Domes be-
wahrt den kostbaren Reliquienkasten, in welchem
die Gebeine des christlichen Cohortenfuhers Vic-
tor aufbewahrt sind, und an den Wänden in ver-
schlossenen Glaskasten sehen wir noch heute in
unglaublicher Menge die Gebeine der dreihun-
dertdreissig Soldaten, welche mit ihm in den Tod
gingen.

Ein Bruch, ein moderiger Sumpf war die Stätte
der Märtyrer im Sterben, jetzt ruhen sie in der
Umgebung von dreiundzwanzig Altären, von de-
nen einige durch prachtvolles Schnitzwerk und al-
te, gediegene Gemälde die Aufmerksamkeit des
Kenners auf sich ziehen.

Eben jetzt ist man im Begriff, den St. Victors-
dom einer gründlichen Reparatur zu unterwerfen,
um den Ort, wo die Gebeine des Heiligen ruhen,

wo unter andern Kostbarkeiten auch ein Messgewand des heiligen Bernhard aufbewahrt wird, seiner Vergangenheit gemäss würdig den nachkommenden Geschlechtern zu überliefern.

So scheiden wir denn von dem freundlichen Städtchen, in welchem der heilige Norbertus, späterer Bischof von Magdeburg, geboren wurde, und von wo der Scholastikus Johannes ausging, um in Aachen und anderen Orten den Kreuzzug zu predigen, durch den viele geistliche und weltliche Personen veranlasst wurden, sich das Kreuz anzuheften und nach Jerusalem zu pilgern, um das heilige Grab zu befreien.

7.6 Kevelaer

Von Geldern gelangt man mit der Bahn nach Kevelaer, einem Marktflücken von eintausendacht-hundert Einwohnern. Das Städtchen betreibt Ackerbau und Viehzucht, verdankt aber seinen Hauptwohlstand dem wunderthätigen Muttergottesbilde, welches seit 1642 zur Verehrung ausgestellt ist. Von allen Enden Deutschlands und Hollands kommen alljährlich große Prozessionen, um hier zu beten und die heiligen Sakramente zu empfangen. Man hat berechnet, daß jedes Jahr im Durchschnitt zweihunderttausend Pilger ankommen. Das Bild der heiligen Jungfrau befindet sich in der alten, von schönen Bäumen umstandenen Kapelle und ist tausendfach abgebildet worden. Im Sommer ist um diese Kapelle herum beständig Markt. Hundertfältig sind die Artikel, die man dort kaufen kann; am zahlreichsten aber sind Rosenkränze, Heiligenbilder, Gebetbücher, Heiligenstatuen etc. vertreten.

Da die Zahl der Pilger immer zunahm und die kleine Kapelle nur einen Theil derselben fassen konnte, so hat man in den Jahren 1858-1864 eine neue, sehr schöne gothische Kreuzkirche erbaut, an deren Chor sich eine große Beichthalle schließt.

In der Kapelle findet man eine große Zahl von Weihgeschenken, darunter Krücken, wächserne Hände und Beine etc., welche zum Andenken der hier vorgekommenen Heilungen hier aufgehängt sind. Schon bei den Etruskern bestand der Gebrauch, dem Gotte Aeskulap bei erlangter Gesundheit Abbilder der gesund gewordenen Glieder zu widmen. (Siehe: „Welt, Italien, wo man auf der Tiberinsel zu Rom solche Glieder ausgrub.“) Ich erwähne dieses nur, um die Vermuthung auszusprechen, daß Kevelaer älter ist, als man gewöhnlich glaubt, und daß wahrscheinlich die Römer hier einen Tempel hatten. Jedenfalls reicht Kevelaer in die keltische Zeit hinauf und bestand bereits lange, als die Römer in Gallien ankamen. Ke = Keve bedeutet eine Erhöhung, laer = Grund, Boden, Flur.

7.7 Station Weeze

Ein großes schönes Dorf mit einem hohen Kirchturme. Der Ort war früher eine Herrlichkeit, der an den vielen Kriegen des Mittelalters nicht ungeschoren vorbeikam. Ackerbau, Viehzucht, Bleichereien etc. sind die Nahrungsquellen. In Weeze wurde der berühmte Rechtsgelehrte Dr. Hermann Adolf Rudolphus geboren, der im sechzehnten Jahrhundert Rath und Gesandter Karl's V. war und nachher Abt zu Waldhausen wurde.

7.8 Goch

Goch ist ein altes, zu Römerzeiten zum Gebiete der Gugurner gehöriges Städtchen mit einem Schloß, welches jetzt der Familie van Haefen gehört. Auch das Steinthor ist alt, sowie die schöne Kirche. Es hat ungefähr viertausend Einwohner und liegt in fruchtbarer Ebene an der Niers. Graf Otto III. von Geldern (1229-1271) erhob es zur Stadt und umgab es mit Mauern. Hier wurde die durch ihre lateinischen Briefe bekannt gewordene Nonne Adelheid geboren, welche auf Rolandswerth im Kloster lebte († 1507). Auch ist Goch der Geburtsort des Gelehrten Gochius und des Historikers Heinrich Türk.

Wegen ihrer Eigenschaft als Festung hatte die Stadt alle Wandlungen der Kriege von ihrer Gründung bis in die französische Zeit mitzumachen. Häufig belagert und genommen ging ihr Wohlstand ab und auf. Zu Zeiten hatte sie sehr bedeutende Gewerbe und Manufacturen und konnte bei den Händeln der Welt ein Wort mitreden; aber ein ruhiges Leben hat sie erst bekommen, seitdem die Festungswerke geschleift sind.

Gewöhnlich hält man die Gallier und Germanen zur Zeit der Römer für Barbaren, welche auf der tiefsten Stufe der Bildung standen und sich von Wilden nur wenig unterschieden; aber man geht darin zu weit. Gewisse Künste und Handfertigkeiten waren schon damals im Schwunge, und es ist anzunehmen, daß unsere Vorfahren überhaupt cultivirter waren, als es gewöhnlich angenommen wird. So wissen wir, daß viele Stämme die Schafwolle zu spinnen, zu weben und zu färben verstanden; ebenso wußten sie mit dem Leinen umzugehen. Eine Menge Anzeichen sprechen dafür, daß auch die Gugurner mit diesem Industriezweige wohl vertraut waren und denselben auf ihre Nachkommen vererbten, so daß im Mittelalter die Stadt Goch in der Wollverarbeitung eine hohe Stelle einnahm. Zwar hören wir erst 1367 von einer Walkmühle, aber das hindert nicht, dieser Industrie eine frühere Geburt zuzuschreiben. Im dreizehnten Jahrhunderte schon erreichte die Stadt durch die Tuchbereitung einen großen Wohlstand. In allen Straßen wohnten Wollkämmer, Weber, Walker, Tuchscheerer

und Färber; überall waren Bleichplätze für die Wolle. Diese Industrie war so allgemein, daß mit ihrer Abnahme im sechzehnten Jahrhunderte der Wohlstand der Stadt beträchtlich herabging. Gocher Tuch wollte Jeder haben, weil es für das beste galt; es wurde weit und breit verkauft, und selbst aus der Lombardei kamen Kaufleute nach Goch, um Tuch für Italien aufzukaufen.

Anstatt eine weitläufige Chronik von Goch zu geben, will ich hier nach den Mittheilungen des Dr. P. B. Bergrath eine Geschichte erzählen, die sich im Jahre 1590 zutrug:

Am 16. Februar 1590 kam ein Brief an den Amtmann zu Goch, Wolter van Büren, der den würdigen Herrn in große Aufregung versetzte, denn er wurde in diesem Schreiben aufgefordert, wohl auf die Stadt zu achten und den Pförtner Peter Bongardt (Poorte-Jäntje genannt), sowie auch den Bürger Heinrich Rieckens gut im Auge zu behalten, denn die zu Geldern liegenden Spanier hätten die Absicht, die Stadt Goch zu überumpeln, wobei ihnen die beiden Genannten hülfreiche Hand leihen sollten. Der Briefsteller war ein gewisser Johann Kniper aus Nymwegen, dem sie zum Behufe der Mittheilung ein in Geldern in Garnison liegender spanischer Soldat, mit Namen Basta, anvertraut hatte.

Der Amtmann las den Brief mit großer Aufmerksamkeit und fand die Art und Weise, wie sie sich der Stadt bemächtigen wollten, sehr ausführlich beschrieben. Er wußte nicht recht, was er von der Sache halten sollte; da kam der Richter Mathias Romswinkel und zeigte ihm von denselben Personen einen gleichlautenden Brief. Nun schwand aller Zweifel, und die beiden Personen beschloßen, sich der Verräther zu bemächtigen. Poorte-Jäntje wurde auch wirklich vom Voßthore herabgeholt und in Verwahrsam genommen, Rieckens aber konnte nicht ergriffen werden, denn er befand sich nicht in der Stadt.

Der Thorhüter wurde sogleich verhört; der Mensch bekannte sofort seine Schuld und gestand, daß er falsche Schlüssel habe machen lassen, die er willens gewesen sei, den Spaniern zu überliefern. Er hatte dieselben in seiner Bienenhütte versteckt und holte sie auf Befehl der beiden Männer herbei. Der Richter probirte sogleich die Thore mit denselben und fand, daß sie genau paßten. Bei dem fortgesetzten Verhör gab der Thorhüter noch Folgendes an: Heinrich Rieckens hatte mit dem Soldaten Antonio Basta längere Zeit gespeist und bei dieser Gelegenheit habe er von einem andern spanischen Soldaten, einem gewissen Gaert Penninck, erfahren, daß die Spanier gerne die Stadt einnehmen wollten, wenn nur Jemand in der Festung ihnen helfen wolle. Basta hatte sich gleich dazu erboten und schon im Voraus Geld dafür bekommen. Sodann war er nach Goch gekommen und hatte Poorte-Jäntje überredet, an

dem Geschäfte Theil zu nehmen und ihm gegen eine reiche Belohnung einen Abdruck der Thor Schlüssel zu verschaffen. Der Thorhüter hatte diesen Abdruck wirklich gemacht und dem Rieckens übergeben. Dieser war nach Geldern gegangen und hatte dort drei Schlüssel anfertigen lassen, die ihm der Junge des Antonio in Gegenwart des Rieckens einhändigte. Er verbarg sie in seiner Bienenhütte unter dem Stroh. Darauf hatte er sich mit dem Hauptmann Daniels, Rieckens sich mit Penninck verabredet, wie die Sache zu machen sei. Poorte-Jäntje hatte das Versprechen gegeben, an einem bestimmten Tage mit den falschen Schlüsseln das Stadthor bei der Burg zu öffnen, das Schloß der Zugbrücke vor der Stadt mit einem Hammer abzuschlagen und den Spaniern die Stadt zu öffnen. Mit den richtigen Schlüsseln hätte er es nicht, vermocht, weil er dieselben jeden Abend in dem Hause des Bürgermeisters abliefern mußte.

Es war noch die Vorsorge getroffen, daß vor dem Oeffnen sich eine Anzahl spanischer Soldaten in der Stadt verstecken sollten, um das Fallgatter zu bewachen, damit die Bürger es nicht niederlassen konnten.

Dieser abscheuliche Verrath des Peter Bongardt war um so schmerzlicher, weil man den Menschen aus städtischen Mitteln erzogen hatte und also Wohl eine feste Treue von ihm erwarten durfte. Indessen hatte ihn das Geld gelockt, denn es waren ihm viertausend Kronen in baarem Gelde, eine Hauptmannsstelle und sechs Häuser in der Stadt versprochen worden. Sein Mitschuldiger Rieckens sollte dasselbe haben. Welchem Schicksale die Stadt entgegenging, wenn der Anschlag gelang, läßt sich leicht denken. Eine allgemeine Plünderung stand schon von vornherein auf der Liste der Greuelthaten.

Alle bedrohten Städte wurden gewarnt und ihnen anbefohlen, die Thore zu schließen. Poorte-Jäntje aber sollte auf einem Schlitten aus der Stadt geschleift und an den Galgen gehangen werden. Dieses Urtheil konnte an dem Lebenden nicht vollstreckt werden, weil er sich gleich nach dem Verhör vergiftete. Die Giftpillen wurden noch in seinen Kleidern gefunden. Um ein Beispiel zu statuiren, befahl die Rechtskammer zu Cleve, daß dem Todten der Kopf abgeschlagen und derselbe auf einer Eisenspitze über das ihm anvertraute Thor gesteckt, der Leib aber geviertheilt und über jedem Thore ein Viertel des Körpers aufgestellt werde. Dieses Urtheil wurde durch den Scharfrichter von Cleve wirklich vollzogen.

Der flüchtige Rieckens, der in Goch vornehme und reiche Verwandte hatte, war unterdessen auch aufgehoben und zu Rees in's Gefängniß gesetzt worden. Er wurde zum Tode verurtheilt, dieses Urtheil aber erst am 15. März vollzogen.

Auf dem Markte zu Rees erhob sich das Schaffot. Als der Verräther dorthin abgeführt wurde, brachte man ihn auf das Rathhaus, um ihm das Urtheil zu verkündigen. Er hörte es reumüthig an und machte Bekenntnisse, wodurch noch eine Reihe anderer Personen verdächtig wurden. Rieckens wurde auf dem Schaffot bei lebendigem Leibe geviertheilt und die Stücke des Körpers unter den Thorbogen der Stadt zur Warnung aufgehangen.

Die Angeber, Johann Kniper und Antonio Basta, welche den spanischen Dienst quittiren mußten, erhielten von den bedrohten Städten Geldbelohnungen

Peter Bongardt's Kopf stand so lange auf dem Voßthore, bis nichts mehr von ihm übrig war, dann ließ der Magistrat an die Stelle einen Bleikopf setzen, der bis zum Abbruch des Thores in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts dort stehen blieb.

7.9 Station Cleve

Die Stadt, früher Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Cleve, hat jetzt elftausend Einwohner. Sie liegt, eine Stunde vom Rheine entfernt, in reizender Umgebung und wird des milden Klimas wegen häufig von Holländern, die sich erholen wollen, zum Aufenthalte gewählt. Aus der Residenzzeit hat die Stadt noch einen vornehmen Anstrich behalten; die Straßen sind hübsch und rein, die Häuser leuchten von Sauberkeit, und es herrscht verhältnißmäßig viel Leben auf den bergansteigenden Straßen. Das hervorragendste Gebäude ist die Schwanenburg, einst Sitz der Grafen und Herzöge von Cleve. Sie ist noch immer ein stattlicher Bau, nimmt aber kaum die Hälfte ihres frühern Raumes ein.

An dieses Schloß lehnt sich eine liebliche historische Sage, die ich in einem kleinen Buche (Mülheim bei Bagel) erzählt habe: Beatrix, die Tochter des verstorbenen Grafen von Teisterband war in früher Jugend verwaist. Ihre Schönheit und ihr Reichthum machten sie den rings umher wohnenden Rittern begehrenswerth, aber die meisten trachteten nur nach ihrer Hand, um in Besitz der schönen Grafschaft zu kommen. Beatrix verschmähte alle Bewerber, denn eine geheime Stimme sagte ihr, daß ein Anderer kommen und sie heimführen werde. Da verwandelten sich die frühern Freunde in Feinde, und sie wurde von allen Seiten hart gedrängt. In ihrer höchsten Noth sah sie eines Tages auf dem Rheine, der damals noch hart an den Mauern ihres Schlosses vorüberfloß, ein Schiffelein nahen, welches von einem Schwane gezogen wurde. Inmitten des Schiffes aber stand ein Ritter in goldener Rüstung, der zum Balkon hinaufschaute und an der Schloßtreppe anlegte.

Bald nachher erschien der unbekante Ritter in ihren Gemächern und erbot sich zu ihrer Hülfe, die sie mit Freuden annahm. Der tapfere Held trieb alle ihre Feinde zu Paaren und schaffte ihr Ruhe. Zum Danke reichte ihm die Jungfrau ihre Hand; der Ritter hatte dieselbe mit Sehnsucht erstrebt, machte aber zur Bedingung, daß sie niemals nach seinem Herkommen fragen dürfe, denn an dem Tage, wo sie dieses thun werde, sei er genöthigt, sich für immer von ihr zu trennen.

Beatrix hielt lange ihr Versprechen, aber nach Jahren folgte sie den bösen Einflüsterungen einer Freundin und fragte, von wannen er gekommen sei und wie sein wahrer Name heiße. Der Ritter wurde sehr betrübt, denn das Gefürchtete war eingetreten. Weinend nahm er Abschied von ihr, kein Bitten, kein Flehen half; er segelte mit seinem Schwan von dannen und kehrte niemals zurück.

Der Componist Wagner hat nach dieser Sage seine schöne Oper „Lohengrin“ gedichtet und componirt. Der Ritter, so will die Sage, soll Elias Gral, einer der Hüter des heiligen Gral's, ein Sohn Parcivals gewesen sein, den König Artus der schönen Beatrix zu Hülfe sandte. Seit Beatrix' Tode soll im Schlosse die weiße Frau umgehen und jedesmal als Todesbotschafterin erscheinen, wenn der von ihr abstammenden Herrscherfamilie ein bedeutender Todesfall bereitet ist.

Die Schwanenburg wird von einem hohen Thurme überragt, der auf seiner Spitze einen vergoldeten Schwan trägt und deßhalb Schwanenthurm genannt wird. Man hat von oben eine weite Aussicht. Die Burg ist jetzt Gefängniß und Sitz des Landgerichtes. Im Hofe werden einige römische Alterthümer aufbewahrt, die in der Umgegend gefunden worden sind.

Die schöne katholische Pfarr- und Stiftskirche wurde 1341 von dem Grafen Diedrich IX. erbaut. Sie hat schöne Alterthümer, Schnitzwerke und alte Grabmäler der clevischen Grafen und Herzöge; namentlich fällt der großartige Sarkophag des Grafen Adolf VI. und seiner Gemahlin Margaretha († 1394 und 1425) in die Augen; ebenso das hohe Grab Herzogs Johannes II. († 1521) und seiner Gemahlin Mechthilde († 1505). Der colossale gothische Hochaltar nimmt die ganze Höhe der Kirche ein. –

Älter ist die Antoniuskirche. Merkwürdig sind die geschnitzten Chorstühle und die Kanzel. Neben der Kirche liegt das Antoniushospital.

Im Jahre 1861 hat man auf dem kleinen Markte dem Churfürsten Johann Sigismund († 1619) zum Gedächtniß an die Einverleibung Cleve's in das Großfürstenthum Brandenburg ein Denkmal gesetzt. Bayerle in Düsseldorf, der seitdem gestorben, hat es modellirt.

Eine wahre Zierde für Cleve und ein Anziehungspunkt für die Fremden ist der schöne Thier-

garten, in welchem sich ein Stahlbrunnen und das Friedrich-Wilhelmsbad befinden. Man kann sich kaum einen schönern Aufenthalt denken, überall stehen schöne Bäume und in den Waldungen kommen Tulpenbäume und Weihmuthskiefern vor.

Eine fernere Zierde ist die colossale Minerva, welche die Stadt Amsterdam dem Moritz von Sachsen zum Geschenke machte.

Cleve ist der Geburtsort mehrerer berühmt gewordener Männer, von denen ich einige hier aufzähle:

Arnold Heinrichus (im fünfzehnten Jahrhundert), Dechant zu Xanten, philosophischer Schriftsteller. Egbert Hopp (siebzehntes Jahrhundert) gab eine Beschreibung des Herzogthums Cleve heraus. Reinhard Friedrich Terlinden, juristischer Schriftsteller. Der berühmte Geograph Berghaus. Finanzminister Maassen, Schöpfer des Zollvereins. Graf Dankelmann, preußischer Minister. Außerdem noch eine große Anzahl hervorragender Männer, die sich im Staatsdienste ungewöhnlich hervorgethan.

Die Stadt Cleve lag erwiesenermaßen früher am Rheine. Die Höhe, auf der sie sich aufgebaut, und der Umstand, daß rings umher Römerstraßen vorüberzogen und das ganze Ufer römische Fragmente aufweist, läßt annehmen, daß die Römer hier ein Kastell hatten. Denkt man sich den Berg inmitten einer Gegend, wo römische Lager, Burgen, Wachtthürme, Villen, Bäder etc. nichts Seltenes waren, so würde es befremden, wenn eine so günstige Höhe von ihnen nicht benutzt worden wäre. Es ist aber auch zu allen Zeiten Tradition gewesen, daß die Römer hier eine Hochwarte besaßen. Die Auffindung von verschiedenen Alterthumsresten, Altären, Votivtafeln, Ziegeln etc. hat dieses bestätigt, und es steht jetzt fest, daß an der Stelle des Schlosses ein römisches Kastell lag, welches später von fränkischen Großen bewohnt wurde, bis sich die Grafen von Cleve hier ein neues Schloß erbauten.

Die Geschichte dieser Grafen ist so reich, daß sie ganze Bände füllen würde. Wir können sie im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, da sie sehr häufig mit der Geschichte des deutschen Reiches verwebt ist.

7.10 Ausflug nach Calcar

Nachdem man den Clever Berg mit seinen schönen Aussichten, den Prinzenhof etc. gesehen, sollte man nicht versäumen, diesen Ausflug zu machen; er bietet sowohl für den Laien, als für den Alterthumsforscher des Interessanten sehr viel. Etwa dreiviertel Stunden von Cleve liegt Berg und Thal. Hier ist, von Bäumen und Gesträuch umgeben, in romantischer Einsamkeit das eiserne

Grabmal des Prinzen Moritz, der hier auf seinen Wunsch begraben wurde.

Der Ort ist auch sonst noch merkwürdig, denn hier wurden Denksteine und eine Votivtafel aus dem Boden gegraben. Man nimmt an, dass hier ein römisches Landhaus gestanden, und diese Annahme hat durchaus nichts Unwahrscheinliches, denn in dieser Gegend lagen fast allenthalben römische, mit italienischem Comfort ausgeschmückte Villen.

Hier zweigt sich ein Weg von der Hauptstrasse ab, der in kurzer Entfernung nach dem Orte Qualburg führt. Dort sind seit einer langen Reihe von Jahren stets römische Alterthümer gefunden worden, und von jeher hat man diesen Ort für eine der bedeutendern römischen Ansiedelungen gehalten. Der Ort liegt auf einer etwas erhöhten Ebene nach dem Rheinthale zu; dieselbe endigt sich an der Stelle, wo die Kirche liegt, in einem rundlichen Hügel, der allem Anscheine nach von Menschenhänden zusammengetragen ist. Hier sind seit Jahrhunderten Bruchstücke einer ehemaligen Befestigung zu Tage getreten. Bruchstücke von Thongefässen, Mauer- und Dachziegel findet man noch immer. Früher sind hier viele Urnen, Schaaalen aus Terra sigillata, Lanzen, Salbfläschchen und Münzen gefunden worden und auch jetzt kommen deren noch häufig zu Tage. Der Platz, auf welchem jetzt die Kirche steht, war zu Römerzeiten von einem Kastell eingenommen, und an dieses schloss sich eine grössere Ansiedelung. Man fand noch verschiedene Reste von Gebäudefundamenten, Münzen, einen grossen Estrich, eine römische Gussmauer in Halbzirkelform, die jedenfalls an einem grössern Gebäude gehörte.

Noch merkwürdiger als diese Baureste ist die grosse Masse von Eisenschlacken, welche sich im Dorfe und in den Aeckern vorfinden. Man hat dieser Schlacken wegen die Vermuthung ausgesprochen, dass das Erz, welches man hier und in der Umgegend im Sande findet, schon von den Römern gegraben und verarbeitet worden ist, dass sie also hier schon Eisenwerke besaßen.

Der Ort hiess zu Römerzeiten Quadriburgium. Die Franken verwüsteten denselben, und später machte er alle Wandlungen der Kriegszeiten, Eroberungen und Zerstörungen mit durch.

7.10.1 Schloss Moyland

Ein stattliches Gebäude, dessen Hauptthurm von vier mit gezackten Zinnen versehenen Thürmen flankirt ist. Der Park und die Waldungen sind schön, und das Schloss enthält eine Gemäldesammlung. Seit 1695 gehörte es zu Preussen. Friedrich der Grosse, welcher zuweilen hier wohnte, hatte hier seine erste Zusammenkunft mit Voltaire, der ihm so lange treu anhing. Man fand

hier Schlüssel, Urnen, Thonlämpchen, eine grüne Glasschaale, ein gelbes Trinkgläschen, Fragmente von Haarnadeln, eine Schüssel mit angebrannten Menschenknochen, Nägel, Schrauben u. dergl., woraus man schliesst, dass auch hier ein römisches Landhaus gestanden. Auch Gräber wurden aufgedeckt. Ueberhaupt ist die ganze Gegend reich an römischen Säulen, woraus zur Genüge vorgeht, dass sie stark von Römern bevölkert war.

Eine halbe Stunde weiter gelangt man nach Calcar.

Hat etwa zweitausend Einwohner, die sich zum größten Theile vom Ackerbau ernähren, aber auch Handel mit Holz und Steinen nach Holland treiben. Die frühere historische Geschichte des Städtchens ist nicht bekannt; da aber auch hier, wie in der ganzen Gegend, römische Alterthümer aufgefunden worden und der Calcarberg sich zu einem Beobachtungsposten besonders eignete, so wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass auch hier eine römische Niederlassung war, die zwar von den Franken zerstört wurde, aber sich noch immer als fränkischer Wohnsitz erhielt und nie ganz bedeutungslos wurde. Grössere Ausdehnung erhielt es unter dem Grafen Diederich V. von Cleve, der es so zu sagen neu gründete und 1280 zur Stadt erhob. Diederich IX. vergrösserte es sehr und fügte zu den alten Privilegien neue, welche 1347 vom Grafen Johann I. bestätigt und abermals mit neuen vermehrt wurden. Später kamen die freie Magistratswahl, die Zollfreiheit und Wochenmärkte hinzu. Sie blieb nicht frei von mancherlei Missgeschicken. Einen Angriff der Stadt Rees schlugen die tapfern Einwohner im Jahre 1492 zurück; aber der Spanier konnte sie sich im Jahre 1598 nicht erwehren, und ebensowenig der Feuersbrünste, Eisgänge und Wassergefahren, von denen sie zu verschiedenen Zeiten heimgesucht wurde. Im siebzehnten Jahrhundert litt sie sehr durch die permanent gewordenen Kriege. 1614 wurde sie von dem Prinzen von Oranien, 1621 wieder von dem spanischen General Spinola, 1639 von den Kaiserlichen, 1640 von den Hessen eingenommen. Unter diesen Umständen konnte sie sich freuen, dass im Jahre 1645 die Festungswerke geschleift wurden, denn von nun an hatte sie als offene Stadt keine Beschiessungen mehr zu fürchten.

Calcar kann sich rühmen, eine sehr schöne Kirche zu besitzen. Sie wurde im Jahre 1211 begonnen und erst im Jahre 1343 vollendet. Der Tourist wird nicht wenig erstaunen, in dieser Kirche Kunstwerke vom höchsten Werthe zu finden: Auf den Flügeln des Hochaltars die Auferweckung des Lazarus von Jan von Calcar, die trotz ihrer naiven Auffassung zu den besten Bildern jener Zeitperiode gerechnet werden muss. Sie soll aus dem Jahre 1530 herrühren, also zu einer Zeit gemalt sein, wo der Künstler noch ein zwanzigjähriger Jüng-

ling war. Die Holzschnitzwerke der Kirche sind im spätgothischen Style aufgeführt, stellen Scenen aus dem Leben Jesu dar und rühren von Jan Bögel her. Sie sind so vortrefflich, dass sie die Verwunderung aller Kenner hervorrufen. Nicht minder schön ist ein Sakramentshäuschen im gothischen Style.

Zu Jan von Calcar's Zeiten war hier eine vortreffliche Malerschule, die sich unter dem Einflusse der altflandrischen Schule gebildet hatte. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass das kleine Städtchen durch seine beiden grossen Söhne die schönen Künste und den Krieg repräsentirt, denn ausser Jan von Calcar wurde auch der Reitergeneral Seydlitz, dessen von Bayerle in Düsseldorf angefertigtes Denkmal auf dem Marktplatze steht, hier geboren.

7.10.2 Jan von Calcar

Sein eigentlicher Name ist Johann Stephanus. Er wurde im Jahre 1510 zu Calcar nach den Traditionen von armen Eltern geboren, doch ist von seiner Kindheit und seiner Jugendbildung bis jetzt nichts Näheres bekannt geworden. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, dass die heimische Schule ihn zuerst für die Kunst begeisterte. Van Eyck soll sein Lehrer gewesen sein, woraus hervorgeht, dass er in seiner Vaterstadt keinen Meister fand, der ihm genügte. Seine Richtung war überhaupt nicht die der altflandrischen Schule, sondern neigte sich den italienischen Meistern zu, desshalb ging er zuerst nach Venedig, wo ihn Tizian's Meisterwerke besonders anzogen. Er lebte sich in dessen Manier und Auffassung, in seine Art, zu componiren und coloriren, so sehr hinein, dass man die Bilder der beiden Meister kaum voneinander unterscheiden konnte. Die grössten Kenner sollen die Arbeiten Tizian's und Jans von Calcar miteinander verwechselt haben. Eine Mater dolorosa, die sich in der Boisserée'schen Galerie befand, soll zu den Perlen seiner Kunst gehört haben, und eine Anbetung der Hirten so vortrefflich gewesen sein, dass der grosse Rubens sie nicht von sich lassen wollte, sondern auf seinen Reisen stets mit sich führte. Calcar's Geschicklichkeit beschränkte sich aber nicht auf die Malerei, sondern er leistete auch Hervorragendes in der Holzschnitzkunst. Die in Holz geschnittenen anatomischen Darstellungen, die er für den Arzt Vesalius anfertigte, erregten die Bewunderung aller Kenner.

Von Venedig ging er nach Neapel, wo er im Jahre 1546 in der Blüthe seiner Jahre starb.

7.10.3 Friedrich Wilhelm von Seydlitz

wurde am 8. Februar 1721 zu Calcar geboren. Als Knabe war er Page bei der Markgräfin von

Schwedt. Schon damals setzte er seine Umgebung durch manches kühne Reiterstück in Verwunderung. Mit achtzehn Jahren (1739) trat er in preussische Kriegsdienste und wurde im ersten schlesischen Kriege gefangen genommen, aber bald wieder frei gegeben. Mit Freuden ergriff er seinen Beruf wieder und zeichnete sich allenthalben durch Unerschrockenheit, Muth und Umsicht aus. In der Schlacht von Hohenfriedberg nahm er den sächsischen General von Schlichting mit eigener Hand gefangen. Friedrich der Grosse, der bereits auf den jungen Helden aufmerksam geworden war, belobte ihn und beförderte ihn zum Major.

In dieser neuen Stellung bewies er immer mehr, dass der Krieg sein eigentliches Handwerk sei. In der Schlacht von Sorr that er sich abermals rühmlichst hervor, wurde aber verwundet und konnte einige Zeit an den Heldenthaten der Armee keinen Antheil nehmen.

Als er wieder genesen war, kam seine Tüchtigkeit immer mehr zur Geltung und trug ihm 1752 die Erhebung zum Oberstlieutenant ein. Nicht lange nachher stieg er noch höher; der König ernannte ihn zum Commandeur des Dragonerregiments Württemberg. Schon im folgenden Jahre wurde er Commandeur des Cuirassierregiments von Rochow und 1755 Oberst.

Die Schlacht von Kollin, in welcher er sich durch einen glänzenden Angriff auszeichnete, brachte ihm zwei Tage nach der Schlacht (1757) den Rang eines Generalmajors. Im September desselben Jahres bewies er, dass er auch dieser Stellung gewachsen war; am 7. führte er ein kühnes Gefecht gegen die feindliche Cavallerie bei Pegau und am 19. desselben Monats vertrieb er den Marschall Soubise aus Gotha. Der Schrecken vor dem kühnen Reitergeneral war so gross, dass die Franzosen bei seiner Annäherung über Hals und Kopf flohen und das im Schlosse für die Generalität bereits aufgetragene Mittagmahl im Stiche liessen. Seydlitz betrachtete dasselbe als gute Beute und setzte sich nach der Flucht der Feinde mit seinen Officieren sofort zu Tische. Diese Ueberrumpfung und die schleunige Flucht machten damals viel Spass, und alle Welt redete davon. Den Hauptruhm erwarb er sich in der Schlacht bei Rossbach. Seine guten Dienste wurden vom Könige im vollsten Masse erkannt und belohnt. Er verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, erhob ihn zum Generallieutenant und verlieh ihm das Cuirassierregiment von Rochow, welches er bis dahin schon commandirt hatte.

In den Schlachten von Zorndorf und Hochkirch waren seine Thaten noch glänzender. Die Schlacht von Kunersdorf aber brachte ihm Unannehmlichkeiten. Mit gewohnter Umsicht hatte er seine Stellung sehr glücklich gewählt, und er würde sicher seinen Platz rühmlichst ausgefüllt haben, aber der König liess ihm zu wiederholtenmalen befeh-

len, dieselbe zu ändern. Er that es ungerne, denn ihm dünkte, dass der sonst so helle Kopf des Königs diessmal die Sachen verkehrt angesehen habe. Die Schlacht ging auch wirklich verloren, und Seydlitz wurde verwundet nach Berlin geschafft. Die öffentliche Meinung schrieb dem Befehle des Königs den Verlust der Schlacht zu und sprach von dem kühnen Reitergeneral und seinen Dispositionen mit dem höchsten Lobe.

Dem Könige mochte der Tadel, der seine Person traf, ungerecht dünken; er liess dem General seine Ungnade durch ein kaltes Benehmen empfinden und schloss ihn von der Theilnahme an verschiedenen Gefechten aus. Die Entfremdung der beiden verwandten Gemüther aber dauerte nicht lange; sie versöhnten sich wieder, und in der Schlacht bei Friedberg (1762) hatte der König Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie klug und umsichtig Seydlitz die verschiedenen Truppengattungen zu verwenden verstand.

Endlich, nach siebenjährigem, blutigem Kampfe; aus dem der grosse Friedrich siegreich hervorging, kam der längst ersehnte Frieden zu Stande (1767). Der König erhob ihn zum General der Cavallerie und übertrug ihm die Inspection aller schlesischen Regimenter. Wohl hatte er einen solchen Posten verdient, und es war vorauszusehen, dass er denselben zum Ruhme des Staates noch lange bekleiden würde, aber am 7. November 1773 rief ihn der unerbittliche Tod in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren von seiner irdischen Laufbahn ab.

In seinem Garten auf dem Gute Minkowsky bei Ramslau in Schlesien wurde er begraben. Ein einfaches, mit Lorbeeren und Eichen geziertes Denkmal bezeichnet die Stelle, wo seine Leiche in den Boden gesenkt wurde; aber der König ehrte den Gestorbenen dadurch, dass er ihm auf den Wilhelmsplatze zu Berlin ein marmornes Denkmal setzen liess.

Wie wenig die Heiligen in ihrem Vaterlande geehrt werden, das konnte ich in Calcar erfahren. Als ich einen Scheerenschleifer nach dem Geburtshause des Jan von Calcar fragte, sah er mich gross an und fragte: „Wat für'n Jan meent ye denn? Der send vell Jans in Calcar.“

Verfolgen wir nun wieder die Bahn, so gelangen wir hinter Cleve an eine Spaltung derselben. Der rechte Arm geht vermittelst eines Trajects über den Rhein nach Elten und Zevenaer, der linke über Kranenburg und Grösbeck zur holländischen Grenze und von da nach Nymwegen.

Am Schlusse unserer Reise angekommen, haben wir ein Gebiet durchwandert, welches zu Römerzeiten eine außerordentliche Wichtigkeit hatte und welches von dem Blute der Römer, Gallier und Germanen trieft. Einer der bedeutendsten Kämpfe war die Erhebung der Batavier gegen römische Vergewaltigung. Wir geben deßhalb



Der Scheerenfleiser.

zum Schlusse eine kurz zusammengefaßte Schilderung dieses Aufstandes.

8 Aufstand der Batavier

8.1 Claudius Civilis, auch Claas der Borgen genannt

Ein Stamm der Katten war im Jahre 8 aus Germanien vertrieben worden und hatte sich neue Wohnplätze zwischen zwei Mündungen des Rheines, in Batavien (der Bataue), gesucht. Von den Römern mit Freuden in Schutz genommen, wurden sie deren selbstständige Bundesgenossen, hatten aber die Verpflichtung, ihnen ein Hilfsheer zu stellen. So kam es, daß acht batavische Cohorten in den Reihen der Römer kämpften. Sie waren kein geringer Gewinnst für diese, denn sie besaßen eine auserlesene Reiterei, waren sehr geschickt im Schwimmen, konnten, zu Pferde sitzend, in voller Rüstung und in ganzen Schwadronen durch den Rhein setzen und thaten es den Römern an kühner Tapferkeit zuvor. Im germanischen, wie im britannischen Kriege zeichneten sie sich aus und standen noch in der Schlacht von Bedriacum treu auf der Seite des Vitellius. Da sie sich aber stets durch einen unbändigen Geist hervorthaten, so wurden sie von dort aus in ihre Heimath entlassen. Anfangs waren sie ihren Bundesgenossen von Herzen zugethan und vertraten ihre Sache wie die eigenen, aber als die Römer aus dem Freundschaftsverhältnisse eine Fessel machten und anfangen, die Batavier zu unterdrücken, da schauten sie mit Haß und Mißtrauen auf dieselben und sie wurden des Bundes müde.

Unter allen Bataviern ragten zwei Brüder an Ansehen hervor, Julius Paulus und Claudius Civilis. Letzterer war sehr jung in römische Dienste getreten und hatte während seiner fünf- und zwanzig Dienstjahre die Würde eines römischen Bürgers und den Grad eines Cohortenpraefects erlangt.

Während Nero's Regierung wurden die beiden Brüder fälschlich eines Aufruhrs angeklagt. Julius Paulus bezahlte die Verläumdung mit dem Leben, er wurde hingerichtet; den Civilis aber schickte man mit Ketten beladen nach Rom, wo Nero selbst seine Sache untersuchen sollte. Der Tod des Tyrannen brachte ihm die Freiheit wieder, denn Galba, Nero's Nachfolger, sprach ihn von jeder Schuld frei und ließ ihn in sein Vaterland zurückkehren.

Als bald nachher in Cöln der Aufstand losbrach, welcher den Vitellius zum Imperator erhob, kam er auf's Neue in Lebensgefahr, denn das Heer, welches ihn für einen Anhänger des Galba hielt, forderte seine Hinrichtung. Vitellius würde auch keinen Augenblick damit gezögert haben,

aber er fürchtete die unbändigen Cohorten der Batavier, die sich leicht gegen ihn wenden und Andere mit sich ziehen konnten; deßhalb schenkte er ihm das Leben.

Civilis hatte durch den gewaltsamen Tod des Bruders und eigene Lebensgefahr zu viel Unbilden erfahren, als daß er jetzt noch den Römern hätte anhängen können. Er kam zu dem Entschlusse, sich mit seinen Bataviern von ihnen loszureißen. Die Zeit war günstig, denn in Folge des Kriegszuges des Vitellius nach Rom waren die Lager auf dem linken Rheinufer nur schwach besetzt, auch empfanden die Batavier selbst mit großer Bitterkeit, daß sie von den Römern schlecht behandelt wurden. Aber Civilis hielt seine Pläne noch verborgen, bis ein günstiger Augenblick käme.

Er sollte nicht lange warten; die Wahl des Vespasian zum Imperator, während Vitellius noch lebte, machte die Legionen uneins und die Völker geriethen in große Gährung.

Civilis mußte gewärtigen, daß die Römer am Rheine wie ein Mann aufstehen würden, wenn er sich öffentlich gegen sie empörte, und dann war er zu schwach, um ihnen etwas anzuhaben. Klug und listig, wie er war, gerieth er auf den Einfall, sich für Vespasian zu erklären und die Legionen des Vitellius unter dem Vorwande anzugreifen, als kämpfte er für den neuen Imperator. Da er um diese Zeit auch einen Brief von Primus Antonius, einem Heerführer des Vespasianus, erhielt, worin ihm aufgetragen wurde, die Hilfsvölker, welche dem Vitellius nachziehen sollten, in Germanien zurückzuhalten, und Hordeonius Flaccus, der Befehlshaber der rheinischen Legionen, ihm dasselbe mündlich rieth, so war nicht allein ein Vorwand zum Kriege gefunden, sondern auch ein Mittel, die Anhänger des Vespasian vom Kampfe fern zu halten.

Jetzt bedurfte es nur noch der Begeisterung seiner Landsleute für den heiligen Krieg. Auch diese sollte nicht ausbleiben, wie wir hören werden.

Vitellius trug seinen Beamten auf, die kriegstauglichen Jünglinge der Batavier auszuheben und nach Italien zu senden. Diese Beamten benützten wie gewöhnlich die Gelegenheit, um Geld zu erpressen. Statt rüstige, junge Leute auszuheben, wurden Greise und Gebrechliche genommen, die ihrer Körperschwäche wegen zum Soldatendienste völlig untauglich waren. Diese wurden nun nicht eher frei gegeben, bis sie ein schweres Lösegeld bezahlten. Nicht genug mit solchen Gewaltthaten, ergriffen sie auch wehrlose Knaben und schleppten sie zu ruchlosen Zwecken von ih-

rem heimischen Herde.

Civilis stand dabei und sah die Unthaten. Er hatte nur ein Auge, aber dieses eine Auge leuchtete in unheimlichem Feuer, denn er sah voraus, daß nun das Maß voll sei.

Auf die Nacht lud er die Vornehmsten, die Angesehensten und Tapfersten seines Volkes in einen heiligen Hain, angeblich, um ein Opfermahl zu halten. Sie kamen in großen Haufen und genossen Speise und Trank in Menge. Als sie berauscht waren, lösten sich ihre Zungen und sie begannen von dem unerträglichen Drucke der Römer zu sprechen, und meinten, sie seien nicht mehr Bundesgenossen, sondern Sklaven.

Das war der Moment, welchen Civilis erwartet hatte; er erhob sich und hielt eine feurige Anrede an sie, worin er sie zum Kampfe gegen die übermüthigen Unterdrücker aufforderte, Er zeigte ihnen mit schneidenden Worten, wie Eltern und Kinder auseinandergerissen würden, wie die römischen Söldlinge plünderten und tödteten und keines Menschen schonten.

Nachdem er alle Schändlichkeiten der Römer mit grellen Lichtern beleuchtet hatte, sagte er ihnen, sie sollten sich nicht vor den leeren Namen der Legionen fürchten, denn die rheinischen Lager seien fast leer, nachdem die Vitellianer nach Rom gezogen – nur Greise seien in den Winterlagern zurückgeblieben. Uebrigens würden die Germanen und Gallier gerne Hülfe leisten. So müßten sie siegen, und solle es wider Erwarten kommen, daß sie unterlagen, so würde der Krieg auf Rechnung des Vespasian gesetzt.

Die Gäste antworteten ihm mit lautem Jubelruf und waren bereit, sich unter seinen Oberbefehl zu stellen.

8.2 Die Caninefater stehen auf. Schlacht bei Bonn

Als Civilis die Batavier willig gemacht hatte, gegen die Römer zu streiten, sandte er sogleich Boten an die benachbarten Caninefater und Friesen, die er ebenfalls zum Kampfe aufforderte.

Der Caninefater Brinno, ein wilder und kühner Mann, hatte die Einladung kaum vernommen, als er seinen Stamm zusammenrief und in ihrer Gegenwart schwur, er werde sein Haupthaar nicht schneiden, bis die Römer aus dem Lande gejagt seien, Sie hörten es mit Freuden, setzten ihn, zum Zeichen, daß sie ihn zu ihrem Feldherrn erkoren, auf den Schild und trugen ihn durch die Reihen der Bewaffneten,

Sogleich überfiel er die römischen Burgen in seiner Nähe und machte die Besatzungen nieder. Die erschreckten Römer eilten zu Civilis und flehten ihn um Hülfe an, denn sie hielten ihn für ihren Freund.

Civilis gab sich den Anschein, als ob ihn die That des Brinno entrüstete und sandte zu den höher am Rheine liegenden Legionen, damit sie kämen und sich mit ihm gegen den wilden Brinno vereinigten. Als sie aber bei ihm waren, stellte er sich an die Spitze der Gesamtheit und erklärte, daß er für Vespasian streite und gegen Jeden die Waffen erhebe, welcher dem Vitellius anhänge.

Es kam zum Kampfe und die Römer wurden geschlagen. Auf dem Rheine befand sich damals eine römische Flotte, die meisten Ruderknechte aber bestanden aus Bataviern; als sie hörten, daß Civilis gegen die Unterdrücker in Waffen stehe, da ermordeten sie die wenigen Römer und führten die ganze Flotte dem Sieger zu.

Die Schreckensbotschaft der Niederlage und der Austreibung der Römer aus dem Lande der Batavier versetzte den Oberbefehlshaber Flaccus Hordeonius in große Bestürzung und er schickte den Legaten Mummius Lupercus gegen den Feind aus. Dieser sammelte die Soldaten aus der Umgegend von Cöln und verstärkte sie mit Trier'schen Reitern und einer Schwadron Batavier. Civilis empfing sie in seinem Lager, das er mit den Feldzeichen der besiegten Römer umstellt hatte. Im Rücken des Lagers hatte er die Weiber der Kämpfer, auch seine eigene Gattin versammelt, damit diese, nach germanischer Art, die Kämpfer durch Geschrei ermunterten. Als der Kampf begann, lief die batavische Schwadron zu den Landsleuten über; auch mancher Germane verließ die römischen Fahnen, um mit den verwandten Brüdern gegen den gemeinsamen Feind zu streiten. Die Ueber und Trierer flohen bald, nur die Legionen hielten Stand, aber sie würden alle niedergemacht worden sein, wenn sie sich nicht in das nahe alte Lager Xanten gerettet hätten.

Civilis hatte gleich beim Ausbruche der Empörung einen Boten zu denjenigen Cohorten der Batavier und Caninefater abgesandt, welche mit Fabius Valens im Dienste des Vitellius nach Rom zogen; er forderte sie auf, heimzukehren und sich mit ihm zu vereinigen. Sogleich empörten sie sich und wandten sich nach der Heimath um. Der Oberbefehlshaber Hordeonius Flaccus in Mainz, dieser alte und gebrechliche Mann, welcher von seinem Bette aus die Legionen commandirte, konnte nichts gegen sie ausrichten; er schrieb aber nach Bonn an den Legaten Herennius Gallus, den Befehlshaber der ersten Legion, er solle die Batavier aufhalten; er selbst wolle nachdrängen. So zwischen zwei Heere genommen, würden sie dann dem Verderben nicht entrinnen. Später änderte er seinen Entschluß wieder, aber sein zweiter Brief an Gallus kam nicht an, und so geschah es, daß die Batavier in Bonn angegriffen wurden. Aber sie schlugen die Römer, füllten die Stadt mit Leichen und zogen dann unangefochten an Cöln vorüber dem Civilis zu.

8.3 Die Römer ziehen von Mainz nach Xanten

Civilis hatte nun schon eine ansehnliche Macht bei sich; bisher hatten sie Alle dem Vitellius angehangen, jetzt aber ließ er sie dem Vespasian schwören und forderte die in Xanten eingeschlossenen Legionen auf, denselben Eid zu leisten.

Sie ließen ihm sagen, Vitellius sei ihr Imperator und sie ließen sich von einem Verräther, wie Civilis sei, keine Rathschläge ertheilen.

Als ihm diese Antwort wurde, entbrannte sein Herz in hellem Zorn; er rief alle Batavier unter die Waffen und sandte Boten an die Bructerer, die nördlich von der Ruhr wohnten, und die Tenkterer, in der Umgegend des jetzigen Düsseldorf, sowie in andere Gaue Germaniens und forderte sie zum Bunde auf. Bructerer und Tenkterer, welche vordem so oft mit den Römern handgemein gewesen waren, folgten seinem Rufe sogleich und erschienen mit ihrem schrecklichen Schmuck von Thiergestalten voll Kampfbegier an den Ufern des Rheines.

Civilis ließ auch die Flotte rheinaufwärts kommen und begann den Angriff gegen die Festung. Die Pfeile der Deutschen konnten den Mauern nicht viel Schaden zufügen; die Belagerten aber schleuderten Steine auf die Anhänger des Civilis und tödteten ihrer viele.

Da stiegen die Germanen und Batavier den Wall hinan, theils auf Leitern, theils auf den Schultern ihrer Kameraden, aber sie wurden mit Schilden und Schwertern wieder hinabgestoßen. Vergeblich war alle ihre Mühe, vergebens bauten sie selbst Thürme, von denen herab sie kämpften. Die größere Kriegskunst der Römer triumphirte.

Da entschlossen sie sich, zu warten und das Lager auszuhungern.

Hordeonius Flaccus schickte unterdessen in Gallien umher, um Hülfsvölker herbeizuziehen. Dem Dillius Vocula übergab er den Oberbefehl und rückte von Mainz den Rhein hinab. In Bonn kam es zu wüsten Auftritten, die nur schwer gestillt werden konnten, weil man den Hordeonius Flaccus wegen seiner halben Maßregeln für einen verkappten Freund des Civilis hielt.

Die Gemüther wurden auf allerlei Weise beunruhigt; nirgends waren die Römer sicher vor den Deutschen. Der Rhein war in diesem Jahre so ausgetrocknet, daß man überall Wachen ausstellen mußte, damit die Germanen nicht durchwateten und sie überfielen.

Vocula, von größerer Entschiedenheit als Hordeonius Flaccus, nahm in Cöln und Neuß – die dreizehnte Legion – Verstärkung an sich und zog von dannen bis nach Gelduba, das heutige Gellep oder Gelb bei Uerdingen, wo er, um seine Soldaten besser einzuüben, ein Lager bezog. Herennius Gallus, welcher die Neußer Legion befehligte,

wurde ihm als Gehülfe beigegeben.

Damit seine Soldaten bei den Schanzarbeiten des Lagers des Krieges nicht verlernten, ließ er sie Raubund Beutezüge in das Gebiet der Gugurner, im heutigen Clevischen und Geldern'schen machen, denn diese hatten sich bereits dem Civilis angeschlossen.

Die Macht des Civilis war unterdessen so groß geworden, daß er den Römern Schrecken einflößte. Die Ubier waren ihm ein Dorn im Auge, weil sie, obschon germanischen Ursprungs, seit ihrer Uebersiedlung nach Cöln und dessen Umgebung stets auf Seite der Römer standen. Er ließ deßhalb durch starke Streifzüge ihr Gebiet verheeren und ihre Cohorten in Düren niedermachen; auch Trier mit seiner Umgebung verheerte er, theils um die Treverer zu strafen, theils um sie zu einem Bündnisse mit ihm geneigt zu machen.

Die Germanen wurden der trägen Ruhe vor Xanten müde und forderten den Sturm. Civilis erlaubte denselben; sie stürmten mit wilder Tapferkeit gegen die Mauern, wurden aber, sobald sie das Ende der Leitern erreicht hatten, niedergestoßen, noch ehe sie die Wälle betreten konnten. Die ganze Nacht dauerte der vergebliche Kampf und nahm am andern Morgen seinen Fortgang. Die Römer schleuderten Spieße, zertrümmerten die Belagerungsthürme der Germanen, richteten Wurfmaschinen auf sie und brachten durch ihre Kriegskunst großen Schaden.

Nach diesem zweiten mißglückten Sturme legte sich Civilis wieder wartend vor die Mauern, den Zeitpunkt erhoffend, wo die Besatzung durch Hunger oder Ueberredung in seine Hände fallen würde.

8.4 Ueberfall von Asciburgium, Kampf zu Gelduba

Während sie das Lager einschlossen und Tag für Tag auf Uebergabe warteten, brachte Alpinus Montanus einen Brief von Primus Antonius, worin dieser die Mittheilung machte, daß Vitellius Cremona verloren habe. Cäcina, den sie als Anhänger des geschlagenen Imperators erkannt hatten und der sich nun auf der Seite des Gegenkaisers befand, ließ sie auffordern, dem Vespasian den Eid der Treue zu schwören. Die Hülfsvölker ließen sich dazu bereden, die alten Krieger wollten nicht. Erst als Hordeonius Flaccus abfiel und sie ebenfalls zum Eide aufforderte, verstanden sie sich dazu, oder sie gaben sich doch den Anschein, als ob sie es thaten, in Wirklichkeit aber murmelten sie nur unverständliche Worte.

Die Legionen, welche bei Gelduba im Lager standen, forderten nun den Civilis auf, die Waffen niederzulegen, denn seine Absicht sei erreicht, wenn er nur für Vespasian kämpfe.

Civilis kam dadurch in eine unangenehme Lage, aber er konnte noch immer den Schein wahren, weil die Legionen den Eid nur mit Widerstreben, theils gar nicht abgelegt hatten. Er durfte zwar den Schleier noch nicht vollständig lüften, aber er ging doch einen Schritt weiter, klagte öffentlich über die Undankbarkeit der Römer und forderte die Trierer öffentlich auf, das Sklavenjoch der Römer abzuschütteln und mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

Dann schickte er in aller Stille einen Theil seines Heeres nach Gelduba bei Uerdingen mit dem Befehle, den Vocula daselbst anzugreifen und zu vernichten. Diese überrumpelten auf dem Wege nach Gelduba zu Asciburgium (das heutige Asberg am Rheine bei Mörs), ein römisches Geschwader und überfielen dann den Vocula in Gelduba so unvermuthet, daß derselbe nicht einmal Zeit fand, seine Legionen zur Schlachtordnung aufzustellen. Die Batavier mit den germanischen Hülfsvölkern machten Alles vor sich nieder, drangen bis in das innere Lager und begannen schon, die Legionen niederzustoßen, als den Römern unerwartete Hülfe kam. Als Galba noch am Ruder war, hatte er die Vasconen in Spanien ausgehoben. Diese kamen jetzt nach langer Reise an und fielen über Civilis Schaaren her, welche, so unvermuthet im Rücken angegriffen, nach hartem Kampfe zersprengt wurden. Doch hatten sie eine große Anzahl von Gefangenen gemacht, die sie nebst den Feldzeichen hinwegführten und die Belagerten in Xanten damit schreckten. Civilis wollte sie glauben machen, die ganze Besatzung von Gelduba sei niedergemacht oder gefangen, damit sie den Muth verlieren und sich schnell ergeben sollten. Vielleicht wären sie in die Falle gegangen, wenn nicht einer der Gefangenen mit lauter Stimme den wahren Sachverhalt verkündigt hätte.

8.5 Erneuerter Angriff auf Xanten und Kämpfe bei Neuß und Gelduba

Vocula hätte dem Civilis sogleich folgen und ihn auf dem Rückzuge nach Xanten vernichten müssen. Statt dessen blieb er noch einige Tage in Gelduba, dann aber, als sich die Batavier wieder erholt hatten, rückte er unter Morden und Sengen den Rhein hinab und machte vor dem Lager zu Xanten Halt.

Seine Legionen forderten ungestüm, zum Kampfe geführt zu werden, und da die Schlachtordnung noch nicht sogleich gebildet war, so stürmten sie ohne Ueberlegung in wilder Hast darauf los. Bald waren die Römer, bald die Batavier im Vortheile, aber keiner von beiden Theilen konnte sich noch des Sieges rühmen. Die Bela-

gerten aber, welche von den Mauern herab dem wechselnden Glücke ihrer Freunde zusahen, öffneten jetzt die Thore des Lagers und fielen den Bataviern in den Rücken. Dadurch entstand unter den Schaaren des Civilis große Verwirrung und da er jetzt im dichten Gedränge mit dem Pferde stürzte, so fand das Gerücht, er sei schwer verwundet oder gar todt, Glauben. Sie verloren den Muth und suchten in Eile ihr Heil in der Flucht.

Vocula hätte ihn jetzt noch vernichten können, wenn er den Fliehenden mit Nachdruck gefolgt wäre. Statt dessen aber blieb er in Xanten und besserte die Mauern und Thürme aus. Die Legionen äußerten großen Unmuth und waren zur Empörung bereit, weil es ihnen an Lebensmitteln fehlte. Vocula schickte deßhalb Fuhrleute nach Neuß, welche Korn nach Xanten führen sollten. Sie wählten den Landweg, weil der Rhein in den Händen der Germanen war. Der erste Zug kam auch ungefährdet im Lager zu Xanten an.

Als Civilis aber vernommen, daß sie unter dem Schutze der Bewaffneten zum zweiten Zuge aufgebrochen seien, achtete er seiner Wunden nicht länger, sondern beschloß, sie anzugreifen.

Die Römer hatten sich dessen nicht versehen, denn sie zogen nachlässig und ohne Ordnung einher; viele hatten sogar ihre Waffen auf die Wagen gelegt und sich sorglos von denselben entfernt. Civilis griff sie auf der ganzen Linie an, der Kampf dauerte bis zur einbrechenden Nacht, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben.

Vocula hatte nun alle Hände voll zu thun, um sich den Angriffen des Civilis zu erwehren, denn er mußte sich bald bei Neuß, bald bei Gelb mit ihm schlagen. Gelb bekam der Batavier sogar ganz in seine Gewalt, und Vocula mußte sich nach Neuß zurückziehen, während Civilis die Belagerung von Xanten von Neuem in's Werk setzte.

Um diese Zeit empörten sich die römischen Legionen in der Trunkenheit, und da sie dem Hordeonius, welcher ihnen den Sold im Namen Vespasian's auszahlte, haßten, weil er dem Vitellius nicht anhing, so beschlossen sie, ihn zu tödten. Zur Nachtzeit drangen sie in sein Schlafgemach, schleppten ihn hervor und vollführten ihren mörderischen Vorsatz. Vocula, der beinahe demselben Gesicke erlegen wäre, führte sie nach Mainz, wo die überrheinischen, benachbarten Stämme eingefallen waren, um zu plündern. Dort vergaßen sie im Kampfe der Empörung.

8.6 Civilis giebt die Verstellung auf

In den ersten Tagen des Jahres 70 n. Chr. kam die Nachricht von der Ermordung des Vitellius an den Rhein und verbreitete allgemeine Bestürzung, denn die dortigen Legionen hingen

noch alle dem Vitellius an. Für Civilis gab es jetzt keinen Grund mehr, unter den Waffen zu bleiben, denn er hatte bisher angeblich für Vespasian gekämpft, und dieser wurde nun allgemein anerkannt, der Widerstand war gebrochen, ein Grund zum Kriege nicht mehr vorhanden.

Jetzt warf er die Maske ab, welche so lange seine eigentlichen Absichten verborgen hatte, und erklärte sich offen als ein Feind des römischen Volkes.

Schon seit der Ermordung des Hordeonius Flaccus waren Boten zwischen Civilis, den Trierern und Lingonen hin und her gegangen, jetzt kam es zum Abschluß eines Bündnisses. In Trier stand Classicus. Er war vornehmen Herkommens, reich, geachtet und übte großen Einfluß auf die Trier'sche Schwadron, die er befehligte. Dieser Classicus war ebenfalls von glühendem Hasse gegen die Römer beseelt und ging gerne auf die kühnen Pläne des Civilis ein. Ihnen gesellte sich noch ein anderer Trierer, Julius Tutor, sowie der Lingone Julius Sabinus bei.

Diese vier Personen forschten im Geheimen nach, wie die Stimmung der Völker und der Legionen sei, und da sie dieselbe ihrem Vorhaben günstig fanden, so verabredeten sie eine Zusammenkunft in Cöln, wo sie sich in der Stille in einem Privathause versammelten, um über die Zertrümmerung den größten Reiches der Erde zu berathschlagen.

Dort wurde das vorläufige Abkommen getroffen, die Gallier und die Germanen aufzuwiegeln und die Legionen gegen ihre Legaten zu hetzen. Zu einem förmlichen Beschlusse aber kam es etwas später in der Nähe von Xanten.

Vocula, welcher sich damals in Mainz befand, hatte durch geheime Lauscher die Nachricht erhalten, daß ein Aufstand im Werke sei; er verließ deßhalb Mainz und kam nach Xanten, wo er Classicus und Tutor fand, die eben das Bündniß befestigt hatten.

Vocula ermahnte sie mit Bitten und Drohungen, den Römern treu zu bleiben; als sie aber bei dem Bündnisse mit den Bataviern blieben, da zog er mit seinen Legionen nach Neuß und blieb daselbst.

Nicht weit von da hatten sich in der Ebene die Gallier gelagert, welche eine heimliche Verbindung mit den römischen Soldaten unterhielten und sie beredeten, sich für die neue Sache anwerben zu lassen. Da nun die Legionen, die noch immer fest an ihrem Eide für den Vitellius hielten, lieber einem Fremden, als dem Vespasian dienen wollten, so schlichen sie zur Nachtzeit und in unbewachten Stunden heimlich aus Neuß fort und ließen sich anwerben.

Als Vocula Kunde davon bekam, beschwor er sie zwar, von solch' einem niedrigen Verrathe abzulassen, aber sie hörten nicht auf ihn, sondern

beschlossen auf Anstiften der Verschwornen seinen Tod. Er wurde von einem gewissen Aemilius Longinus ermordet. Zwei Legaten, welche noch Rom angingen, legte man in Ketten und nun war der ganze Aufstand bereits organisirt.

Classicus erschien nun mit den Zeichen der römischen Herrschaft, mit Fascen und Beilen im Lager zu Neuß und empfing von dem römischen Heere den Eidschwur der Treue für das gallische Reich, das jetzt anheben sollte. Dem Mörder des Vocula und Allen, welche zur jetzigen Gestaltung der Dinge beigetragen hatten, wurden Belohnungen zuerkannt. Tutor und Classicus theilten sich in die Geschäftsführung und kümmerten sich wenig um Civilis; dieser aber ließ der Sache ruhig ihren Lauf, denn er wußte wohl, daß schließlich doch die Germanen die Gallier überwiegen würden.

Die Cölner und Mainzer, welche Anfangs den Galliern nicht schwören wollten, wurden umzingelt, ausgehungert, oder niedergemacht, bis sie sich zuletzt gerne ergaben.

Auch das Lager von Xanten wurde endlich nach schwerem Kampfe von Civilis genommen. Um den Römern eine abermalige Niederlassung zu erschweren, ließ Civilis sämtliche Standlager verwüsten. Nachdem die Soldaten sie ausgeplündert hatten, wurde der Brand hineingeworfen, was von Mauern noch fest schien, niedrigerissen. Auch Neuß verfiel demselben Geschick; die Legion aber, welche noch innerhalb des Lagers weilte, wurde nach Trier bestimmt, denn der Rhein sollte nicht länger römische Fesseln tragen. Am Rheine blieben Mainz und Cöln allein unverehrt.

Es war ein sehr trauriger Tag für die alten Soldaten, als sie Neuß verlassen mußten. Die Meisten fürchteten, daß sie niedergemetzelt würden wie die Besatzung von Xanten; aber das Glück war ihnen günstiger, wenn sie auch die Schmach, besiegt worden zu sein, nicht von sich abwälzen konnten. Gleich vor dem Lager sahen sie die Imperatorenbildnisse zertrümmert, dagegen flatterten gallische Fahnen in fröhlichem Schimmer und Alles zeigte einen Wechsel der Macht an.

Stillschweigend wie ein Leichenzug schritten sie weiter, um sich in Bonn mit der dortigen Legion zu vereinigen. Die Landleute liefen überall von den Feldern herbei, um die gefangenen Soldaten der Römer zu sehen, die bisher für unüberwindlich gehalten worden waren. Es blieb natürlich nicht aus, daß der so oft gepeinigte Landmann seiner lange verhaltenen Wuth durch böse Reden Luft machte und sie verhöhnte.

Diesen Hohn konnten Einige nicht ertragen; sie trennten sich von dem Zuge und schlugen sich nach Mainz durch, dem einzigen Lager außer Cöln, welches der Hand der Zerstörung entgangen war.

8.7 Die Tenkterer und die Cölner. Veleda. Ausbreitung des Aufstandes

Den Ubiern zu Cöln war das gleiche Schicksal zugedacht wie den übrigen Standlagern längs des Rheines. Sie waren allgemein als Ueberläufer verhaßt, am meisten aber bei den Tenkterern, dem tapfern Reitervolke, welches ihnen gegenüber in dem spätern Herzogthum Berg wohnte. Diese hatten sich, wie andere germanische Stämme, mit Civilis verbunden und hingen der Sache treu an.

Sie waren der Ansicht, daß kein Heil von dem neugegründeten Reiche zu erwarten sei, wenn man nicht die Stadt Cöln zerstöre und die Ubiere zerstreue. Oder, wenn man sich dazu nicht entschließen könnte, so solle man Cöln zur Hauptstadt des Reiches machen, damit es aus Liebe zum Vortheile sich an die Ausgestandenen halte.

In dieser Ungewißheit, wie mit Cöln zu verfahren sei, wurde eine Versammlung der verbündeten Häupter nach Cöln berufen. Die Cölner brüsteten sich in dieser Versammlung, daß sie ja auch zu den Germanen übergetreten seien. Ein Tenkterer aber, welcher in trotzigen Tone das Wort führte, sagte ihnen gerade heraus, daß dieses wahrlich nicht durch ihren guten Willen, sondern durch den Krieg geschehen sei, und daß sie sich glücklich schätzen könnten, endlich wieder frei unter Freien zu leben. Wir wollen mit euch ein Bündniß schließen, sagte er, aber ihr sollt die Mauern eurer Colonie, diese Bollwerke der Knechtschaft, niederreißen. Selbst wilde Thiere verlernen die Tapferkeit, wenn sie in Käfigen eingeschlossen werden. Ihr sollt alle Römer todtschlagen, welche noch auf euerm Gebiete weilen; die Ufer seien frei und Jeder mag hüben oder drüben wohnen, wie es bei unsern Voreltern Brauch war. Nehmet die Lebensweise der Deutschen wieder an und reißt euch von den Lüsten los, welche die Tapferkeit untergraben.

Die Cölner waren nicht im Stande, augenblicklich Antwort zu geben, sondern baten sich Bedenkzeit aus. Als sie ablief, gaben sie eine Antwort, die ihnen immer die Freiheit des Handelns ließ. Sie gaben vor, als hätten sie freiwillig und mit Eifer die Sache der Freiheit ergriffen, aber die Mauern müßten eher verstärkt als niedergerissen werden, da die Römer schon anfangen, ihre Heere zusammenzuziehen und sich bald auf sie stürzen würden.

Den Verkehr auf dem Rheine und den Uebergang gaben sie frei; jedoch nur für die Tageszeit und ohne Waffen. Da sie auf diese Weise in verschiedenen Punkten mit den Tenkterern nicht übereinstimmten, so schlugen sie vor, daß Civilis und Veleda den Schiedsspruch thun sollten. Sie wußten wohl, daß Civilis sie gerne halten wollte,

und die Veleda gewannen sie mit reichen Geschenken.

Diese Veleda wohnte in einem hohen Thurme an der Lippe im Lande der Bructerer. Wie zu den griechischen Orakeln nahm man seine Zuflucht zu ihr, wenn man Aufschluß über die Zukunft haben wollte. Ihre Weissagungen galten für unfehlbar und Niemand in ganz Germanien setzte jemals einen Zweifel in die Wahrheit ihrer Worte. Sie entschied für die Vorschläge der Cölner; die Tenkterer mußten sich also fügen.

Es sei hier schon im Voraus erwähnt, daß die Ubiere gar nicht die Absicht hatten, die Sache Germaniens zu der ihrigen zu machen. Sie hatten sich mit den Römern durch Heirath vermischt, waren ihren üppigen Vergnügungen mit ganzem Herzen zugethan, liebten römische Kunst, Wissenschaft und Schwelgerei und waren in ihrem ganzen Wesen mehr Römer als Deutsche. Jetzt, wo die Frage mit aller Entschiedenheit an sie herantrat, ob Vernichtung, ob Leben, da gaben sie sich den Schein, als gingen sie mit Civilis und seinen Bataviern, aber sie warteten nur der Gelegenheit, wo sie sich ohne Schaden lossagen und den Römern wieder in die Arme werfen konnten.

Civilis, welcher so sein Gebiet durch das Bündniß mit den Ubiern verstärkt hatte, gedachte sich nun weiter auszubreiten. Er überzog mit seinen Schaaren die Suniker (in Limberg), die Betasier (in Brabant), die Tungerer (in Lüttich) und die Nervier (im Hennegau). Er konnte diese Länder nur mit hartem Kampfe nehmen und erst, als er erklärte, er sei nicht gekommen, um sie zu beherrschen, sondern im gemeinsamen Bündnisse mit ihnen gegen die Römer zu stehen, fielen ihm die gemeinen Soldaten und dann die Anführer zu.

Ein großer Fehler war es in diesen Kriegen, daß die ausgestandenen Stämme nicht zusammenhielten, kein gemeinsames Oberhaupt und keinen Centralpunkt wählten, von dem eine einheitliche Kriegführung ausging; dies gereichte ihnen, wie wir hören werden, zum Verderben.

8.8 Kämpfe bei Trier. Abfall der Cölner und ihre undeutsche Gesinnung

In Rom jagte eine Schreckensnachricht die andere; es hatte den Anschein, als ob durch den Aufstand des Civilis ganz Gallien dem römischen Reiche verloren gehen solle. Vespasian, der unterdessen seine Macht in Rom befestigt hatte, erkannte, daß die Zeit zum Handeln nahegerückt sei und daß er das Schwert ergreifen müsse, wenn nicht das ganze Reich zusammenbrechen solle. Er sandte deßhalb den Petilius Cerialis, einen milchigen, umsichtigen und entschlossenen Feldherrn an den

Rhein, die Aufständischen zu bezwingen und die römische Herrschaft auf's Neue zu befestigen.

Auf diese Nachricht hin wurden die Gallier von Furcht ergriffen und ließen vom Kampfe ab. Die Trierer und Civilis aber ließen das Schwert nicht sinken, sondern machten sich zum Kampfe bereit.

Sie sandten dem Feinde den Tutor bis nach Bingen entgegen, doch wurde dieser bald geschlagen, und nun zog Cerialis von Mainz hinab in das Land der Trierer; in drei Tagmärschen erreichte er Rigodolum (Reol bei Trier); die Feste wurde nach blutigem Kampfe von den Römern genommen.

Am folgenden Tage zog Cerialis triumphirend in Trier ein. Die Legionen, welche man von Neuß und Bonn dahin geführt hatte, erschienen vor dem Feldherrn und forderten, wieder unter den römischen Feldzeichen zu dienen. Sie wurden angenommen. Die Soldaten verlangten nun mit Ungestüm die Plünderung und Vernichtung der Stadt, weil sie der Geburtsort der beiden Aufständischen, des Classicus und des Tutor, sei.

Cerialis, der mit Recht fürchtete, sich durch einen solchen Akt der Grausamkeit die Trierer und die Gallier noch mehr zu entfremden, wollte von solchen Rathschlägen nichts hören; mit großer Mühe besänftigte er die aufgeregten Gemüther. Dann hielt er eine Rede an die Trierer und Lingonen, worin er ihnen mit großer Gewandtheit der Sprache auseinandersetzte, wie die Römer ihre eigentlichen Freunde, Civilis und die mit ihm verbündeten Germanen aber ihre Feinde seien, von denen sie immerfort das Schlimmste zu fürchten hätten. Da traten diese wieder zu den Römern über und legten die Waffen nieder. Jetzt sandten Civilis und Classicus ein Schreiben an Cerialis, worin sie unter Vorspiegelung von Vespasian's Tod ihm die Herrschaft von Gallien antrugen, wenn er sie in ihren Landmarken anerkennen und nicht beunruhigen wolle. Cerialis gab auf dieses Schreiben keine Antwort, sondern übersandte es dem Domitian, dem Sohne des Kaisers.

Da wurden Civilis und Classicus erbittert und beschlossen, die Römer anzugreifen. Civilis wollte vorher die übrerrheinischen Völkerschaften erwarten, um des Sieges desto gewisser zu sein; Tutor aber war für sofortigen Angriff und ihm stimmten Classicus bei. Unverweilt sammelten sie sich nun und stürmten auf das wenig befestigte Lager los. Batavier, Tenkterer, Bructerer stürzten theils von den Bergen herab, theils rückten sie in Eile auf der Straße längs der Mosel vor und nahmen das Lager so schnell, daß Cerialis die Nachricht von der Niederlage zu Trier im Bette erhielt.

Er sprang auf und eilte hinaus, um sich mit eigenen Augen von dem Unglaublichen zu überzeugen. Unerschrocken, nur halb bekleidet, dem dichtesten Pfeilregen ausgesetzt, fand er die Legionen durchbrochen, die Reiterei geschlagen, die Moselbrücke vom Feinde besetzt. Nachdem er die

Brücke durch rasches Handeln wieder in seine Gewalt bekommen, eilte er in's Lager zurück, wo seine Legionen hart bedrängt wurden, die von Neuß und Bonn aber unthätig umherschweiften.

Civilis und Classicus feuerten die Ihrigen unablässig zum Kampfe an, Cerialis that deßgleichen; groß wurde das Blutbad und Civilis hätte wohl einen entscheidenden Sieg errungen, wenn seine Cohorten sich nicht zu früh der Plünderung hingegeben und dadurch selbst ihre Niederlage herbeigeführt hätten. Das Lager der Verbündeten fiel den Römern in die Hände.

Die Ubier, denen es mit dem Bündnisse mit Civilis und den Germanen niemals Ernst gewesen war, hatten die Ankunft der Römer und ihren Marsch die Mosel hinab an den Rhein kaum vernommen, als sie auch sogleich eine Botschaft an Cerialis abgehen ließen. Sie stellten ihm vor, daß sie nur im Drange der Noth und zum Scheine von den Römern abgefallen seien, weil sie nicht anders gekonnt hätten, jetzt aber kämen sie gerne zu ihren alten Freunden zurück und bäten um Beistand, damit sie nicht von den Germanen gezüchtigt würden.

In ihren Mauern weilten die Gemahlin und die Schwester des Civilis, sowie die Tochter des Classicus. Diese drei Frauen hatten sie damals als Geißeln begehrt, damit sie ein Unterpfand des mit den Bataviern, Germanen und Galliern geschlossenen Bündnisses seien. Jetzt waren sie niederträchtig genug, diese durch Vertrag geheiligten Personen den Römern anzubieten.

Und um zu zeigen, wie ernst es ihnen mit der Rückkehr sei, überfielen sie alle Germanen, welche in Folge des Bündnisses in ihren Häusern einquartirt waren und mordeten sie meuchlings hin. Die unerwartet Ueberfallenen, welche auf die Heiligkeit der Freundschaft bauten und an einen so schändlichen Verrath nicht dachten, fielen fast wehrlos als Opfer einer schmachvollen Politik.

In Zülpich standen chaulische und friesische Cohorten; diese konnten ihnen beim Ruchbarwerden ihres treulosen Betragens höchst gefährlich werden. Um dieses zu verhindern, begingen sie neue Schändlichkeiten. Sie luden diese tapfere Schaar, welche den Römern einen starken Damm entgegenzusetzen konnte, zu einem schwelgerischen Mahle, und spendeten den Wein so reichlich, daß sie trunken wurden.

Jetzt verschlossen sie alle Thüren und Fenster des Gebäudes und zündeten dasselbe an verschiedenen Stellen an, so daß die Schlafenden bis auf den letzten Mann in den Flammen ihren Tod fanden.

Man sieht, die Römer hatten an den Cölnern gelehrige Schüler. Nicht umsonst hatten sie im Lande der Ubier jede Spur deutschen Wesens und Geistes vernichtet, nicht umsonst römische Bildung, Kunst und Sittenverderbniß in der Colo-

nie der Agrippa einheimisch gemacht. Die Cölner besaßen keinen Faden deutscher Treue und Ehrlichkeit mehr. Ueppigkeit, Habsucht und Wohlleben ging ihnen über Freiheit und Unabhängigkeit. Lieber wollten sie bei schändlicher Treulosigkeit Sklaven, als in aufrichtig deutscher Gesinnung Söhne des großen Vaterlandes bleiben und die Freiheit ihrer Namensgenossen genießen.

Mit dieser Schandthat hatten sie die Brücke zwischen sich und den Germanen niedergerissen, und sie wurden von allen Stämmen verflucht, denen die Freiheit am Herzen lag.

8.9 Schlacht bei Xanten. Sieg der Römer. Unterwerfung des Civilis

Nach dem unglücklichen Ereignisse zu Trier und dem Abfalle der Ubier war es für Civilis unmöglich, sich noch länger kämpfend am Oberrheine aufzuhalten um so weniger, da er auch einen Ueberfall von der Seeseite erwarten mußte. Zorn im Herzen, ging er mit seinen Anhängern rheinabwärts, ergänzte sein Heer aus den tapfern und treuen Söhnen Germaniens und gab dem Classicus Befehl, den Feind so lange aufzuhalten, als es in seinen Kräften stehe.

Cerialis verstärkte sich indessen eilends mit den Legionen, welche zerstreut umherstanden, und begab sich dann in Eilmärschen nach Cöln, wo er die Einwohner in Gnaden wieder annahm und sie wegen ihres Verhaltens lobte. Lange hielt er sich indessen in Cöln nicht auf, denn er wollte dem geschlagenen Civilis keine Zeit lassen, sich festzusetzen und große Streitkräfte an sich zu ziehen. Zwar schlug Classicus bei Neuß die vorausgesandte Reiterei, und die Caninefater vernichteten die römische Flotte, als diese ihr Land angriff, aber das waren nur geringe Hindernisse für den mit großer Uebermacht heranrückenden Cerialis.

Civilis hatte sich, wie oben gemeldet, nach Xanten zurückgezogen; da seine Macht gegen die sechs herankommenden Legionen des Cerialis nur gering war, so suchte er dem Feinde ein natürliches Hinderniß zu schaffen, indem er einen Damm quer durch den Rhein baute und die flachen Ufer nebst einer weiten Strecke Landes überschwemmte.

Als nun die Römer ankamen, wurden sie von den Bataviern mit Hohn empfangen, und diese ließen sich zum Kampfe reizen; aber in den entstandenen Morästen und trügerischen Untiefen versanken Mann und Roß, während die riesigen Batavier, an Wasser und Schwimmen gewöhnt, auch in dem den Römern so nachtheiligen Elemente mit Glück kämpften. Sie durchwateten oder durchschwammen die tiefen Stellen und griffen

die Römer von allen Seiten an; diese wurden im Getümmel in das Wasser hinabgerissen und ertranken in großer Menge, doch beschränkte sich der Kampf ganz allein auf den überschwemmten Boden, denn die Batavier wagten es nicht, auf das Trockene hinüberzugehen, und die Römer fürchteten sich, weiter im Wasser vorzudringen.

So kam die Nacht und es mußte auf beiden Seiten vom Kampfe abgelassen werden; aber bei beiden Theilen stand die Absicht fest, am nächsten Tage von Neuem anzugreifen und eine Entscheidung herbeizuführen. Die Batavier und Germanen verbrachten die Nacht mit Gesang und Geschrei, während die Römer wegen der gehaltenen Niederlage vor Zorn und Wuth mit den Zähnen knirschten.

Bei Sonnenaufgang rückten sich die Feinde entgegen. Civilis stellte seine Schaaren in Keilform auf, rechts die Batavier und Gugurner (Clever und Geldener); links am Ufer des Rheines die deutschen Verbündeten, die Bructerer und Tenkerer vom jenseitigen Ufer des Flusses.

Als die Schlachtordnung gebildet war, redete Cerialis seine Schaaren an und sagte ihnen in feuriger Rede, daß sie jetzt alle Schmach abwaschen könnten, indem sie den flüchtigen Feind vernichteten.

Auch Civilis sprach zu den Seinigen; er erinnerte sie daran, daß sie auf einem Boden ständen, wo sie jüngst über die Römer triumphirt hätten; so weit das Auge reichen könne, sei die ganze Gegend ein weites Grab der geschlagenen Legionen; jetzt, wo sie die gemeinsamen Waffen wieder gegen die fremden Bedrücker erhöben, ständen ihre Füße auf den Leichen der Ueberwundenen; er habe durch die Ueberschwemmung dem Feinde ein starkes Hinderniß bereitet, und sie müßten heute entweder siegen oder ihr Land für immer der Knechtschaft überliefern. Im Angesichte des Rheines und der germanischen Götter, fuhr er fort, sollten sie die Schlacht ergreifen und kämpfend der Gattinnen, der Eltern und des Vaterlandes gedenken. Freiheit und Sklaverei lägen in ihren Händen.

Die Angeredeten gaben mit Waffengeklirr und Stampfen ihren Beifall zu erkennen. Sogleich begann der Kampf mit Steinwürfen und Wurfgeschossen. Die Römer aber wollten sich nicht in den Sumpf wagen, wie sehr sie auch von den Bataviern dazu gereizt wurden.

Das Wurfgeschloß war bald verbraucht und die Schlacht hatte die Batavier und Germanen so kampfbegierig gemacht, daß sie, durch Wasser und Sumpf vordringend, die Römer auf dem festen Lande angriffen. Ihre riesigen Leiber und langen Lanzen erlaubten ihnen, den Feind aus der Entfernung zu durchbohren und ihre wankenden Reihen in Unordnung zu bringen. Eine Schaar Bructerer, welche auf dem aufgeworfenen Dam-

me stand, warf sich in die Fluthen und schwamm an den Feind heran, den sie durch ihre Tapferkeit in Verwirrung brachten und in die Flucht schlugen. Cerialis schickte schnell frische Streitkräfte an den bedrohten Punkt und stellte die Ordnung wieder her. Die Schlacht schwankte indessen hin und her und der Ausgang war zweifelhaft.

Da geschah es, daß ein batavischer Ueberläufer zu Cerialis kam und sich erbot, ihm einen Weg zu zeigen, auf welchem er den Civilis in den Rücken fallen könne. Der Römer gab dem schändlichen Verräther zwei Geschwader mit, welche dieser auf einem Umwege seinen Landsleuten in den Rücken führte. Sobald Cerialis an dem sich wild erhebenden Geschrei merkte, daß die Umgehung glücklich vollbracht sei, ließ er mit größern Massen in der Fronte angreifen, denen es gelang, die Germanen zurückzudrängen, so daß sie gezwungen wurden, dem Rheine zuzufließen.

Wäre die römische Rheinflotte jetzt gleich bei der Hand gewesen, so war der Krieg entschieden, denn dann standen die Batavier von allen Seiten umzingelt und mußten vollständig erdrückt werden; aber der Sieg konnte nicht verfolgt werden, weil zugleich mit der sinkenden Nacht ein heftiger Platzregen niederströmte.

Am folgenden Tage wurde der Kampf noch fortgesetzt, aber Civilis sah die Nothwendigkeit ein, sich zurückzuziehen; er raffte deßhalb Alles zusammen, was er fortbringen konnte, das Uebrige ließ er in Flammen aufgehen und ging dann mit den Seinigen auf die batavische Insel, von wo aus er den Kampf begonnen hatte. Auch Tutor, Classicus und hundertdreizehn Trier'sche Senatoren folgten. Um hier wenigstens einigen Schutz zu haben, ließ er die Dämme durchstechen und überschwemmte die ganze Insel. Dann griff er in übermenschlicher Anstrengung die Römer an einem Tage an vier verschiedenen Stellen an und focht gegen die Uebermacht vom Morgen bis zum Abend.

Es fehlte nur wenig, so wäre Civilis gefangen worden, als er die fliehenden Germanen zum Stehen bringen wollte. Sobald er von den Römern erkannt wurde, überschütteten sie ihn mit einem wahren Regen von Pfeilen, und sein Leben stand in der höchsten Gefahr. Da sprang er rasch von seinem Rosse, warf sich in den Strom und schwamm an das jenseitige Ufer. Tutor und Classicus entkamen ebenfalls auf Kähnen.

Die Insel gehörte nun den Römern, aber Civilis hatte fast Wunder gethan, um sie so lange zu erhalten. Auch jetzt gab er die Hoffnung noch nicht auf, obschon er beinahe aller Hilfsquellen entkleidet war.

Einige Tage nach diesen furchtbaren Kämpfen reiste Cerialis nach Neuß und Bonn, um die dortigen Lager in Augenschein zu nehmen, welche man zur Ueberwinterung der Legionen von Neuem auf-

zubauen im Begriffe war. Die Rückreise machte er zu Schiffe. In einer dunkeln Nacht, als die Schiffe vor Anker lagen und die Soldaten am Ufer unter Zelten schliefen, schlichen sich in zwei Haufen die Germanen herbei. Der eine überfiel die Zelte, schnitt die Seile ab und tödtete die Schlafenden. Cerialis selbst entrann, nur halb bekleidet, kaum dem Tode. Der andere Haufe bemächtigte sich der Schiffe und zog sie an Stricken den Rhein hinab. Das Schiff des römischen Feldherrn aber, auf den die Germanen ihn Anfangs vermuthet hatten, zogen sie die Lippe hinauf und brachten es der Velleda als Geschenk dar.

Wo dieses geschehen, ist unbekannt, doch liegt die Vermuthung nahe, daß Gelb bei Uerdingen der Schauplatz dieser heldenhaften That war.

Civilis, der jetzt keinen Fußbreit Landes mehr unter den Füßen hatte, wo er seine Streitkräfte entwickeln konnte, kam auf den Einfall, einen Kampf zur See zu wagen und brachte auch wirklich eine Flotte zusammen, aber er konnte mit seinen winzigen, dreißig bis vierzig Personen fassenden Kähnen nichts ausrichten, sondern mußte den Widerstand gänzlich aufgeben.

So zähe, erfindungsreich und tapfer wie dieser Civilis, der den Kampf bis an die Grenzen des Möglichen fortsetzte, mag es wenig Helden gegeben haben.

Cerialis fürchtete den Mann mehr, als alle Feinde des Römerreiches zusammengenommen; deßhalb suchte er den Frieden und sandte Boten zu ihm, zu den Bataviern und zur Seherin Velleda, welche ihnen Verzeihung antragen mußten, wenn sie sich unterwürfen oder mit den Römern ein neues Bündniß eingingen.

Civilis widerstand noch, bis sich unter den Bataviern selbst laute Stimmen für den Frieden erhoben, und bei fortgesetztem Kriege ihm Tod oder Kerker von seinen eigenen Landsleuten drohte. Da erst, aber auch dann noch mit schwerem Herzen, ließ er sich herbei, mit Cerialis zu unterhandeln. Die beiden Feldherren, wovon Civilis jedenfalls der größte, kamen auf einer Brücke zusammen, die zur Sicherheit für beide Personen in der Mitte durchbrochen war; hier huben sie an, zu reden, und die Unterhandlung endigte damit, daß Civilis sich unterwarf, wogegen ihm von Cerialis Freiheit und Begnadigung zugesagt wurde.

Hierauf wurde zwischen Römern und Bataviern von Neuem ein Bündniß aufgerichtet.

So blieb der Mann, der kein Vaterland und keine Heimath mehr hatte, dem mächtigen Römer gegenüber bis zum letzten Augenblicke ein Held.

Was später aus ihm geworden, davon weiß die Geschichte nichts zu sagen. Die Erinnerung an seine Großthaten ging nicht unter. Noch heute pflegt man in der Umgegend von Geldern und auf dem ganzen Landstriche den Rhein hinab einen starken, entschlossenen Mann, welcher der Ge-

fahr nicht aus dem Wege geht, sondern sich, stets kampfbereit, auf den Gegner wirft, „einen wahren Batavier“ zu nennen.

Hilfsmittel

1. Eigene Anschauung.
2. Dr. Hermann Adalbert Daniel, Handbuch der Geographie. Stuttgart, 1861.
3. Dr. Jacob Schneider, neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie des Rheinlandes. Düsseldorf, 1860.
4. Cajus Cornelius Tacitus, Germanien und Geschichtsbücher.
5. Dr. Johann Georg von Viebahn, Statistik und Topographie des Regierungsbezirkes Düsseldorf. Düsseldorf, 1836.
6. Dr. Fr. Ad. Beck, Lebensbilder aus den preußischen Rheinlanden. Neuwied, 1831.
7. Annalen des historischen Vereines für den Niederrhein, insbesondere für die alte Erzdiöcese Cöln. Cöln, von 1857 an.
8. Dr. Otto von Mülmann, Statistik des Regierungsbezirkes Düsseldorf. Iserlohn, 1864.
9. Lacomblet, Urkundenbuch.
10. Leben der heiligen Jungfrau Irmgardis, Gräfin von Zütphen, ehemalige Gebieterin von Sachteln, jetzt Patronin auf dem Heiligenberge daselbst. Neuß, von H. G. Schmitz.
11. Fr. Char, Geschichte des Herzogthums Cleve seit der ersten historischen Kenntniß bis auf unsere Zeit, Mit besonderer Rücksicht auf die Hauptstadt Cleve. In volksthümlicher Darstellung. Cleve und Leipzig. Verlag von Fr. Char. 1845.
12. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Prof. Dr. Th. M. Bouterweck und Dr. M. Crecelius. Bonn, Marcus.
13. C. F. Rieke, der Volksmund in Deutschland: Sonst und Jetzt. Ein Wegweiser im deutschen Vaterlande für's Volk und Lehrer. Nordhausen, 1861. Adolph Büchting.
14. Albrecht Wolters, Reformationsgeschichte der Stadt Wesel bis zur Befestigung ihres reformirten Bekenntnisses durch die Weseler Synode. Bonn, bei Marcus, 1868.
15. Eduard Duller, die Geschichte des deutschen Volkes. Berlin, 1845. Verlag von C. T. Klemm.
16. J. H. Schürmann, Altes und Neues aus Orsoy.
17. J. Baumann's Naturgeschichte für das Volk. Frankfurt a/M. J. D. Sauerländer's Verlag, 1871.
18. Cajus Plinius Secundus, Naturgeschichte.
19. Dr. Theodor Joseph Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins.
20. Andacht zu dem heiligen Bischofe Suitbertus, dem Apostel von Friesland, Holland und den Rhein-
gegenden, erneuert durch das eilfhundertjährige Jubelfest, welches zu seiner Verehrung mit größter
Feierlichkeit und einem Jubelablass zu Kaiserswerth, an dem Sarge seiner heiligen Gebeine, acht
Tage, nämlich vom 6. bis zum 13. Juli, im Jahre 1817 ist gehalten worden. Düsseldorf, F. F. Stahl.
21. Rheinische Provinzial-Blätter, herausgegeben von Dr. Jacob Nöggerath. Cöln.
22. Cöln und seine Merkwürdigkeiten für den Alterthumsforscher und Kunstliebenden. Cöln, 1818. Verlag
von J. Mathieuse.
23. E. Weyden, Cöln's Vorzeit. Cöln bei P. Schmitz, 1826.
24. Meyer's Reisebücher, die Rheinlande oder Westdeutschland von F. Hay. Leipzig, 1874.

25. Der preußische Staat in Lebensbildern aus der Heimathskunde. Königsberg, 1868.
26. Dr. Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Cöln, 1862.
27. Dr. Leonard Ennen, Geschichte der Stadt Cöln. Cöln und Neuß, 1865.
28. Vaterländische Chronik der Königlich Preußischen Rheinprovinzen im Allgemeinen und der Stadt Cöln insbesondere. Herausgegeben von Johann Wilh. Brewer. Cöln, 1825.
29. Dreer, J. G., Leben und Thaten der Heiligen. Augsburg bei Kollmann, 1861.
30. Vincenz von Zuccalmaglio, Geschichte und Beschreibung der Stadt und des Kreises Mülheim am Rhein. Cöln, 1846.
31. V. v. Zuccalmaglio, Altenberg im Dhürthale. Festbeitrag zur Eröffnungsfeier des durch Seine Majestät unsern König wieder hergestellten Bergischen Domes. 1848.
32. Th. von Haupt, Jacobe, Herzogin zu Jülich, geborne Markgräfin von Baden, biographische Skizze. Coblenz, 1820.
33. Fr. J. Löhner, Geschichte der Stadt Neuß von ihrer Gründung bis jetzt. Neuß, 1840.
34. Conrad Aldendorff, Beiträge zur Neußer Chronik, welche er aus echten Urkunden und bewährten Schriftstellern gesammelt hat. Düsseldorf, 1785.
35. W. Prisach, das Neußer Leben und Treiben auf dem großen Gebiete der Weltgeschichte und im stillen Gehege christlicher Sitte, Bildung und Kunst, Düsseldorf, 1837.
36. Des Stadtsecretarius Christians Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß. Dr. E von Groote. Cöln, 1855.
37. Hubert ter Schollen, über die Entstehung der Stadt Kempen nebst einer kleinern Lokal-Chronik und einigen Nachrichten über merkwürdige Personen und die Umgegend. Cöln, 1822.
38. Friedrich Michels, Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp bei Rheinberg. Crefeld, 1832.
39. F. Stellwerk, die älteste, bisher unedirte, wichtigste Urkunde über die Erhebung des Ortes Urdingen zur Stadt. Urdingen, 1876. Im Selbstverlage des Verfassers.